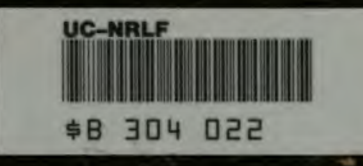
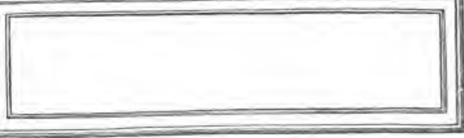

UC-NRLF
$B 304 022


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Schriften

herausgegeben

vom

Institute zur Förderung der israelitischen Literatur

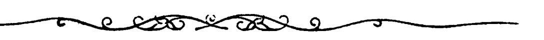
unter der Leitung

von

Dr. Ludwig Philippson in Bonn,
Dr. A. M. Goldschmidt in Leipzig,
Dr. L. Herzfeld in Braunschweig.

Eilftes Jahr 1865 — 1866.

Sepphoris und Rom. Ein historischer Roman.



Berlin,

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.

1866.

Sepphoris und Rom.

Ein historischer Roman

aus dem vierten Jahrhundert.



Berlin,
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
1866.

Wacht auf, ihr Todten!
Erhebt euch, Schatten, aus der Gruft zu gleiten —
Wir Lebenden entboten
Die Hand euch, einmal noch zu schreiten
Aus Grabesdunkel durch des Lebens Kreis —
Nehmt Blut aus unsren Herzen, schnell und heiß,
In eure längst erschlafften Adern,
Noch einmal hier zu lieben und zu hadern
Im wirren Streite der Gefühle
Und in der Menschen Kampfgewühle!

Ihr zögert noch? . . Ihr fühlt euch fremd hier droben —
Die Welt ward anders — eure ist zerstoben,
Verwest, geschwunden? — Schaut dasselbe Licht
Auf eure bleichen Angesichter nicht?
Weht eine andre Luft um eure Wangen?
Und wölbt sich nicht desselben Himmels Prangen? . .
O blickt hinein in unsre Herzen:
Dieselbe Lust, dieselben Schmerzen,
Wie sie einst bebten durch der euren Schlag;
Des Sturmes Nacht, des Friedens Tag,
Ganz wie sie standen einst in euren Seelen —
Dasselbe Suchen und dasselbe Fehlen!

Zeigt eure Wundenmale,
Und kehrt das heimliche Gebrest dem Strahle
Des Tages zu! — o wir verstehn sie gut! —
Lechzt nicht dasselbe Schwert nach unsrem Blut?
Reicht nicht der gleiche Feind des Giftes Becher
Auch uns noch heut' und spottet laut dem Rächer?
In Euch, die stritten, seh'n wir uns, die streiten — —
Mag auch die Welle stets vom Ufer gleiten,
Wenn sie nur muthig hin zur Brandung fliegt —
Wir wollen siegen, wie Ihr einst gesiegt! —

Der Genius der Poesie und der Genius der Geschichte trafen sich in der Höhe. Der erstere sah sorgenvoll und betrübt aus, und wurde vom andern voll Theilnahme gefragt, was ihn so schwer bekümmere? — „Soll mein Herz nicht gramvoll sein? lautete die Antwort, werde ich nicht, nachdem ich eine Zeitlang auf den Höhen des Lichtes und der Schönheit gewandelt, gegenwärtig von einem Epigonengeschlecht täglich in gebundener und ungebundener Rede, aber stets in maßloser, in gereimter und reimloser Sprache, aber stets in ungereimter, mißhandelt?“ — „Das darf Dich nicht betrüben, erwiderte der Genius der Geschichte, sondern muß getragen werden. Was dem Menschen übergeben wird, ist wechselndem Geschicke ausgesetzt, und steigt und sinkt, wie es der Geist im Menschen selbst thut. Siehe auf alle unsre Brüder, und Keiner von ihnen erfreut sich ewiger Blüthe und dauernden Glückes.

Geht es mir anders? Und wenn ich freudig bekenne, daß diese Neuzeit, die über den jetzigen Menschen steht, mir sehr wohlgethan, mir die Schwingen gelüftet und sie von Fesseln und Gewichten befreit hat, so habe ich doch noch immer von meinen Todfeinden, der Lüge, der Fälschung, dem eingewurzelten Vorurtheil, der Kurzsichtigkeit und dem Urtheilsmangel, und wie sie alle noch heißen, viel zu leiden und kann mich ihrer kaum erwehren!" — Die beiden Brüder reichten sich die Hände und wandelten eine Strecke Weges neben einander. Aus diesem ihrem Verständniß entsprang — der geschichtliche Roman. Ob sie hiermit ihrem Leidwesen wirklich abgeholfen, oder es nur gelindert, oder sich nur neue schwache Seiten geschaffen haben, wollen wir nicht entscheiden. —

Dichtung und Geschichte widersprechen sich ihrem Wesen nach nur in einigen Punkten, in anderen kommen sie mit einander überein. In Beiden muß die Wahrheit leben. Die innere Entwickelung muß hier wie dort folgerichtig, im innigsten Zusammenhang von Ursache und Wirkung, aus naturgemäßen Voraussetzungen hervorgehend sein: sonst ist Dichtung wie Geschichte verfälscht. Aber die Geschichte darf nur gegebene Voraussetzungen reproduziren, die Dichtung produzirt sich die Voraussetzungen selbst; die Geschichte muß den äußeren Gang, in welchem sich die Entwickelung

als Persönlichkeit und Thatsache manifestirte, treu nach der Wirklichkeit bewahren und wiedergeben, während die Dichtung sich jenen frei schaffen kann, wenn sie nur diese Kundgebungen den innern Motiven entsprechend zu finden und zu wählen versteht. Im geschichtlichen Roman giebt aber die Poesie einen Theil dieses ihres Vorrechtes auf, indem sie die Grundelemente ihrer Gestalten und Vorgänge der Geschichte entlehnt, und damit die freie Waltung nicht unwesentlich beschränkt. Aber auch die Geschichte bleibt in ihm nicht ohne Opfer; denn sie muß es sich gefallen lassen, daß die Dichtung dem von ihr gelieferten Stoffe ein inneres Leben einflößt, das nicht immer, noch weniger ganz der Wirklichkeit entspricht. Wenn es daher die besondere Aufgabe, welche die neuere Geschichtsforschung sich gestellt hat, ist, das innere Leben der geschichtlichen Erscheinungen wiederzuschaffen, und ein treues Bild der Motive und Charaktere aufzustellen: so tritt ihr der historische Roman hierin vielmehr hemmend entgegen, und zerstört nicht selten ihre mühsamsten Schöpfungen. Entlehnt derselbe von der Geschichte nichts weiter als den äußern Faden der Ereignisse, wie Namen, Stand und Zeit der Personen, den er noch dazu mit eigenem buntfarbigem Zuschuß versieht, und ihn nach Belieben ausspinnt oder abschneidet, so hat der Dichter sich nur eine bequeme Aushülfe für den Mangel an schöpferischer

Phantasie bereitet, sein Werk wird aber nur mit Unrecht den Titel eines geschichtlichen Romans sich anmaßen. Die Folge wird die Verbreitung vieler falschen Vorstellungen geschichtlicher Epochen und Persönlichkeiten im großen Lesepublikum sein, und die Geschichte wird sich hierüber nur zu beklagen haben. Der wahre geschichtliche Roman aber muß vielmehr den Zweck haben, einer vergangenen Zeit innerstes Leben durch die dichterische Intuition aufzurollen, und dies durch selbsterfundene Details, durch eigen geschaffene Zwischenpersonen und Vorgänge zu ergänzen und um so eingänglicher und plastischer zu machen, wo die Geschichte nur sparsame und unzulängliche Mittel besitzt, so jedoch, daß die Wahrheit des geschichtlichen Lebens nicht geradezu zerstört und verfälscht wird. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die Geschichte Alles, selbst das Einzelnste und Kleinste, nur aus dem Gesichtspunkte des Ganzen und Großen betrachten darf; sie muß überall fragen, was vorher, was zugleich und was nachher war; Alles ist ihr nur ein Glied eines gewaltigen, unendlich fortschreitenden Ganzen. Entgegengesetzt die Dichtung, selbst im historischen Roman; sie faßt ihren Gegenstand als selbständiges, abgeschlossenes Dasein, auf welches zwar von Außen eingewirkt wird, und das von Außen abhängig ist, aber in seiner innern Existenz für sich lebt, seine Kämpfe für sein eigenes Wesen führt, und darin sich auslebt.

Was macht nun den besonderen Reiz des geschichtlichen Romans aus, und hat ihm eine so schnelle und große Verbreitung gegeben? Der Mensch liebt es, die Schattenbilder seiner Phantasie der Wirklichkeit angehörig und entnommen zu wissen, und sieht daher gern eine gewisse Bürgschaft dafür von der Geschichte gewährt. Andererseits erfreut es ihn, bedeutende historische Erscheinungen, welche die Geschichte nur in großen Umrissen und Zügen zeichnet, mit Fleisch und Blut vor sich vorüber wandeln zu sehen, und in die Tiefe ihrer Gedanken- und Gefühlswelt, wie sie gewesen sein mag, zu schauen. Aus dem großen Meere der Geschichte tauchen die Inseln, die vulkanischen Eilande und Felsen hervor; aber wir möchten sie nicht blos als geographische Punkte, sondern in ihrer ganzen eigenthümlichen Gestaltung und mit allem Dem kennen, womit sie die Zeit bekleidet hat, was sie geschaffen, getragen, und erlitten haben. —

Ob es dem Verfasser der folgenden Erzählung gelungen ist, jener Aufgabe des geschichtlichen Romans annähernd zu entsprechen, und die wesentlichen Forderungen an denselben einigermaßen zu erfüllen, steht ihm zu beurtheilen nicht zu. Aber er hat mit Ernst danach gestrebt, den Charakter der Zeit und der Personen treu wiederzugeben, und die Hauptzüge seines Gemäldes aus den weitzerstreuten geschichtlichen Notizen zu sammeln. Doch er verhehlt sich nicht, daß für

ihn eine besondere Schwierigkeit noch daraus entsprang, daß er nicht allein Geschichte in der Reproduction der Dichtung geben, sondern auch eine bestimmte Tendenzfrage zu lösen versuchen wollte. Seit langer Zeit betrachtet man es als eine geschichtliche Räthselfrage: wie sich der jüdische Stamm mit seinem eigenthümlichen Glauben mitten durch die lange Reihe der Jahrhunderte, mitten durch den Wechsel der Geschicke, mitten durch die zerstörendsten Kämpfe der Völker, den Zusammenstoß von Welttheilen, den Einsturz von Thronen und Staaten, und im steten Widerstreit mit allen seinen Umgebungen zu erhalten vermochte? Alle Versuche, diese Frage durch eine einseitige Lösung zu beantworten, sind gescheitert. Noch interessanter wird aber diese Frage, wenn wir sie auf jene Zeitperiode beschränken, wo nach dem Untergange seiner staatlichen Existenz, nach der Zerstörung seines kultuellen Mittelpunktes, ja nach dem Verluste jedes geistigen und geistlichen Centrums, die zersplitterte Existenz jenes Stammes mehr als gefährdet erscheint; auf jene Epoche, wo das junge Christenthum nicht blos seinen riesigen Gegner, das Heidenthum, in den Staub warf und zertrümmerte, und die ganze Cultur des Alterthums auflöste, freilich nicht ohne mächtige Reste jenes und dieser in sich aufzunehmen und mit sich zu amalgamiren, sondern wo der Sieger auch sein Schwert gegen Alles was ihm gegnerisch erschien, also

auch gegen das Judenthum und den es treu bekennenden Stamm wandte, und ihm das Bürgerrecht der irdischen Welt, das ihm der Römer eingeräumt, entzog, so alle Anhänger desselben theils grausamer Verfolgung, theils noch grausamerer Ausschließung unterwerfend; auf jene Zeit, wo zugleich von Norden her ein neues, jetzt noch barbarisches Menschengeschlecht in die alten Kulturstätten eindrang, und auf den Trümmern einer verlebten Civilisation einen neuen kräftigen, aber noch rohen Bestand gründete, wo also Alles, was bis dahin gewesen und gegolten, zusammenbrach, und die Ruinen nur den Boden für eine neue Pflanzung des menschengeschlechtlichen Lebens hergaben. — Wie auch unter solchen Kämpfen, Erschütterungen, Umwälzungen und Wiedergeburten, bei dem vernichtenden Andrang und der unermeßlichen Wucht so vieler feindseligen Elemente der jüdische Stamm dennoch bestehen blieb, sich dennoch ein energisches Leben wahrte, das damals noch viel weniger als späterhin durch feste, theils organische, theils versteinte Formen zusammengebunden war? Diese schwierige Frage in ihren Hauptmomenten zu beantworten, war die Aufgabe, die wir uns gestellt, und ihre Beantwortung konnte der freien Waltung der Dichtung nur um so größere Schwierigkeiten schaffen. Wir konnten hier uns selbst nur durch die Erwägung Muth einflößen, daß das vielfache Interesse, welches dieser Vor=

wurf an sich einflößt, uns zu Gute kommt, und in dem Gegenstande selbst so viele Herrlichkeit des menschlichen Geistes, so viele Kraft des Gemüthes, so viel Liebe und Treue, enthalten sind, daß er schon durch sich selbst den Leser zu fesseln vermag.

Möge es uns gelungen sein, den heutigen Bekennern des Judenthums hierdurch ein Volksbuch im höheren Sinne des Wortes geschaffen zu haben, in welchem sie auch die gegenwärtige Zeit mannichfaltig wiedergespiegelt sehen.

Der Verfasser.

Erster Theil.

Sepphoris.

Tiefblauer Himmel Asiens, warum wölbest du dich über so viele Einöden und Trümmer?

Wo die Wiege der Menschheit und des Menschenthums gestanden, so gewaltige Reiche erwuchsen, so viele üppige Städte geblüht; wo so viele Weise gewandelt, so viele Geister von den ersten Strahlen der Erkenntniß erleuchtet worden; wo die Kunst ihre prächtigen Säulengänge aufgerichtet, und die Menschenseele ihren Flug zum Himmel nahm, wo der göttliche Geist durch den Mund von Sterblichen sprach, die Wahrheit ihre Lehren verkündete, das Recht seine Grundsätze aufstellte, und nun das geflügelte Wort über alle Räume der Erde seine Schwingen breitete — warum sind da die Ebenen zu Steppen, die Berge zu kahlen Höhen, die Bäche zu trockenen Rinnsalen geworden, und die herrlichen Werke der Menschen in den Schooß der Erde gesunken, von Wüstensand und Gerölle bedeckt, oder als düstere Ruinen von der allmächtigen Hand der Zeit in den Staub geworfen?

Ich stand auf einem steil und abgesondert sich erhebenden Berge; ich erstieg, durch wildes Gestrüpp mich durcharbeitend, die Trümmerwand eines verfallenen Castells, das den Gipfel der Höhe krönte. Es war noch in den ersten Stunden des Vormittags, die Luft war vollkommen klar und heiter. Am Fuße der Höhe lag ein geringes Dorf, Sefurieh genannt, dessen niedrige Lehmhütten von der Armuth und dem Elend ihrer Bewohner zeugten. Aber welch ein Rundgemälde breitete sich vor meinem Blicke aus! Dort

lag die herrliche Ebene Esdraelon; zur Linken zeigten sich über den Höhenzügen der runde Gipfel des Tabor, Spitzen des kleinen Hermon und des Gilboa und die waldbewachsenen Hügel, die sich bis zum Carmel hinziehen, dann der lange Rücken dieses Berges selbst, dessen Fuß die Wellen des Meeres bespülen. Vor mir funkelte der Spiegel des Mittelmeeres in der Morgensonne, wie eine weite Silbertafel, umrahmt von dem Goldsande der Küste. Rechts aber kam aus kahlen Berggruppen die Ebene el-Büttauf heraus, von einzelnen Silberfäden der Winterbäche durchschnitten, die sich weiterhin in ein enges Felsthal zusammendrängen, um den Kischon zu speisen, der am Fuße des Carmel in das Meer sich ergießt. Von dem Rande dieser Ebenen schaute ich über die Rücken von Bergzügen, die, einer über den andern ansteigend, zuletzt zu einem wilden Chaos von Höhen werden, über welches der majestätische Hermon mit seinem ewigen Schnee hoch in die Himmel steigt. So faßte mein Auge mit einem Blicke den Spiegel des Meeres, den Teppich der Ebenen, die kahlen Scheitel der Berge und die schimmernden Firnen des Libanon. Aber alle diese Herrlichkeit der Natur lag wie ohne Leben, wie von den Fesseln des Todes gebannt, zu meinen Füßen. Ueberall blickte nur eine kärgliche Pflanzenwelt herauf, kaum da üppiger gedeihend, wo sich ein schmaler Bach durch die Ebene wand; nirgends die mannigfaltige Bewegung der Thiere, außer daß drüben über den Bergen von Samarien ein Adler seine weiten Kreise zog; nirgends das geschäftige Gewühl der Menschen auf den Straßen, die sie ziehen, auf den Fluren, die sie bebauen, und außer dem elenden Dörfchen zu meinen Füßen keine Menschenstätten in dem weiten Umkreise, als das Eliaskloster auf dem nördlichen Ende des Carmel und in weiter Ferne die Mauern von Safed an der Hüfte eines ragenden Berges!

Bist du das, Land Juda's? Einst so reich an Städten und Flecken, so ergiebig an Korn und Most, an Oel und Datteln, fließend von Milch und Honig, einst so dicht bevölkert, wie ein Lustgarten blühend — und jetzt so todt und verödet, daß selbst der Löwe und der Bär deine Bezirke fliehen, und nur der Schakal sein nächtliches Geheul durch die menschenleeren Steppen tönen läßt? Und doch bist du kein Grab; denn deine Kinder leben noch. Du hast sie nicht mit deinem Sande und deinen Ruinen verschüttet, sondern sie zogen nur hinaus über alle Meere und Länder und gedenken dein und zeugen von dir. Wie ist dies also gekommen?

Ich wußte, wo ich stand. Wo das verfallene Castell seine zerbröckelnden Wände hebt, stand einst die Veste Sepphoris, und um sie lagerte rings an allen Seiten des Berges und noch weit in die Ebene hinab die Stadt, die volkreiche und wohlgebaute, die Königin Galiläas, gewerbreich und eine feste Wehr zugleich. Sie ist verschwunden von dem Erdboden; noch lebt ihr Name in dem armseligen Dorfe da unten. Noch vor wenigen Jahrzehnten blühete es, denn zahllose Bienenschwärme brachten aus den Ebenen und den Haiden ihren Honig dahin, zu lohnendem Ertrage für die Bewohner. Aber die Beherrscher des Landes sogen auch das letzte Besitzthum der Verarmenden aus, und die Räuberhorden der Beduinen zerschlugen die Bienenstöcke, und so werden nur wenige Jahre noch hinziehen, und auch diese Erdhütten werden verschwunden sein. Und doch ruhen auf ihnen die Schatten einer großen Vergangenheit und lassen diesen Fleck Erde nicht in dem Gedächtniß der Menschen verlöschen. War es doch hier, wo die Nachkommen Juda's, als schon Jahrhunderte über das zerstörte Zion hinweggegangen, zum letzten Male das Schwert gegen den grausamen Römer erhoben, wo zum letzten Male das Todesröcheln der

Krieger Juda's gehört ward; war es doch diese Stätte, von welcher die letzten Söhne Israel's dem Lande ihrer Väter entflohen, und für Jahrtausende, die noch nicht geendet, ihm den Rücken zuwandten.

Vorüber, Schatten des Herodes, der diese Veste mit stürmender Hand genommen; vorüber, Schatten des Varus, der sie in Asche gelegt, bevor er seine Legionen in den Wäldern Germaniens begrub; vorüber, ihr Schatten der Kreuzfahrer, die ihr in prunkendem Pomp an der großen Quelle von Sefurieh gelagert am Tage vor der Niederlage bei Hattin, und Du, edelherziger Saladin, dessen wilde Schaaren dieses Castell zum letzten Male gebrochen — Ihr Alle ziehet vorüber, denn Ihr waret doch nur dahingleitende Figuren in dem großen Drama dieses Landes. Kehren wir vielmehr ein in der mächtigen Veste, als sie ihre zahlreichen Bewohner, ihre vielen Synagogen und Lehrhäuser, blühendes Gewerbe und unermüdliche Thätigkeit umschloß — aber ihre Tage waren gezählt, und der Feind, der die stolze Palme niederschmettern sollte, rückte heran.

1.

Das Westthor von Sepphoris stand weit offen, und durch seine dunkle Wölbung ergoß sich der Strom der Bewohner. Ein Theil derselben hatte bereits die letzten Wälle der stark befestigten Stadt überschritten und zu beiden Seiten der großen Straße, welche gen Nordwest nach Munda und von da nach Akko führte, die angrenzenden Felder besetzt. Aber immer mehr Massen brachen aus der Stadt und mußten immer weiter ziehen, um Platz an der Heerstraße zu finden. Es war ein Gewühl von Männern, Jünglingen und Knaben aus allen Ständen und Gewerben, in die buntesten Gewänder gekleidet. Aber kein weibliches Wesen war unter ihnen zu sehen. Draußen auf den Feldern längs der Straße vertheilten sie sich in Gruppen, standen, hockten nieder oder bewegten sich von einer Stelle zur andern. In Allen schien eine große Aufregung zu herrschen, und dies that sich insonders durch die lebhaften Gespräche kund, die sich überall anspannen, so daß ein Tosen vieler Stimmen über der ganzen Menge schwebte. Nicht minder lebhaft ging es auf den Straßen der Stadt zu. Aus den kleinen Pforten der Außenmauern aller Häuser kamen immer mehr Leute heraus und nahmen ihren Weg nach der breiten Hochstraße, welche vom Westthore durch die ganze Stadt zu dem auf der Höhe gelegenen Castell anstieg. Dieses Castell nahm nicht blos die höchste Stelle der Stadt ein, sondern bildete auch den Mittelpunkt derselben. Denn nach allen Seiten hin liefen von der Höhe die Straßen der Stadt hinunter in die Ebene, allerdings nicht in regelmäßiger Form, sondern wie man in der

Vorzeit die Abdachung des Berges nach den verschiedenen Seiten hin zum Anbau von Häusern mehr oder weniger geeignet gefunden, so daß dann durch Quergassen die heruntersteigenden Straßen wieder verbunden waren. Hieraus war ein Knäuel von Staßen und Gassen entstanden, in welchem der Fremde nur schwer sich durchzufinden vermochte. Bald war die Hochstraße von Menschen angefüllt, zwischen denen nur schwer die Mitte frei gehalten werden konnte. Hier war es denn, wo man auch Frauen und Mädchen unter der Menge erblickte, die sich aber stets am Eingange der Nebenstraßen aufhielten, wie um sich den Weg frei zu halten, wenn es galt, dem Schauplatze der Neugierde zu entfliehen. Je lebhafter es in und vor der Stadt zuging, desto stiller und geräuschloser war es auf dem Castell und in dessen nächster Umgebung. Auch sein Thor war geöffnet, und man konnte von unten sehr wohl den finstern Schatten erkennen, der dessen Eingang bezeichnete. Aber vor ihm war eine Anzahl gewaffneter Soldaten aufgestellt, die regungslos auf ihrem Posten standen, und auf den Mauern des Castells sah man einzelne Wachen hin und her schreiten. Der Strahl der Morgensonne sandte von den Panzern, Schilden und Waffen dieser römischen Krieger funkelnde Blitze hinunter, aber kein Laut, nicht einmal Waffengeklirr drang von der Höhe in das Thal hinab.

Ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt war auf der Straße und den angrenzenden Feldern ein ziemlich großes Viereck abgesteckt und zu einer Tenne geebnet. Man hatte es durch einen Zaun eingeschlossen, der durch daran gebundene Sträucher ein frisches Aussehen erhalten. Wo die Straße in dieses Viereck eintrat, war aus Palmenzweigen eine Art Triumphbogen aufgerichtet. Der Eintritt in dieses Viereck war Niemandem gestattet, und einige handfeste Jünglinge hielten den Eingang besetzt, um jeden Ein-

dringling zurückzuweisen. Bewaffnet waren sie nicht, aber sie hatten starke, lange Stäbe in den Händen, die, weiß gefärbt, zum Zeichen ihres Amtes dienten, sie aber auch befähigten, wenn es Noth that, empfindliche Hiebe auszutheilen. Um dieses Viereck drängte sich daher die Masse am meisten, so daß die Jünglinge Mühe hatten, sich auf ihrem Platze zu erhalten und sich ihrer Stäbe bisweilen schon bedienen mußten. Bei all dieser Unruhe und diesem Lärmen konnte man dennoch wahrnehmen, daß es wohl keine freudige Veranlassung war, welche die sonst so thätige und geschäftige Bevölkerung der Stadt auf die Straßen und vor das Thor gedrängt habe. Nirgends vernahm man Ausbrüche der Lust oder nur der Volksheiterkeit; von Scherzen und Schwänken, die sonst, wo Haufen des Volkes sich umhertreiben, niemals auszubleiben pflegen, hörte man nichts; eher ruhete eine ernste, ja ängstliche Spannung auf allen Gesichtern und Gestalten, die sich nur darum noch in Wort und Bewegung einige Freiheit gestatteten, weil der Gegenstand der Befürchtung noch nicht da war. Endlich erhob sich in der auf der Heerstraße befindlichen Menge der Ruf: „Platz gemacht! Das Sanhedrin kommt!“ und die Masse theilte sich, um dem herannahenden Zuge freien Raum zu gewähren, während dieser sich langsam vom Stadtthore nach jenem Viereck hinbewegte. Die Männer, welche dem Sanhedrin von Sepphoris angehörten, gingen paarweise hintereinander, nur daß der Vorsteher desselben ihnen einzeln voranschritt. Die Ersten des Zuges waren zwei hochbejahrte Greise mit langen Silberbärten, und nur die Schwäche, die ihrer Haltung sichtlich aufgeprägt war, minderte in etwas das ehrwürdige Aussehen, welches ebenso durch den geistigen Ausdruck ihres Gesichtes, wie durch die Würde und heilige Ruhe, die aus ihren Zügen und Gestalten blickte, bewirkt ward. Die andern Männer des Zuges glichen

ihnen darin wenig; sie waren sämmtlich aus den mittleren Lebensjahren, theils derbe, theils schwache Gestalten, alle aber ohne besondere Haltung, ohne mehr als gewöhnlichen Ausdruck. Auffallend war es, daß der voranschreitende Vorsteher des hohen Rathes ein noch sehr junger Mann war, kaum über die Hälfte der zwanziger Jahre hinaus. Aber seine Erscheinung war darum doch nicht ohne Bedeutung. Er war von Gestalt groß, schlank und kräftig und trug das wohlgeformte Haupt stolz aufgerichtet. Sein ebenmäßiges, von einem starken schwarzen Barte umrahmtes Gesicht trug den Ausdruck einer tiefen, langgenährten Trauer, und die etwas harten Züge um seinen Mund bewiesen, daß durch diese Seele schon schwere Kämpfe hindurchgegangen. Desto feuriger blitzte sein dunkles Auge, das lebhaft über alle Dinge um ihn herschweifte und sie schnell in sich aufzunehmen schien. Solche Augen zeugen von einem hohen, idealen Feuer, das im Geiste brennt, und dennoch zugleich von der Fähigkeit, die Dinge in ihrer Wirklichkeit zu beurtheilen und sie praktisch zu verwerthen. Die Zahl der Mitglieder des Sanhedrins einschließlich ihres Vorstandes war drei und zwanzig, wie bei allen diesen örtlichen Gerichtshöfen. Ihre Kleidung glich sich mit etwa kleinen Verschiedenheiten des Schnittes; sie trugen weiße Unter- und Obergewänder von feinem Linnen und großer Sauberkeit; von derselben Farbe war der Bund, mit welchem sie ihr Haupt umhüllt hatten, und nur der Gürtel, der ihr Obergewand umschloß, war von beliebiger Farbe. Aber auch hierin unterschied sich der voranschreitende Vorsteher von den übrigen, denn er hatte über dieser Kleidung noch einen Ueberwurf von einem feinen Thierfell, carmoisinroth gefärbt und auf der Brust von einer goldenen Spange zusammengehalten. In der Hand trug er einen großen vergoldeten Schlüssel.

Wie sich dieser Zug auf der Heerstraße nach dem Viereck

hinbewegte, hörte man immer von Neuem den Ruf: „Platz dem Sanhedrin!“ Die Menge wich auseinander, und wo dies nicht schnell genug geschah, halfen einige vorangehende Gerichtsboten mit langen, schwarzen Stäben nach. Alle Welt blickte achtungsvoll auf den Zug, aber stillschweigend, und wenn eine einzelne Stimme dann und wann: „Es lebe das Sanhedrin!“ anhob, verhallte sie schnell wieder, unbeantwortet von der Menge. Die Zeit und Gelegenheit mochte wohl nicht dazu angethan sein, solche Jubelrufe und Ausbrüche freudigen Beifalls hervorzulocken. Das Sanhedrin war endlich an das Viereck gelangt, wo die jungen Leute ihre weißen Stäbe mit allem Aufwande von Kraft ausgestreckt hielten, um nur nothdürftig ein Spalier zu bilden, durch das jenes in den umzäumten Raum einziehen könne. Nahe am Eingang standen hinter einem solchen Jüngling zwei Männer, wie es schien, ehrsame Bürger. Der eine wandte sich zum andern und sprach: „Freund Hunna, kannst Du mir sagen, warum das Sanhedrin für heute diesen jungen Mann zum „Vater des Gerichtshofes“ (Ab beth din) gewählt hat? Doch nicht weil er der reiche Patrika ist? Die Römer wissen schon allein, wo was zu holen ist, man braucht sie nicht erst mit Fingern darauf zu weisen. Und es ist gewiß doch wider Recht und Sitte und wird auch keinen guten Eindruck bei unsern Widersachern, Gott vertilge sie! machen, wenn man die Jugend dem Alter voranstellt.“

„Das hat man auch nur gethan, weil es nicht anders ging. Siehst Du, Eldad,“ erwiderte der Angeredete, „unsere beiden großen Gelehrten, Gott erhalte sie! Rabbi Jona und Rabbi José, können beide nicht römisch sprechen; sie verstehen es wohl, denn sie haben ja einst in dem großen Sanhedrin in der heiligen Stadt Tiberias gesessen, und ein jeder, der darin sitzt, versteht siebenzig Sprachen, denn so viel Sprachen giebt es, und das große

Sanhedrin muß Jeden, der vor dasselbe tritt, in seiner Muttersprache verstehen können. Aber sie sprechen es nicht, weil es eine unreine Sprache ist, die Sprache unserer Feinde und Unterdrücker. So ein Wort darf nicht über ihre heiligen Lippen kommen. Die übrigen Mitglieder verstehen aber allesammt von den Sprachen keine außer der griechischen, die wir Alle sprechen; versteht sich die heilige Sprache der göttlichen Thora ausgenommen. Dieser junge Patrika ist der einzige unter ihnen, der römisch spricht, und da mußte man ihm wohl den Vortritt einräumen, um die Anrede an den furchtbaren Feldherrn zu halten, dessen Einzug wir hier erwarten."

„Das wundert mich aber sehr, Hunna, daß Ihr so ungelehrte Männer in Euer Sanhedrin setzt, da halten wir es in Safed doch anders, und solche junge Männer lassen wir nun erst recht nicht hinein."

„Wie Du's weißt, man schnitzt Stäbe eben nur aus einem Holze, das man hat. Leider Gottes! Die Zeiten haben sich geändert. Der frommen und gelehrten Männer werder immer wenigere, und unter der Zuchtruthe Gottes über sein armes Volk sterben sie immer mehr aus. Sind wir doch schon froh, wenn wir gescheidte und rechtliche Bürger finden, die noch etwas vom heiligen Gesetze verstehen, um sie in das Sanhedrin zu bringen, mögen sie Bäcker, Gewürzkrämer oder sonst etwas sein."

„Wahrhaftig, Du hast Recht, da sehe ich ja auch den Bäcker Marcus unter ihnen, der bei meinem Bruder in Safed oft genug seinen Bedarf an Waizen kauft. Er mag freilich von der Gelehrsamkeit herzlich wenig verschluckt haben."

„Nun, nun, wir haben Gelehrte in der Vorzeit genug gehabt, von großem Ansehn, die nur Schuster oder Holzhauer waren und doch aus der Quelle der lebendigen Wahrheit geschöpft hatten. Bei unserm Volke, weißt Du, macht Geburt und Stand nichts

aus, wenn nur Frömmigkeit und Gelehrsamkeit da ist, und so soll es bleiben für alle Zeiten."

„Um so mehr wundert es mich, daß Ihr einen so jungen Menschen, wie den Patrika, seines Reichthums wegen zu so hoher Würde erhoben habt. Das muß man nicht dulden, das darf man nicht aufkommen lassen, wenn nicht Alles zu Grunde gehen soll."

„Da irrst Du doch sehr, Eldad, Patrika —"

Der Sprecher hatte nicht Zeit, seinen Satz zu vollenden, denn der Jüngling, hinter welchem die Männer ihr Gespräch geführt, drehte sich rasch um und fiel ihnen in die Rede:

„Was wißt Ihr vom Patrika, Ihr Schwätzer, muß es Euch nicht genug sein, daß das Sanhedrin diesen jungen Mann zu diesem hohen Amte gewählt hat? Seht, das ist alter Wein in einen neuen Schlauch gefüllt, und das ist viel besser, als abgestandener Most in einem zerschlissenen Ziegenfell. Euch freilich, die Ihr unten steht, erscheint die Ceder auf der Höhe klein, während ihr Gipfel schon in die Wolken reicht. Und wißt Ihr nicht, daß in seinen Adern königliches Blut fließet? Seine Mutter war die Schwester des großen Patriarchen Hillel, des Fürsten, den Gott erhalten möge! Heil dem, den dieser junge Aar auf seine Schwingen nimmt und mit sich emporträgt! Aber —"

Der junge Mann mußte den Fluß seiner Rede einhalten, denn während derselben hatten die Umstehenden die Unterbrechung seiner Aufmerksamkeit benutzt, um sich vorzudrängen, und er hatte genug zu thun, um die Ordnung leidlich wieder herzustellen. Der Bürger von Safed flüsterte dem Bürger von Sepphoris leise in das Ohr: „Wer ist dieser Grobian, der sein Loblied auf den Reichen nicht ohne Schimpf für uns lassen konnte?"

„Riechst Du das nicht, lautete die Antwort, es ist ein Gerber, Amnon sein Name, und ein Milchbruder Patrika's."

In diesem Augenblicke war das Sanhedrin in das Viereck eingezogen und stellte sich alsbald auf der rechten Seite der Heerstraße auf, diese frei lassend. Man brauchte nicht lange mehr zu warten. Die Straße nach Munda zog sich über einen wellenförmigen Boden, der in einiger Entfernung zu kleinen Hügeln anschwoll. Jetzt hörte man bereits die Tuba's und Hörner der römischen Legion aus der Ferne schmettern, und bald erschienen blinkend im Sonnenstrahl die ersten Reiter auf der Spitze der nächsten Hügelreihe. Sie sprengten zur Ebene herab, während immer neue Züge von Reitern auf der Höhe sichtbar wurden. Bei dem ersten Tone der Instrumente und dem Anblick der ersten Reiter trat eine lautlose Stille in der unabsehbaren Menge, die zwischen der Stadt und dem Viereck versammelt war, ein; Jedermann hatte seine Stelle eingenommen und verblieb auf derselben. Doch wollen wir nicht verschweigen, daß sich die Menschen doch etwas von der Straße auf beiden Seiten zurückgezogen hatten, wie um mit den gefürchteten Kriegern nicht in allzu nahe Berührung zu kommen. Bald kam die glänzende Leibwache, die Cohorte der Prätorianer, heran und zog schweigend durch das Viereck und auf der Heerstraße weiter, voran der silberne Adler auf der hohen, mit Silberblech überzogenen Stange, die auf goldenem Schildchen mit dem Bildniß des Kaisers geziert war. Ihre Rüstungen und Waffen schimmerten von Gold und Silber; es waren auserlesene Männer von hoher Gestalt und edlererm Aussehen. Hinter ihnen folgte eine Abtheilung Reiterei in Eisenpanzern, Thierfelle über die Schultern geworfen, wilde, trotzige Gestalten aus Thracien und dem noch ferneren Germanien. Nach einigem Zwischenraume kam auf milchweißem Rosse, das mit goldbelegten Zügeln und einer Purpurschabracke geziert war, der Feldherr U r s i c i n u s. Er war von mittlerer Statur, aber von breiter,

gedrungener Gestalt; die wilden Züge seines Gesichts waren zum Theil von einem röthlichen Barte bedeckt, kleine, stechende Augen funkelten ein erschreckendes Feuer aus, und der goldene Helm, auf welchem ein Adler von demselben Metalle seine breiten Schwingen ausstreckte, bedeckte das struppige und starke Haar, das rund um den Nacken abgeschnitten war. Alles an ihm verrieth eine wilde Kraft, die jedoch von List und Schlauheit geleitet werde. Als er des laubumschlossenen Vierecks ansichtig wurde, hielt er einen Augenblick sein Roß an und sein Auge schweifte über die dort versammelten Männer, so wie über die weiterhin bis zur Stadt dicht gedrängten Volksschaaren hin. Dann sprengte er rasch in das Viereck hinein und hielt abermals an. Da trat Patrika einige Schritte näher und redete den römischen Feldherrn, die Rechte mit dem goldenen Schlüssel erhebend, mit den Worten an: „Durchlauchtigster Feldherr, der im Namen unseres erhabenen Kaisers die tapferen Legionen Roms gegen den Feind von Osten führt, das Sanhedrin der getreuen Stadt Sepphoris naht sich Dir, um seine Huldigung darzubringen und den Schlüssel —“

Mit einer heisern starken Stimme, die schneidend in das Ohr und wohl auch das Herz der Hörer eindrang, unterbrach Ursicinus den Redner und sagte: „Was maßt Ihr Euch an, Ihr niedrigen Gesellen, hier mit Eurem Schlüssel zu erscheinen — ein römischer Feldherr braucht Euren Schlüssel nicht; der Schlüssel zu tausend Städten hängt an seiner Seite. Ihr seit Sclaven und habt schweigend meine Befehle zu erwarten. In einer Stunde erscheint Ihr im Castell, um sie entgegen zu nehmen; aber nicht in Begleitung von so vielem Gesindel, drei von Euch genügen; das ist schon mehr als ich zu sehen brauche.“ Hiermit wandte er sich ab und gab seinem Rosse die Sporen. Dieses bäumte sich und schlug aus, daß Patrika sich schnell gegen die beiden Greise werfen und sie

zurückziehen mußte, damit sie nicht von den Hufen des Pferdes niedergeschmettert würden. Dann schoß es wie ein Pfeil den Reiterschaaren nach. Entsetzen malte sich auf allen Gesichtern. Die Worte des Römers waren weithin über das Viereck gehört worden, und das Volk murmelte sie schnell von Haufe zu Haufe weiter, nachdem einige Kundige sie eiligst in der landesüblichen Sprache mitgetheilt. Schrecken verbreitete sich überall, denn solch eines rauhen und drohenden Empfanges hatte man sich nicht gewärtigt. Man vergaß die Schmach, die dem Sanhedrin angethan worden, über die Gefahren, welche schon die nächste Zeit bedroheten. Kaum war daher das Gefolge des Feldherrn vorüber und die Reihen der Legionäre noch nicht herangezogen, als die Männer des Sanhedrin in großer Verwirrung sich aus dem Viereck drängten und quer über die Felder eilten, um auf einem anderen Wege durch ein anderes Thor in die Stadt zurück zu gelangen. Ihnen folgte das Volk, wenigstens zum Theile, während andere Haufen sich nach Süden zerstreuten, um auf andern Wegen dasselbe Ziel zu erreichen. Als die Cohorten näher kamen, fanden sie die ganze Stätte leer, und nur mit höhnischen Spottreden wiesen die Soldaten auf die fernhin eilenden Bürger.

2.

Der römische Feldherr war in übelster Laune in das Castell von Sepphoris eingezogen. Er hatte Grund dazu.

Damals rangen um die Herrschaft in Asien die Römer und die Perser. Der Tigris war die Grenze beider Reiche; aber keine Grenze, die durch feierliche Verträge als rechtlich sicher gestellt angesehen wurde. Zwischen dem Orient und Occident gab es keinen Frieden, sondern nur einen ewigen Kampf. Die wilden Völkerfluthen des Ostens rangen nach Herrschaft, soweit sie diese ausdehnen konnten. Die Kriegskunst und Mannszucht des Westens vertheidigte seinen Besitz, denn er wußte wohl, daß je mehr er zurückwiche, der ungestüme Feind desto weiter vorwärts dringe. Der große Länderstrich, welchen der Tigris und der Euphrat umfließen, war der Schauplatz der Jahrhunderte währenden Kämpfe zwischen den persischen Herrschern und den römischen Imperatoren; jene führten ihre zahllosen Schaaren über den Tigris nach dem zum Theil üppig fruchtbaren Mesopotamien, diese sandten ihre tapfersten Legionen immer von Neuem eben dahin. Auf dem Cäsarenthrone saß jetzt Constantius, der Sohn des Christ gewordenen Constantin; die Perser wurden von dem tapfern und wilden Sapor beherrscht. Am römischen Hofe waltete die Intrigue und es kam darauf an, welcher von den Günstlingen des Kaisers sich am tiefsten in seine Gunst zu schleichen, die Andern zu verdächtigen und zu stürzen vermöchte. Lange kämpften Eusebius und Antoninus um Sieg oder Fall. Eusebius überwand, und Anto-

ninus konnte von Glück sagen, daß er, die Zeichen des nahenden Sturmes auf der Stirn seines Gebieters erkennend, zur rechten Zeit entflohen war. Er nahm seinen Weg zu den Persern, und bekannt mit allen Persönlichkeiten, Hülfsmitteln und Schwächen des Reiches, war er für Sapor ein kluger, unschätzbarer Rathgeber. Der Perser hatte alle seine Kräfte aufgeboten, um endlich Mesopotamien zu überwältigen, den Euphrat zu überschreiten und in Syrien einzudringen. In früheren Jahren hatte Constantius den Einfällen der Perser seinen Feldherrn Ursicinus entgegengestellt, und dieser hatte sie stets abzuwehren und zurückzutreiben verstanden. Aber Ursicinus war dem flüchtigen Antoninus befreundet gewesen, Eusebius betrachtete ihn deshalb als seinen Feind und suchte ihn zu verderben. Als daher die Kunde von dem neuen Einfall Sapor's über den Tigris nach Rom kam, beredete der Günstling den von ihm beherrschten Kaiser, seinen Vetter Sabinianus als Feldherrn gegen die Perser zu schicken, und ihm Ursicinus unterzuordnen, so daß dieser von dessen Befehlen gänzlich abhängig sein solle. Er dachte, daß jeder glückliche Erfolg des Feldzuges dem ebenso unfähigen wie trägen Sabinianus zugeschrieben, jeder Unfall aber dem Ursicinus zur Last gelegt werden sollte. Wohl erkannte dieser die Schlinge, die ihm gelegt war, aber er mußte gehorchen, und selbst sein Freund, der Cäsar Gallus, welchem Asien als Statthalterei zuertheilt war, vermochte ihn nicht zu schützen. So zog er mit der 21sten Legion nach Syrien, entschlossen, mit aller Kraft und Anstrengung wenigstens den Euphrat zu halten und dem übermächtigen Feinde den Uebergang zu wehren, den Sabinianus aber, da er es doch nicht hindern konnte, den weiteren Krieg führen zu lassen nach seinem Belieben. Er sah die dunkle Wolke, die sich über seinem Haupte sammelte, fühlte aber, daß er ebenso wenig sie sich zu entladen verhindern könnte, wie der Landmann,

der die Hagelschauer auf seine Saaten niederfallen sieht. Seine Seele knirschte vor Wuth und ließ diese Alle empfinden, die mit ihm in Berührung kamen. Sein Weg führte ihn durch Galiläa, und er beschloß in der Bergveste Sepphoris so lange Rast zu machen, bis er von den Bewegungen des Feindes, der bereits tief in Mesopotamien eingedrungen war, genauere Nachrichten erhalten hätte. Galiläa war damals noch vorzugsweise von den Juden bewohnt, unter welchen nur hier und da eine Anzahl Griechen und Samaritaner zerstreut waren. Während Judäa öde und verwüstet dalag, da die Nachkommen seiner früheren Bewohner aus ihm verbannt waren, hatten diese sich in Galiläa angehäuft und innerhalb gewisser Grenzen fast wieder ein nationales Leben begonnen. Unter den galiläischen Städten war es wiederum Sepphoris, welches, obschon Tiberias der Sitz des Patriarchen und des großen Sanhedrin war, den Vorrang einnahm, weil seine Bewohner, nur Juden, durch Gewerbthätigkeit wohlhabend und durch seine Festigkeit vor allen Plünderungen von Streifparteien und Räuberhaufen geschützt waren. Aber Ursicinus haßte die Juden noch aus zwiefachem Grunde, zuerst als Römer, der überall, wo er die Juden in größerer und unvermischter Menge und in einer gewissen Selbständigkeit fand, in ihnen hartnäckige Feinde und, wo sich die Gelegenheit bot, Verräther witterte, was ihm jetzt um so näher zu liegen schien, als ein überwiegender Theil Juden friedlich unter der Herrschaft der Perser wohnte und in beträchtlicher Zahl im Heere diente, so daß die Vermuthung nicht fern lag, es bestehe eine geheime Verbindung zwischen den Juden in Babylonien und denen in Syrien. Waren doch die jüdischen Schulen in Babylonien bereits zu hoher Blüthe gediehen, so daß vor ihrem Glanze die palästinensischen Schulen erblichen, Jünglinge aus Palästina nach den babylonischen Lehrhäusern zogen, um sich in jüdischer

Weisheit auszubilden, und bisweilen als angesehene Lehrer in ihre Heimath zurückkehrten. Auch hier dachte man, daß die Gemeinsamkeit religiöser Studien politischen Plänen zur Hülle oder zum Mittel diente. Ursicinus glaubte sich daher unter der jüdischen Bevölkerung schon wie auf feindlichem Boden. Alsdann war er aber auch ihr Widersacher als eifriger Christ. Mit dem Bekenntniß des Kaisers Constantin zum Christenthum hatte dieses zwar einen Sieg errungen, aber durchaus noch keinen vollständigen. Noch standen dem Heidenthum große Volksschaaren, einflußreiche Männer und viele Reichthümer zu Gebote. Das früher so hart verfolgte Christenthum konnte daher den Kampf noch nicht aufgeben, und jemehr es zugleich politische Partei war, desto mehr mußte es sich gedrängt fühlen, Alles was ihm noch Widerstand leistete, niederzuwerfen. War es nun gegen das zusammenbrechende Heidenthum siegender Kämpfer, so trat es gegen das längst wehrlose Judenthum als Verfolger auf, und schliff bereits die Waffen gegen dasselbe, welche das Heidenthum in den früheren Jahrhunderten gegen das Christenthum verwendet hatte. Obgleich der Kaiser Constantius dem Christenthume anhing und durch große Geschenke und Vorrechte die Kirche und ihre Priesterherrschaft begünstigte und groß machte, so hatte er sich doch noch nicht öffentlich zu ihm bekannt, was aber bald geschah. Um so mehr suchten seine Beamten den größtmöglichen Schaden allen nichtchristlichen Parteien zuzufügen und dem Siege ihrer Religion nachzuhelfen. Mit solcher Gesinnung und in solcher Stimmung hatte Ursicinus das Castell von Sepphoris bezogen.

Es war noch nicht eine Stunde vergangen, als Patrika in Begleitung zweier anderer Mitglieder des Sanhedrin in das Castell eintrat. Auf der Hochstraße und vor dem Castell standen noch die römischen Legionäre, der Anweisung zu ihren Quartieren ge-

wärtig. So düster das äußere Aussehen des Castells auch war, so barg es doch außer den Vorkehrungen, die zu seinem militärischen Zwecke nothwendig waren, auch Räume in sich, die auf das prachtvollste ausgestattet waren und den üppigsten Ansprüchen des jeweiligen Commandanten zu genügen vermochten. Eine, wenn auch nicht große, doch herrliche Gartenanlage war — ein Wunder auf solcher Höhe — mit einem köstlichen Springbrunnen geziert, der seinen Strahl so hoch in die Luft hob, daß zu allen Tageszeiten die Sonne ihren goldenen Glanz darüber goß und ihn in allen Farben des Regenbogens schimmern ließ. Der im Castell befindliche, tief in den Felsen eingesprengte Brunnen speiste die Cascade reichlich mit Wasser, und ein kunstvoll gearbeitetes Marmorbecken fing in Absätzen den plätschernden Wassersturz auf. Rings um den Garten führte eine hohe Arkade, die von den Römern mit Marmorstatuen ausgeschmückt und deren Fußboden von köstlichem Mosaik gebildet war. Eine hohe Pforte von Cedernholz mit herrlichem Schnitzwerk und goldenen und silbernen Zierrathen führte in das Innere der Prunkgemächer. Die drei Männer der Stadt traten in das Vorzimmer und meldeten sich; aber sie mußten noch lange harren, bis sie vor das Angesicht des Feldherrn gelassen wurden. Es fand ein reger Verkehr, ein Zu- und Abströmen von Legaten, Kriegstribunen und Centurionen aller Grade und Waffengattungen statt. Endlich wurden sie hereinberufen. Sie fanden Ursicinus nachlässig in einen prächtigen Sessel gelehnt, neben sich auf einem dreifüßigen Tische eine Amphora voll duftenden Weines sammt gefülltem Becher. Als er die drei bemerkte, warf er ihnen einen gehässigen Blick zu und hob mit rauher Stimme an: „Ich betrachte Euch als die Vorsteher dieser Stadt und ertheile Euch hiermit einfach meinen Befehl, dessen pünktliche Ausführung ich erwarte, wenn nicht die härtesten Strafen

Euch treffen sollen. Ich werde hier mit meiner Legion eine längere Rast halten, und zu diesem Ende werden die Soldaten in die Häuser der Stadt einquartirt. Schärfet den Bürgern wohl ein, daß sie sich gut gegen meine Soldaten benehmen, denn wenn diese gegen Ungehörigkeiten sich schützen, werde ich keine Klage annehmen; die Stadt aber hat täglich Alles zu liefern, was zum Unterhalte der Soldaten und Rosse gehört, Wein, Fleisch, Brod und Hafer. Außerdem hat sie täglich hundert Minen (2500 Thaler) zur Besoldung der Truppen zu zahlen. Einen Nachlaß hierin gewähre ich nicht, und jedes Gesuch würde umsonst sein. Bereitet Euch übrigens zur Lieferung dieser Dinge für mehrere Monate vor, so lange kann unser Aufenthalt hier dauern."

Die drei Männer standen vor Schreck wie eingewurzelt da, was den Feldherrn zu ergötzen schien, denn es begann wie ein leises Lächeln um seinen Mund zu spielen. Patrika aber faßte sich bald, kämpfte den in ihm aufsteigenden Unwillen nieder und sprach: „Erlauchter Feldherr, dies kann unmöglich Dein Ernst sein. Mit Freuden bringen wir alle Opfer, die in unsern Kräften stehen. Aber wie sollen wir in den Häusern der Stadt über sechstausend Mann Monatelang mit Allem, was sie bedürfen, und mit ihrem Solde erhalten können? Giebt es auch unter uns eine Anzahl wohlhabender Bürger, so ist doch die Menge nur arm und lebt von der Arbeit des Tages. So würde diese ungeheure Last doch nur auf den Schultern Weniger ruhen, und diese würden in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet sein." — „Du bist sehr verwegen, Jude," unterbrach ihn Ursicinus, „an meinem Ernste zu zweifeln. Ich scherze nicht mit Leuten Eures Schlages. Ich habe Euch meine Befehle gegeben, und an Euch ist es, sie zu vollführen. Gehen dabei Etliche von Euch zu Grunde, was ist daran gelegen?"

Aber Patrika ließ sich nicht von den stolzen Blicken des Römers abschrecken und erwiederte: „Herr, Du überschätzest unsere Kräfte. Uns bliebe nichts übrig, als auszuwandern und diese Stadt ihrem Schicksale zu überlassen. Was haben wir gethan, um Deinen Zorn zu erregen, Herr? Wir sind getreue Unterthanen des erhabenen Kaisers, haben pünktlich geleistet, was uns auferlegt worden, und niemals fand auch nur ein Schein von Widersetzlichkeit innerhalb dieser Mauern statt. Wolle uns also nicht züchtigen für ein Vergehen, das wir nicht begangen, und schenke uns, erlauchter Herr, Deine Schonung!"

Der Römer maß mit erstaunten Blicken den Sprecher. „Solche Einreden, sagte er, kommen stets von den faulen und niedrigen Bürgern der Städte. Unter unserem Schutze erwerben und schachern sie, häufen ihr Vermögen und genießen; wir sollen unser Blut zu diesem Schutze vergießen, und wenn wir hierzu die Mittel verlangen, so entsteht Jammern und Klaggeheul. Nichts da — und wenn Du mit Auswandern drohest, so wisse, daß unser Arm auch über die Mauern dieser Stadt hinausreicht und den Flüchtling zu finden weiß, wo er sich auch verbirgt, sei es auch unter den Feinden des Kaisers."

Diese letzten Worte sprach er mit einem gewissen Nachdruck und begleitete sie mit stechenden Blicken.

„Wir werden natürlich liefern," antwortete Patrika, „was Du verlangst, so lange, wie wir es herbeizuschaffen vermögen. Und wenn wir zu Ende sind?"

„Dann werde ich mich an Eure Personen halten und sehen, was meine Soldaten aus diesen an Geld, Waizen und Wein herauszupressen vermögen. Aber gemach, wir sind noch nicht fertig. Meine Kriegstribunen melden mir, daß in Eurer Stadt nicht Stallung genug vorhanden ist, daß Ihr aber fünfzehn

Synagogen zählt — so nennt Ihr wohl die Häuser, in denen Ihr Euren falschen Glauben bekennet — nun, der Dienst des Kaisers geht Allem vor, und ich habe befohlen, daß zehn dieser Häuser zu Ställen eingerichtet werden; mit fünfen habt Ihr genug. Ihr könnt meine Nachsicht daraus erkennen, daß ich Euch dies mittheile und zwei Stunden Zeit gebe, selbst sie auszuräumen. Machet schnell damit, denn meinen Soldaten würde dies leichter sein und Spaß genug machen."

Wer könnte das Entsetzen malen, das die drei Männer bei diesen Worten ergriff! Sie, die, wie ihr Amt schon erwies, zu den frömmsten und in ihrem Glauben eifrigsten Bürgern dieser Stadt gehörten, mußten den einfachen Befehl vernehmen, der ihre seit Jahrhunderten gepflegten Heiligthümer zu solcher Entweihung verdammte. Aber auch jetzt ermannte sich Patrika, kühn trat er einen Schritt dem Römer näher, der sich behaglich in den Sessel zurückgeworfen hatte, und hob mit kräftiger Stimme an: „Herr, das wirst Du nicht thun. Wir haben das Edict des Kaisers Constantin für uns, in welchem er unseren Heiligthümern Unantastbarkeit und deren Vorstehern ein unverletzliches Privilegium zugesichert hat. Auf Grund dieses Edictes verlangen wir, daß unsere Synagogen unangetastet bleiben!"

Ursicinus sprang auf und hob die Rechte geballt in die Höhe: „Ihr wagt es, zu widersprechen? Ich kenne das Edict nicht, und Constantin ist todt. Jetzt regiert Kaiser Constantius, und dessen Befehle sind Gesetz. Ihr empfangt sie aus meinem Munde und ich thue, was nöthig ist zu seinem Dienste. Uebrigens wer bist Du, Knabe, daß Du hier so zu sprechen wagst? Wenn ich Dir nun den Kopf zu Deinen Füßen legen lasse? Wie? Du kannst Dich dann in Rom beklagen."

„Dies steht in Deinem Belieben, und Deine Soldaten wer-

den Deine Befehle mit Vergnügen ausführen. Aber wisse, aus dem Blute eines Getödteten erhebt sich oft ein mächtigerer Rächer, als der Lebende zu finden vermag. So lange Du uns mit Füßen trittst, mögen wir kein Gehör in Rom finden. Aber Hand an uns zu legen, könnte Jedem schlimm bekommen. Kennst Du einen gewissen Meschullam in Rom? Der kennt auch die Wege des kaiserlichen Hofes und weiß sie mit Sicherheit zu betreten. Er ist mein Oheim und ich war jahrelang sein Hausgenosse ....“

Ursicinus biß sich auf die Lippen; denn er kannte diesen Meschullam sehr wohl und wußte, daß er das Ohr des Eusebius besaß, des allvermögenden Günstlings des Kaisers: „Ja, ja, ich weiß es,“ sprach er mit einem Anflug von Bitterkeit; „Ihr Juden habt Eure Schliche überall und stecket Eure schmutzigen Hände in alle Schüsseln; doch das wird anders werden, verlaßt Euch darauf. An meinen Befehlen ändert dies nicht. Ihr seid weder Römer noch Christen, folglich schützt Euch weder Rom noch die heilige Kirche. Saget Eurem Unglauben ab, empfanget das Sakrament der Taufe, und das Joch soll von Euren Schultern fallen.“

Die beiden Begleiter Patrika's murmelten unwillig, und dieser entgegnete:

„Wir sind Römer, wie alle Asiaten. In Rom sind unsere Brüder römische Bürger so gut, wie die Eurigen; hier sind Alle römische Unterthanen. Unserm Glauben bleiben wir treu; hätten wir von ihm abfallen wollen um des grausamen Druckes willen, hätten wir es längst gethan. Aber wir tragen ihn, um den Namen des Einig-Einzigen zu heiligen!“

„Haltet es wie Ihr wollet. Ich habe Euch nicht hierher befohlen, um Gespräche mit Euch zu führen. Ihr wisset wohl, mit wem Ihr es zu thun habet.“

Er drehte den Männern den Rücken zu, und diese verließen das Gemach.

Draußen fanden sie außer der Besatzung des Castells die Soldaten nach der Stadt abgezogen. „O, mein unglückliches Sepphoris!“ rief Patrika aus, und die drei Männer gingen stillschweigend die Hochstraße hinab.

3.

Welche Schreckenszeit war über das unglückliche Sepphoris gekommen! Ursicinus hatte seinen Legaten Ammianus Marcellinus nach Mesopotamien geschickt, um über den Feind Nachrichten einzuziehen und ihm zu übersenden. Von diesem erfuhr er nach einiger Zeit, daß der Vortrab des persischen Heeres bereits über den Tigris gegangen. Dennoch war er über die Pläne Sapor's völlig im Dunkel. In der Regel breiteten sich die persischen Heere über die nächsten Landschaften aus und belagerten und erstürmten die Festungen, auf die sie stießen. Dies Mal aber konnte man einen andern Feldzug erwarten. Man mußte voraussetzen, daß der schlaue Antoninus seinem Beschützer ganz andere Gedanken eingeflößt, die den Feind geradezu an den Euphrat führen und einen Einfall in Syrien selbst veranlassen würden. Da Ursicinus wußte, wie wenig auf den alten einfältigen Sabinianus zu rechnen sei, stand sein Entschluß dahin fest, die Euphratlinie möglichst zu vertheidigen. Aber auf welchen Punkt dieses Stromes würde Sapor seinen Angriff richten? Darüber bedurfte es zuvor bestimmter Anzeichen. Ursicinus hielt daher seine Legion in Sepphoris fest, um von da aus am leichtesten nach jedem bedrohten Punkte eilen zu können. Inzwischen ließ er den Bewohnern Mesopotamiens nur den Befehl zukommen, die offenen Städte zu verlassen, sich und ihre Güter in die festen Plätze zu flüchten und die reifenden Saaten anzuzünden, um den Feinden den Zug durch ihr Land durch den Mangel an Unterhalt unmöglich zu machen. So

kam es, daß sich der Aufenthalt der Römer in Sepphoris immer länger ausdehnte, und Ursicinus hatte gerade diese Bergveste gewählt, weil er von hier Galiläa und selbst Syrien am besten in seiner Gewalt behielt. Um so mehr litten die Bewohner der Stadt. Jedes Haus war von zahlreicher Einquartirung angefüllt und die römischen Soldaten, zusammengewürfelt aus allen Ländern der römischen Herrschaft, von den germanischen Reitern bis zu der balearischen Schleuderern und kretischen Bogenschützen, begnügten sich nicht mit dem, was ihnen von der Stadt geliefert ward, sondern verlangten für jedes Gelüste, das ihnen kam, Befriedigung von den geängsteten Hausleuten und die härtesten Dienste in der ungestümsten Weise, und ließen es an Mißhandlungen oft schwerer Art nicht fehlen. Hier half weder Widerstand noch Demüthigung und Bitte. Brachte ein verzweifelnder Bürger eine Klage vor Ursicinus, so lautete die höhnische Antwort: „Nehmet das heilige Sakrament der Taufe an, und Euch soll geholfen werden!“ Dieser Hohn verschärfte nur das Gefühl des Mißgeschicks, aber ebenso sehr die Glaubenstreue. Selbst Geschenke und Opfer aller Art richteten hier nichts aus, sondern fachten die Begierden nur um so stärker an. Die Stadt als solche kam in nicht geringere Bedrängniß. Zwar hatten die Begüterten gleich anfangs eine bedeutende Summe freiwillig zusammengeschossen, um die verlangten Contributionen und Lieferungen zu leisten. Aber diese Summe war bald erschöpft und man mußte dazu schreiten, die Lasten durch Steuern zu vertheilen, welche das Eigenthum der Bürger bald völlig aufzuzehren drohten. Daher kam es, daß bereits Viele die Stadt auf jede mögliche Weise verließen, und besonders war in kurzer Zeit beinah die ganze weibliche Bevölkerung, soweit sie dem jüngeren Lebensalter angehörte, aus der Stadt verschwunden. Freilich ordnete Ursicinus, als ihm dies

hinterbracht wurde, die strengste Bewachung der Stadt an; aber dies konnte die Auswanderung doch nicht verhindern, wenn er nicht jeden Verkehr der Stadt mit der Umgegend abschneiden wollte, wobei dann wieder für seine Soldaten selbst die Zufuhr hätte aufhören müssen. Auch die gewerbliche Thätigkeit erlahmte fast gänzlich, da theils die beständige Angst und Furcht die Bürger unthätig machte und die Soldaten immerwährende Dienstleistungen forderten, theils weil sich von Außen her Niemand mehr in die bedrängte Stadt hineinwagte, welche alle Schrecken des Krieges erfuhr und zwar von den Herren und Vertheidigern des Landes selbst.

In diesen Tagen entwickelte Patrika eine Thätigkeit, eine Hingebung und Selbstaufopferung, welche ihn für alle Bewohner der Stadt zu einem Gegenstande der Bewunderung und des unbegrenzten Vertrauens machte. Er war unaufhörlich in Bewegung, gab hin was er besaß, schlichtete, beschwichtigte und tröstete überall. Ihm kam jetzt zur Hülfe, daß das Sanhedrin nicht blos aus tiefgelehrten Männern bestand, sondern praktische Gewerbesleute in seiner Mitte zählte. Es waren sofort geeignete Commissionen gebildet worden, um die einzelnen Zweige der Geschäfte nachdrücklich zu besorgen. Für Alle aber war Patrika das Haupt und die Seele. Nur vermied er es, mit den Römern selbst, so weit er es konnte, zusammenzutreffen und am wenigsten ließ er sich auf eine Dazwischenkunft bei Ursicinus ein, den er schon genügend zu kennen glaubte, um jede Einwirkung auf ihn für unmöglich zu halten. Sein großes, schönes Haus auf der Hochstraße hatte man mit einem Dutzend Offiziere sammt ihren Dienern belegt, und als er deren Treiben in seinem Hause gewahrte und es einzuschränken für unmöglich erkannte, hatte er bald das Haus ihnen gänzlich überlassen und sich in ein Gebäude zurückgezogen, das in

einem entfernten Stadttheile an der Stadtmauer lag. Eigentlich war es eine große Waarenniederlage, aber einige Zimmer, die daran gefügt waren, genügten ihm. Hierhin begab er sich am späten Abend und verließ es am frühen Morgen, den Geschäften des Tages nachzugehen. So konnte er sich wenigstens einige Stunden der Nachtruhe sichern, um den aufreibenden Anstrengungen des Tages gewachsen zu sein.

Eines Abends ging er in seinem Gemach hin und her; die Ereignisse des Tages beschäftigten seine Seele. Eine tiefe Wehmuth erfüllte sein Herz, denn in den meisten Fällen hatte er keine Abhülfe, kaum eine Erleichterung schaffen können. Wann und wie sollte dies Schicksal enden, das in wenigen Monden den Wohlstand seiner Vaterstadt zu verzehren drohte, welchen der Fleiß und die Arbeit von Jahrhunderten begründet hatte, und so viele wackere Familien in das tiefste Elend stürzte? Aus der Wehmuth schwang sich sein Geist in die Tage der Vergangenheit zurück, in die Blüthezeit seiner Nation, zu deren geschwundenem Glücke, und richtete sich dann fragend in die Zukunft, in deren geheimnißvolles Dunkel nur die göttliche Verheißung einige Lichtstrahlen warf, Lichtstrahlen, welche in die Nacht verzitterten, weil die Verheißung nicht den Zeitpunkt ihrer Erfüllung enthielt, und noch grausige Jahrhunderte zwischen Weissagung und Erfüllung sich legen konnten.

„Ja, er wird kommen," murmelte er in sich hinein, „wer könnte daran zweifeln? .... Aber wenn er es soll, so muß er es bald.... Sind die Zeiten nicht danach angethan? Können die Uebel sich noch vergrößern, die Leiden noch härter werden, die Demüthigung noch tiefer beugen? .... O du Tropfen des heiligen Blutes David's, wie siedest Du in meinen Adern, wie klopfest Du in meinem Herzen! .... Hammerschläge des Geschickes von Außen, und Hammerschläge des Geistes von Innen, noch begegnet

ihr euch, noch trefft ihr auf eurem Wege zusammen, und hebet eure zerschmetternde Kraft einander auf .... Wie aber, wenn ....“

Er verlor sich in tiefe Betrachtungen — aber nicht lange, da weckte ihn ein rasches Klopfen an die Pforte des Hauses, ein eiliges Laufen über den Hof, und die Thüre des Gemaches wurde aufgerissen. Ein junger Mann stürzte herein mit verwildertem Haar, zerstörtem Gesicht und blutbeflecktem Arme. Patrika blickte auf und rief: „Amnon, Amnon, was ist geschehen? Was hat's gegeben?“

Es war Amnon der Gerber, der Milchbruder Patrika's, und er stürzte auf diesen zu, ergriff dessen Hand und schrie: „Hülfe, Rettung, Patrika, ich bin verloren!“ Patrika suchte ihn zu beruhigen, führte ihn zu einem Sessel und forderte ihn auf, deutlich und bündig zu reden. Dies gelang endlich dem wilderregten Jüngling. „O, rief er, wir haben viel gelitten, ich und meine arme Mutter, wir haben Alles ertragen. Heute Abend aber, als die übrigen vier ausgegangen waren, wohin weiß ich nicht, verlangte der Fünfte unserer Einquartirung, der Schlimmste und Händelsüchtigste, ein riesiger Mensch aus Epirus, meine Mutter solle ihm noch Würzwein schaffen und zwar auf der Stelle. Aber wir haben keinen Tropfen und keinen Obol mehr im Hause, und die Mutter sagte ihm dies mit sanften, bittenden Worten. Ich schwieg und biß die Zähne auf die Lippen, um das Uebel nicht ärger zu machen. Da sprang der Wütherich auf die Mutter los, stürzte sie durch einen Stoß auf den Boden und trat sie unter Schimpfreden mit dem Fuße auf den Leib. Da kannte auch meine Wuth keine Grenzen mehr, ich ergriff einen Schemel und schmetterte ihn auf den Schädel des Elenden. Der Riese fiel nieder und .... er war todt ....“

„Um Gottes willen,“ rief Patrika aus und schlug die Hände

entsetzt zusammen, „das ist schlimm .... Aber erzähle weiter, weiter ....“

„Es ist nicht mehr viel zu sagen. Da Niemand im Hause war, löschte ich die Lichter aus, trug den Leichnam nach der Gerbergrube und warf ihn in die Lohe, auf deren Boden ihn Niemand so bald sucht. Die Mutter brachte ich, nachdem sie wieder zum Bewußtsein gekommen, zur Tante in das Weidengäßchen und eilte selbst hierher zu Dir. Du mußt mich retten.“

Patrika stand eine Zeit lang, den starren Blick auf den Boden geheftet. Dann richtete er sich auf und sagte leise: „Du hast gethan, Amnon, wie Du nicht anders konntest, wie ich selbst in gleichem Falle auch gethan hätte. Es ist nicht Deine That, es ist das Werk des Geschickes, dem wir uns beugen müssen. Werden die Kameraden des Todten bald nach Hause kommen?“

„Ich glaube es nicht. Sie kehren stets tief in der Nacht und von Wein berauscht zurück. Sie werden sich auf ihr Lager begeben und den Kameraden erst am andern Morgen vermissen.“

„Gut, so haben wir einen ziemlichen Vorsprung. Hat Jemand gesehen, daß Du Deine Schritte hierher gerichtet?“

„Niemand, glaube ich; die Nacht ist sehr dunkel, und die mir begegneten, hatten nicht einmal Zeit mich zu erkennen, so schnell eilte ich vorüber.“

„Dennoch kann ich Dich hier nicht verbergen. Denn man kennt zu gut das innige Verhältniß zwischen uns beiden, um nicht bald auch hier Nachsuchungen nach Dir zu halten. Du mußt Sepphoris verlassen; für Deine Mutter werde ich schon Sorge tragen. Wenn sie im Nothfalle die Wahrheit offen bekennt, kann man ihr doch nichts anhaben, und ich werde sie mit meinem Leben vertheidigen. Die Thore sind verschlossen, und wenn ich selbst als Vorsteher des Sanhedrin unter irgend einem Vorwande

die Eröffnung bewirkte, würde man Dich doch bemerken und nicht außer Acht lassen. — Doch halt, ich hab' es jetzt. Wozu stößt dieses Haus an die Stadtmauer? Wir machen sofort aus einigen Seilen eine Strickleiter und befestigen einen Haken an deren Ende. Damit ersteigst Du die Mauer, ziehst die Leiter Dir nach, um Dich auf der andern Seite hinunter zu lassen und ebenso steigst Du aus dem Graben heraus. Glücklicherweise steht hier herum gar kein Wachtposten. Unsere Stadt ist zwar belagert von Feinden, aber diese Feinde sind innen in der Stadt. Unter dem Schutze der Nacht kannst Du dies mit aller Ruhe und Besonnenheit bewerkstelligen. Du fliehest nach Tiberias; ich gebe Dir ein Wahrzeichen an den Patriarchen, meinen Oheim, mit, und im Innern seines Hauses bist Du sicher. Sei ruhig; die Sache wird hier nicht so viel Lärmen machen, wie Du fürchtest. Die Römer kümmern sich um einen todten Soldaten blutwenig: ein anderer erhält seine Nummer, und er ist vergessen. Vielleicht übt es sogar eine heilsame Wirkung aus, und die Bösewichter werden sich ein wenig mehr zurückhalten, wenn sie merken, wohin die Verzweiflung das Volk bringt!"

Patrika sagte dies, um den jungen Mann zu beruhigen; ein leiser Seufzer, der sich seiner Brust entwand, verrieth, daß er nicht ganz dieser Zuversicht war. Aber auf Amnon hatten die Worte den erwünschten Erfolg. Seine zusammengefallene Gestalt richtete sich schnellkräftig auf, seine Thränen trockneten rasch und seine Augen blitzten feurig wieder auf. Er ergriff die Hand Patrika's und küßte sie; dieser aber zog ihn in seine Arme und drückte ihn herzlich an seine Brust. Die beiden jungen Männer gingen sofort an's Werk, und nach weniger als einer halben Stunde schlüpfte Amnon, welchem sein Freund noch einige Goldstücke in die Tasche geschoben, zu einem Hinterpförtchen hinaus

und war in wenigen Minuten über die Mauer gestiegen. Sobald die dunklen Umrisse seiner Gestalt von der Höhe der Mauer verschwunden waren, schloß Patrika das Pförtchen wieder.

Abermals schritt er, aber unruhiger als zuvor in dem Gemache hin und her und horchte öfter unwillkührlich, ob sich von außen kein Geräusch erhebe. Alles blieb ruhig und endlich, mit einem Gebete seine schwere Sorgenlast dem ewigen Herrn der Geschicke empfehlend, legte er sich zu einigen Stunden des Schlummers nieder.

Die Nacht verlief ruhig, wie Amnon vorausgesehen hatte. Aber am andern Morgen wurde die Sache schneller ruchbar, als die Mitwisser geglaubt. Amnon war zu sehr darauf bedacht gewesen, seine Mutter in's Leben zurückzurufen und in Sicherheit zu bringen, um die Spuren seiner That unkenntlich zu machen. Bei dem ersten Blick in den Raum, in welchem das unglückliche Ereigniß stattgefunden, gewahrten die Kameraden des Getödteten die Blutlachen, folgten den Blutspuren, die sie an die Lohgrube führten, und schafften den Leichnam bald aus derselben an das Tageslicht. Das gleichzeitige Verschwinden ihres bisherigen Wirthes deckte den Vorgang schnell auf. Eine gewaltige Wuth bemächtigte sich dieser Männer, schnell wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, und eine nicht geringere Aufregung erfaßte die ganze römische Besatzung. In hellen Haufen versammelten sich die Soldaten vor dem Gerberhause, und als der entstellte Leichnam ihres Kameraden herausgebracht wurde, stürzten sie sich in ihrem ersten Grimm auf das Haus und demolirten es gänzlich. Ursicinus selbst begab sich auf den ersten Bericht zur Stelle, und seine Gegenwart verhinderte wenigstens die wüthende Soldateska, ihre Rache an den wehrlosen Bürgern zu kühlen. In ihm selbst kochte die Leidenschaft, und sein Stolz fühlte sich schwer verletzt, daß ein Jude gewagt, seine Hand an einen römischen Soldaten

zu legen. Aber er fühlte doch, daß seine Lage zu schwierig sei zwischen seinen Gegnern in Rom und den nahenden Feinden von Osten, um die Bevölkerung von Galiläa durch das Vergießen von Bürgerblut wider sich aufzubringen und in Sepphoris selbst seine Hülfsmittel zu schwächen. Indem er sich vorbehielt, seine Rache auf andere Weise zu befriedigen, befahl er den Soldaten auseinander zu gehen und ordnete die strengste Untersuchung an. Diese aber konnte zu keinem Ziele führen. Denn die Mutter Amnons lag — im Sterben. Durch die Stöße und Tritte des riesigen Soldaten war ihr eine schwere Verletzung beigebracht, die durch den furchtbaren Schreck und die Angst um ihren Sohn tödtlich wurde. Patrika hatte sich frühzeitig an ihrem Lager eingefunden, und ihr die Nachricht von der glücklich bewerkstelligten Flucht ihres Sohnes in's Ohr geflüstert. Sie lächelte befriedigt, drückte dem edlen Retter die Hand und bat ihn mit flehendem Blicke, sich auch ferner Amnon's anzunehmen, der jetzt seiner Heimath, seiner Mutter und seiner ganzen Habe durch einen Schlag des Schicksals beraubt worden. Patrika gelobte es ihr; sie wisse ja, daß so lange er noch einen Becher Weins und ein Stück Brodes besitze, Amnon seinen Theil daran habe. Als nun der Legat des Ursicinus sich bei ihr einfand, erzählte sie mit heller Stimme und klaren Worten den ganzen Vorgang. Weiter war nichts zu thun, denn eine halbe Stunde später war sie verschieden. Aber alle Mühe war vergebens, von Amnon's Verbleiben eine Spur aufzufinden. Die Juden hüteten sich wohl, irgend etwas von der Freundschaft kund zu geben, welche Patrika und Amnon verband und von ihrer Vermuthung, daß Jener das Verschwinden dieses bewerkstelligt habe, verlauten zu lassen. Die Römer hatten hiervon keine Ahnung, und so fehlte ihnen jeder Faden, der sie weiter leiten konnte. Die ausgesandten Schaaren

kehrten zurück, ohne eine Spur aufgefunden zu haben. Denn Amnon, dem jeder Steg im Lande bekannt war, hatte sich auf Nebenwegen nach Tiberias begeben und war noch zum Hause des Patriarchen gelangt, bevor ein Bewohner dieser Stadt sein nächtliches Lager verlassen hatte. Dort war er wohl geborgen und durch Veränderung seines Bartes und seiner Kleidung für Jeden, der ihn nicht genau kannte, unkenntlich gemacht.

4.

In demselben Gemache, wo Amnon eine Woche zuvor bei Patrika seine Zuflucht gesucht, sollte spät am Abend das Sanhedrin von Sepphoris eine Versammlung halten. Sonst waren die Sitzungen dieses hohen Rathes in der Gerichtshalle der Stadt öffentlich, und Jedermann stand der Zutritt frei. Jetzt aber fürchtete man Störungen durch römische Eindringlinge, und dann hatte man heute Fragen vorliegen, über welche man nicht gern vor den Ohren selbst der Bürger sprechen wollte, da sie möglicher Weise zu langen und heftigen Verhandlungen führen konnten. Deshalb hatte Patrika die Mitglieder des ehrwürdigen Rathes zu sich eingeladen, und diese begriffen die Absicht so gut, daß sie darin keine Anmaßung ihres jungen Vorstandes fanden. Nach und nach langten die Männer an, thaten sich in Gruppen zusammen und führten lebhafte Gespräche. Lieferten doch die letzten Wochen leider zu viel Stoff dazu, und Jeder hatte traurige Erlebnisse aus seinem eigenen Kreise zu berichten. Endlich waren die drei und zwanzig Mitglieder vollständig beisammen, und man nahm nach Alter und Rang um die lange Tafel Platz. Zuvor aber redete Patrika die Männer an und ersuchte sie, ihn für heute des Vorsitzes zu überheben. Er habe sich bestimmen lassen, diese hohe Ehre anzunehmen, da es galt, mit den Widersachern zu verkehren und sich Anstrengungen zu unterziehen, welche jugendliche Kräfte erforderten. Aber heute, wo es sich zumeist um Entscheidung über Gesetzesfragen handele, würde es unpassend und unbe-

scheiden sein, wenn er, noch so jung an Jahren, Männern von so hohem Alter und so tiefer Gelehrsamkeit präsidiren wolle. Diese Ansprache brachte ein beifälliges Murmeln hervor, und so nahm auf das Ersuchen der Versammlung der ehrwürdige Greis R. Jona den Vorsitz ein.

„Ihr wißt, meine Freunde," hob dieser an, „welcher schwierige und wichtige Gegenstand uns heute beschäftigen muß. Wie schwer sich die Hand des Geschickes auf unsere Stadt gelegt hat, wie dornig die Zuchtruthe, die über uns ausgestreckt ist, brauche ich nicht zu sagen. Wir beugen demüthig unser Haupt vor dem Willen unseres Gottes, des Allheiligen, gelobt sei er! Zu viel haben die Schultern unseres Volkes zu tragen gelernt, als daß sie nicht auch noch neue Lasten auf sich nehmen sollten. Wir haben hier lange Zeit in Frieden und Glück gelebt, warum sollten wir murren, wenn eine Zeit des Zornes und des Unwetters über uns gekommen? Unsere Gottesfurcht und Frömmigkeit wird geprüft: lasset uns bestehen darin vor Gott und vor den Menschen! .... Was uns aber bis heute betroffen, galt nur unserer irdischen Habe. Aber der Geier, der seine Kreise jetzt über unsern Häuptern zieht, greift mit seinen scharfen Krallen nunmehr auch nach unsrem besten und edelsten Gute und sucht die Grundsäulen unserer heiligen Religion zu erschüttern. Was sollen wir thun? Sollen wir uns widersetzen oder nachgeben? Was mich anbetrifft, so würde ich, gälte es nur meiner Person, nicht zaudern und schwanken. Denn meine Jahre sind abgelaufen und meine Augen blöde vor Alter. Ich habe genug gelebt und erlebt und hege keine Lust in mir nach mehr. Aber um uns steht ein trauerndes und schwaches Volk, das nach Erleichterung schmachtet, und für dieses müssen wir sorgen und wohl bedenken, was wir ihm thun .... Es nahet jetzt das heilige Fest, das unsre Väter feierten

seit den Tagen des Auszuges aus Egypten. Das strenge Gesetz, das wir da zu üben haben, ist unsren Bedrückern wohl bekannt, und da hat denn der römische Feldherr an uns das Gebot ergehen lassen: auch an den Tagen des Festes gesäuertes Brod für die Soldaten backen und von den Bäckern feil bieten zu lassen. Ferner hat er damit zugleich den Befehl verbunden, von nun an unweigerlich jeden Tag frisches Brod zu liefern, und darum auch am Sabbath es sowohl zu bereiten, als auch zu verkaufen. Ich brauche es Euch nicht zu sagen, liebe Freunde, von welcher Wichtigkeit diese Befehle sind. Sabbath und Pessach sind zwei Grundsteine unsres Gesetzes: werden diese aus ihren Fugen gerissen, wie wird das ganze Bauwerk wanken, vielleicht zusammenbrechen! Die freche Verletzung beider, Ihr wißt es, ist mit schweren Strafen belegt. Wie? Sollen wir in dieses Verlangen unsres Feindes einwilligen, können, dürfen wir es? Das Volk harret unser, es wartet auf unsre Erlaubniß oder unsre Verwerfung. Hierüber habt Ihr Eure Stimme zu erheben.“

Obschon diese neuen, mehr aus Hohn und Schadenfreude als aus der Dringlichkeit des Bedürfnisses geflossenen Befehle des Ursicinus bereits allen Anwesenden bekannt waren, wurden sie doch durch die Rede des Greises in tiefe Traurigkeit und Beängstigung versenkt, so daß ein langes Stillschweigen eintrat. Endlich erhob sich an der Mitte der Tafel ein Mann von einfachem, schlichtem Aussehen und sprach:

„Mit Erlaubniß, geehrte Herren und Freunde, ich sehe eigentlich nicht ein, wie wir über diese Frage zweifelhaft sein können. Es ist ein klares Gesetz der heiligen Thorah: kein Sauerteig soll in Euren Wohnungen gefunden werden, und ebenso bestimmt das Verbot, am Sabbath zu kochen, zu backen, Feuer anzuzünden, Geschäfte zu treiben und zu verkaufen. Wie könnten wir also

erlauben oder für erlaubt erklären, was so unzweideutig von Gott selbst verboten ist?" Diese Worte machten gerade in ihrer Klarheit einen peinlichen Eindruck, eben weil sie in dem Bewußtsein eines Jeden der Versammelten standen. Plötzlich sprang ihm gegenüber ein kleiner, magerer Mann auf, dem die Züge der Schlauheit auf dem markirten Gesichte ausgeprägt waren.

„Ich kann dem nicht beistimmen," rief er mit schneidender Stimme, „in der Thorah stehen die Gebote allgemein und ohne weitere Erklärung da, und den Weisen und Lehrern ist es nun gegeben, nach den vorgeschriebenen Regeln die allgemeinen Ge- und Verbote auf die besonderen Verhältnisse und Umstände zu deuten und anzuwenden. Ich behaupte nun, daß wir dem Volke die Erlaubniß wohl geben können, denn wir begehen damit keine Gesetzesübertretung, da wir ja das Gesetz nicht für uns, nicht zu unserem Nutzen und Genuß verletzen, sondern es zur Verpflegung des Heeres nothwendig ist, also Alles, was daraus fließt, zum Nothbedarf des Heeres für den Krieg gehört."

Vieler Augen leuchteten bei dieser Erklärung auf, und sie nickten beifällig mit dem Kopfe. Aber ein Dritter begann: „Wie kannst Du, Rabbi Muna, behaupten, daß, wenn wir die Erlaubniß ertheilen, dies nicht zu unserm eigenen Nutzen geschähe? Denn da, wenn wir das Verbot aufrecht erhalten, Schaden und Gefahr für uns, für unsre Personen und unsre Habe entstehen würde, so gereicht offenbar die Erlaubniß zu unserem Nutzen. Der Beweis ist also nur halb geführt. Vielmehr kommt es darauf an, nachzuweisen, wie groß die Gefahr sein würde, die daraus für uns entstände. Ist es eine Gefahr für unser Leben? Dann stände die Erlaubniß von selbst fest und hätte hundert Fälle ähnlicher Art, die Euch Allen bekannt sind, für sich. Ist die Gefahr nicht

so groß, daß wir an unserem Leben bedroht sind, so ist jene noch zweifelhaft.“ —

„Die Gefahr ist da!“ rief ein Anderer aus vom Ende der Tafel her. „Der Feldherr hat erklärt, daß er von dem nächsten Sabbath an, an jedem Sabbath, an welchem nicht frisches Brod gebacken und verkauft würde, eine Thorahrolle aus einer Synagoge nehmen und verbrennen würde. Daß er der Mann dazu ist, könnt Ihr voraussetzen, denn er hat Solches schon einmal in der Stadt Neve gethan. Nun frage ich Euch, ist die heilige Thorah nicht mehr werth als ein Leben von uns? Sind wir nicht verpflichtet, sie mit unserm Leben zu vertheidigen? Ist also die Lebensgefahr nicht da, vor der das Gesetz zurückweicht?“ Bei diesen Worten gerieth die Versammlung in die größte Aufregung. Fragen aller Art wurden an den Sprecher gerichtet: „Woher weißt Du dies? Wem hat er dies erklärt? Wie könnte er dies wagen?“ ertönte es von allen Seiten, und in dem Geräusche und Lärmen gingen die Worte des Einzelnen verloren. Aber die Sache verhielt sich so und wurde von mehreren der Anwesenden bestätigt. Endlich kam wieder etwas Ruhe in die Versammlung, und die Blicke der Meisten richteten sich bereits nach dem Vorsitzenden, damit er die Abstimmung vornehme, als sich Patrika erhob und damit das Wort nahm. Alle schwiegen und lauschten gespannt seinen Worten. Schon das Stillschweigen, das er bis jetzt beobachtet hatte, und seine ganze Erscheinung machten, daß der Geist der Zuhörer sich aufmerksam ihm zuwandte. Jeder empfand, daß hier ein höherer Geist sich aussprechen, ein höherer Gesichtspunkt sich eröffnen werde, und je nach seiner Meinung und seinem Wunsche fühlte sich Jeder entweder freudig oder ängstlich in Erwartung dessen, was er hören werde.

„Verehrte Freunde,“ begann er mit seiner klaren, volltönen-

den Stimme, „mit Recht hat der ehrwürdige R. Joua bemerkt, daß unser Bedrücker bis jetzt nur unsre Habe und Person angetastet hat, mit diesen Befehlen aber seine blutgetränkte Hand in das innerste Heiligthum unsrer Religion streckt. Dies ist es, was unsre besondere Aufmerksamkeit, unsre gewissenhafte Erwägung wecken muß. Läge hier nur ein einzelner Fall, irgend ein eigenthümlicher Vorgang zu unserer Beantwortung vor, so hätten wir allerdings auch nur das besondere Gesetz zu berücksichtigen und könnten uns dreist an den Buchstaben desselben halten. Aber fühlen wir nicht Alle, daß ein großes Netz über uns ausgespannt wird, in welches wir gefangen und darin wir vernichtet werden sollen? Er steht da, unser Feind, mit der Schlinge in der Hand, sie uns um den Nacken zu werfen; ist sie erst um diesen gelegt, so wird er sie immer enger und enger ziehen, uns damit auf den Boden schleudern, uns erwürgen. Als die Römer unter dem eisernen Titus unsre Väter bekämpften und niedertraten, da hatten sie nichts weiter im Sinn als unsere Selbstständigkeit zu vernichten, uns aus einem freien Volke zu ihren Knechten zu machen. Aber sie ließen unsere Religion bestehen, uns nach unseren Gesetzen und Sitten leben, und noch aus den Thoren des belagerten Jerusalem zog Jochanan ben Sakkai nach Jamnia und gründete dort ein zweites, ein geistiges Zion. Jetzt aber ist es anders. Seitdem die Lehre des Nazareners die Obergewalt im römischen Reiche erhalten und ihr das Heidenthum nur noch mit gefesselten Armen gegenübersteht, seitdem sie die heidnischen Altäre umgestürzt, ihre Priester in den Kerker geworfen, ihre Anhänger verfolgt und zurückgestoßen hat, will sie jetzt auch die Religion Israels von der Erde verdrängen. Wie? Haben wir sie zu diesem Kampfe herausgefordert? Sind wir ihren Vorfechtern irgendwie zum Hinderniß gewesen? Haben wir nicht in Frieden

und Ruhe gelebt, nur bedacht, geräuschlos das heilige Gesetz zu erfüllen? Es mag sein, daß in den ersten Zeiten, als wir noch frei in unserm Lande wohnten, den Anhängern jener Lehre unsre Väter nicht gutwillig freien Raum gewährten und Manches geschehen, was besser unterblieben wäre. Aber sind nicht seitdem Jahrhunderte verflossen, und wir gesellten uns niemals zu ihren Feinden und stellten ihrer Verbreitung niemals Hindernisse in den Weg? Und fürwahr, wir thaten dies nicht zu einer Zeit und unter Umständen, wo wir es wohl vermocht. Warum lassen sie also nicht auch uns ruhig gewähren? Ist nicht auf Gottes Erde Raum für Viele und wird es ihnen jemals gelingen, die Alleinherrschaft an sich zu reißen? Aber ihr Plan ist klar und steht fest. Jetzt wollen die Römer nicht mehr geradezu unsre Personen ausrotten, aber unsre Religion. Die Religion des Einzig-Einigen soll von der Oberfläche der Erde verschwinden, wie sie hiermit das Heidenthum bedrohen. Wir haben es aus dem fluchwürdigen Munde des Ursicinus oft genug gehört: der Abfall von Israel soll jedem Juden mit völliger Befreiung von allen Lasten gelohnt werden. Also nicht den Juden, sondern dem Judenthum will man zu Leibe, und die Bedrückungen, die man gegen uns übt, sollen nur das Volk mürbe und müde machen, bis daß es sich ergiebt und den Willen seines Henkers thut. Wohlan, meine Brüder, hiergegen müssen wir uns erheben, dies ist der Kampf Gottes, hierin dürfen wir keinen Schritt nachgeben! Mögen sie unsre Habe nehmen, mögen sie unsre Leiber peinigen — aber die Religion des Herrn muß unentweiht und unverkümmert bleiben! .... Bedenken wir wohl, mag die Frage, die uns heute vorliegt, so oder so entschieden werden können, darum handelt es sich nicht; aber es sind die ersten Maßnahmen, um die ehernen Pforten unseres Heiligthums zu zerschlagen, seine goldenen Zinnen herabzu-

reißen, seine Grundvesten zu unterwühlen. Vertheidigen wir sie nicht, öffnen wir die Thore mit eigener Hand, so werden die grimmigen Feinde hineindringen und das Werk der Zerstörung vollenden! Bedenket das wohl, Ihr Lehrer und Führer des Volkes, habet Ihr erst das Volk gewöhnt, nachzugeben und ein Gesetz nach dem andern unbeachtet zu sehen, so wird es immer weniger Widerstand leisten und Alles aufgeben. Saget nicht, diese Erlaubniß sei blos für die Zeit der Bedrängniß. Das Volk wird sie sich auch nach dieser gewähren und in jedem Falle, wo ihnen das Gesetz unbequem ist, sich mit der Noth entschuldigen. Unsre Väter haben uns befohlen, einen Zaun um das Gesetz zu pflanzen, damit es selbst nicht angetastet werde: wir aber wollen nicht allein den Zaun niederreißen, sondern die heiligsten Gesetze, Sabbath und Pessach, dem Andringen der Feinde Preis geben. Wo bleibt da das Erbe Israel's? Haben unsre Väter darum gelitten und geblutet, daß wir es jedem kleinen Tyrannen zu Füßen legen sollen? Nein! auch ich habe dazu gerathen, in allen Dingen, die unsre Person und unsre Habe betreffen, den willigsten Gehorsam zu leisten — aber in den religiösen keine Nachgiebigkeit, denn diese macht uns ohnmächtig und schneidet uns Nerv und Sehne entzwei. Hier Trotz, hier Widerstand, hier die Folgen männlich ertragen!“

Diese begeisterten und doch so verständlichen Worte machten den tiefsten Eindruck. Eine lange Stille folgte ihnen. Die Männer saßen da mit niedergeschlagenen Augen, und manches Antlitz zeigte die Röthe der Erregung und um manche Lippe zuckte es wie Schmerz und Kampf. Aber Entschlossenheit verrieth sich nirgends, und kein Ruf der Zustimmung brach hervor. Patrika schaute sich um und begegnete keinem Blicke, der ihm den Sieg seiner Meinung verkündet hätte. Er setzte sich nieder und mur-

melte vor sich hin: „Es ist noch nicht Zeit und die Ernte noch nicht reif."

Nach einer ängstlichen Pause erhob sich R. Jose von seinem Sitze, auch ein Greis und von würdigstem Aussehen. Er sprach: „Die Worte, die wir eben vernommen, rufen gewiß unser ganzes Mitgefühl hervor, und im Innersten unserer Seele stimmen wir Alle ihnen bei. Es ist Alles wahr, und wir sehen klar den großen, unermeßlichen Kampf, der abermals unserm Volke bevorsteht, und der ihm nicht erspart werden wird. Aber um so mehr müssen wir uns fragen, ob unser armes Volk dazu vorbereitet und gerüstet ist, und ob wir nicht, wenn wir es jenem Kampfe bei einer Veranlassung aussetzen, die noch abzuwenden wäre, die Fackel der Zwietracht in dasselbe hineinwerfen und ihm gerade die Kraft nehmen, durch welche allein der Widerstand möglich, die Kraft der Einheit und der Eintracht?"

„Als der Gott unsrer Väter Israel aus Egypten führen wollte, da ließ er es erst Jahrhunderte lang die Knechtschaft, den sich immer mehr steigernden Druck fühlen, da ließ er erst zehn Plagen über Pharao und sein Land kommen, um den Israeliten zu zeigen, daß alle Mittel vergeblich, daß sie es mit einem unbeugsamen Feinde zu thun, daß sie ausziehen müßten, um frei zu werden. Und nun sehen wir uns um — drängen nicht alle Bewohner dieser unglücklichen Stadt auf uns, ihnen die erwünschte Erlaubniß zu geben? Ist unter ihnen nur eine größere Zahl zur Verweigerung entschlossen? Werden sie nicht murren gegen einen solchen Beschluß, uns für die Folgen verantwortlich machen, vielleicht sich uns widersetzen? Und doch haben sie das Gesetz für sich. Unsere Weisen sagen: der Sabbath ist um des Menschen willen, nicht der Mensch um des Sabbath's willen da. Das heißt: der Sabbath ist ein unverletzliches Gottesgesetz, um Israel

zu heiligen und ohne den Sabbath keine Heiligung — aber wo der Mensch in Gefahr, wo sein Leben bedroht ist, wo er untergehen würde durch den Sabbath, tritt der Sabbath zurück, bis die Gefahr vorüber. Das weiß das Volk so gut wie wir. Unsre Weisen sagen; nur drei Verbrechen sind es, vor deren Verübung wir den Tod vorziehen sollen: Götzendienst, Blutschande und Mord — die Verletzung des Sabbath's und Pessach's ist nicht darunter. Das weiß das Volk so gut wie wir. Was das Pessach betrifft, so hat das h. Gesetz selbst sogar zugestanden, daß es unter hindernden Umständen später gefeiert werden dürfe, und wenn wir nur eine feste Scheidung zwischen den Backhäusern und unserer Wohnung machen, haben wir das Gesetz des Pessachs nicht verletzt, wenn wir nachgeben. Thun doch unsere Brüder, die in den Ländern der Heiden wohnen, auch so. Wie sollen wir nun dem Volke sagen, wir geben euch die Erlaubniß nicht? Ja, unser Bruder Patrika hat Recht, und ich bin glücklich, die Worte dieses jungen Mannes gehört zu haben. Aber Sepphoris ist nicht ganz Israel, und die Gegenwart ist nicht die Zukunft. Was kommen wird, dem werden wir begegnen müssen, und es ist besser, abzuwarten und unsere Kräfte zu sammeln, als selbst zu beginnen und uns ohnmächtig entgegen zu stemmen. Dennoch wollen wir nicht eigenmächtig entscheiden. Ich trage darauf an, daß das Sanhedrin einen Beschluß faßt, diesen aber unserm Patriarchen, Gott segne ihn! zur Bestätigung oder Verwerfung vorlege, und daß wir unsern Bruder Patrika selbst beauftragen, die Entscheidung von Nassi einzuholen."

Ein allgemeines Beifallsmurmeln folgte den Worten des Greises. Jedermann schien befriedigt, und als R. Jona die Stimmen einsammelte, war keine verneinende darunter. Patrika hatte schweigend zugehört, die Rechte fest auf das Herz gedrückt.

5.

Patrika hatte bereitwillig den Auftrag des Sanhedrin übernommen.

Wie Jemand sich gern auf einige Stunden aus einem Krankenzimmer entfernt, wenn der Leidende für diese Zeit keiner Hülfeleistung bedarf, so athmete Patrika frisch auf, als er Sepphoris auf einige Tage verlassen konnte, wohl wissend, daß er doch nur wenig zur Erleichterung seiner bedrängten Mitbürger daselbst zu thun vermöchte. Tiefe Naturen fühlen aus gegebenen Verhältnissen und Stimmungen wie durch Instinkt die Zukunft voraus, und Patrika wußte daher, daß ein Kampf auf Leben und Tod nicht ausbleiben könne, daß er einen Feind vor sich habe, mit welchem eine Ausgleichung oder Abfindung unmöglich sei. Er wußte also, daß er den Feind doch wieder finden werde, wenn er auch eine Zeit lang abwesend wäre. Er kannte jetzt hinlänglich die Streitmittel, die in seiner Vaterstadt vorhanden, und es kam ihm daher sehr viel darauf an, auch die Gesinnungen seiner Landsleute und Glaubensgenossen in der Umgegend, vor Allem aber die Ansichten und Willensmeinungen des Patriarchen, seines Oheims von Mutters Seiten, kennen zu lernen. Hierzu gesellte sich sein Verlangen, diesen hochverehrten Oheim und dessen einzige Tochter, seine Base Mirjam nach langjähriger Trennung wiederzusehen. Er stand so allein in der Welt und hatte schon so viele Täuschungen erfahren, daß er sich sehnte, einmal wieder in das Antlitz

von Menschen zu schauen, denen sein unbedingtes Vertrauen gehörte.

Wie er in der Frühe des Morgens auf einem flüchtigen Maulthiere durch die thauigen und von dem Strahl der Morgensonne beglänzten Gefilde ritt, kehrten die Bilder der Vergangenheit in seiner Seele ein, und glitten in langer Reihe mit all der bittersüßen Empfindung vorüber, welche in unsrer Seele die Erinnerung an entschwundenes Glück und Leid, das niemals wiederkehrt, erweckt.

Patrika war der einzige Sohn eines der angesehensten Bürger Sepphoris', und die ganze Geschichte dieser Stadt war mit dem Namen des Geschlechts verwachsen, welchem Patrika entstammte. Seine Mutter, die Schwester des Patriarchen Hillel, der seine Abstammung aus dem Davidischen Geschlechte herleitete, war ihm in seinem sechsten Lebensjahre durch den Tod entrissen worden. Ach, seine Eltern hatten so glücklich mit einander gelebt und sich in der zärtlichsten Liebe zu ihrem einzigen Kinde vereinigt. Konnte ihr engelbleiches Bild jemals aus seiner Seele schwinden? Hob sich nicht immer wieder seine Brust von einem tiefen Schmerzensseufzer, wenn er ihrer gedachte? Ja, der frühzeitige Verlust einer geliebten Mutter legt auf die Seele des Kindes für sein ganzes Leben einen Trauerschein, den nur die Hand des Lasters verwischen könnte. Sein Vater war von diesem Verluste tief gebeugt. Konnte er doch die Jahre seines lautern Glückes mit einer geringen Zahl benennen, während seine Zukunft nun düster und in Trauer gehüllt vor ihm stand. Doch erinnerte sich Patrika sehr wohl, daß sein Vater sich bereits wieder zu fassen und aufzurichten begonnen hatte, als ein Ereigniß eintrat, welches den herrlichen Mann unendlich erschütterte und gänzlich verwandelte. Was dies für ein Vorfall gewesen, hatte er erst vor wenigen Jahren

erfahren. Damals war es ihm unbekannt geblieben; sein Vater hatte sich nur wochenlang in sein Zimmer eingeschlossen und ihn selbst der Pflege seiner Amme, der Mutter Amnon's, überlassen. Es lebte noch in seinem Gedächtnisse, welche drückende Schwüle damals auf dem ganzen Hause lastete, so daß Niemand in diesem laut zu sprechen oder sich zu bewegen wagte. Endlich kam sein Vater wieder hervor, aber als ein düsterer, in sich verschlossener Mann, der nur wenig sprach und nur ernst um sich blickte. Nicht daß er seinem Kinde seine Liebe entzogen: vielmehr verdoppelte er nur seine Fürsorge und hütete unermüdlich den Knaben. Aber jeder Ausdruck der Zärtlichkeit unterblieb; und wenn der Sohn mit überwallendem Herzen sich einmal an die Brust des Vaters warf, so wies dieser ihn nicht zurück, aber eine Handbewegung und ein Blick ließen die Gefühle schnell wieder zur Ruhe und in das alte Geleise zurückkehren. Sein Vater betrieb sein ausgebreitetes Geschäft ohne Unterbrechung fort, aber sobald die Stunden der Arbeit vorüber waren, zog er sich in sein Gemach zurück, in welchem er nur mit seinem Sohne und den Dienern des Hauses verkehrte. Von der Welt hatte er sich gänzlich zurückgezogen und seine städtischen Aemter niedergelegt. Aber das wußte Patrika, daß trotzdem sein Vater niemals aufhörte, den reichen Strom seiner Wohlthätigkeit über alle Darbenden der Stadt fließen zu lassen. Er erfuhr späterhin oft genug davon.

Die Jugend beobachtet mit sehr scharfem Blicke, was um sie her vorgeht; aber ebenso schnell schickt sie sich in Alles, wie es einmal ist, und vergleicht wenig das Frühere und das Spätere, sucht wenig nach dem Zusammenhange von Ursache und Wirkung. So wuchs Patrika heran bei dem edelmüthigen, aber verschlossenen Vater, von Ernst und Geheimniß umgeben, ohne die Liebesfülle einer Mutter, Gegenstand der Zuneigung für Alle, die ihn umgaben, aber genöthigt

und gewöhnt, seine heißen Gefühle in sich zu bergen, sie in Handlungen, aber weder in Worten, noch in Liebkosungen, auszudrücken. Sein Herz ward eine reiche Quelle stets frisch sprudelnder Empfindungen, die aber, von einem marmornen Becken umfaßt, sich nicht über die grünende Au mit ihren Blumen und Halmen ergießen kann.

Sein Vater ließ ihn sorgfältig unterrichten, vor Allem in dem heiligen Wissen der Religion, so daß er frühzeitig heimisch wurde in dem großen Gebäude der Satzungen, dann aber auch in der griechischen und römischen Sprache. Als Patrika fünfzehn Sommer zählte, verlor er auch diesen heißgeliebten und verehrten Vater, und er stand nun allein und ohne Führer unter Fremden. Bald aber langte ein Bruder seines Vaters Namens Meschullam von Rom, seinem Wohnorte, an. Es war eigenthümlich, daß Patrika zwar aus seiner Kindheit her irgend eine Kunde von diesem Oheim hatte, später aber nichts wieder von ihm erfuhr, da sein Vater niemals von ihm sprach und nur mit dem Kopfe schüttelte, wenn er einmal danach gefragt wurde, was daher später ganz unterblieb.

Dieser Oheim mußte eine vornehme Person sein, denn er traf mit einem großen Gefolge ein, und man sprach von ihm gar viel in der Stadt; Alles drängte sich zu ihm und um ihn. Trotz einer gewissen vornehmen Zurückhaltung war er aber gegen Alle äußerst freundlich und wußte Jeden befriedigt von sich zu entlassen. Dennoch machte er auf Patrika nicht einen völlig günstigen Eindruck. Er war so ganz verschieden von seinem Vater in Aussehen und Wesen, und hinter seiner Freundlichkeit schien dem empfindsamen Knaben ein schlauer, berechnender Geist zu wohnen, und aus den scharfen, kleinen Augen ein lauernder Blick zu leuchten, der in unbewachten Momenten sogar etwas Böses, Tückisches ihm zu

haben däuchte. Dennoch war dieser Oheim als sein einziger väterlicher Verwandter berechtigt, sein Geschick zu bestimmen, und er verpflichtet, ihm gehorsam zu sein. Nachdem Meschullam die Fortführung des Geschäftes unter seiner eigenen Oberleitung durch den bisherigen ersten Diener, den alten Amnon, geordnet, verabredete er mit dem Patriarchen, daß Patrika drei Jahre bei diesem verbleiben und dann zu ihm nach Rom kommen sollte. So verließ der Knabe sein väterliches Haus und siedelte nach Tiberias über. Wie liebevoll wurde er da von seinem ehrwürdigen Oheim, von seiner Tante, die ihm eine zweite Mutter galt, und selbst von der kleinen zehnjährigen Mirjam aufgenommen! Wenn der Oheim durch sein Alter, seine hohe Stellung und immerwährende Beschäftigung ihm mehr Achtung und Verehrung einflößte, so sättigte sich sein liebebedürftiges Herz um so mehr an der Zärtlichkeit seiner Tante und an der schwesterlichen Zuneigung seiner lieblichen Base. Dennoch umwehte ihn auch in diesem Hause nur der Geist des Ernstes und der Würde, und unter dem Schwunge gottesfürchtigster Frömmigkeit konnte die Fröhlichkeit der Jugend nicht aufkommen. Patrika gesellte sich zu den zahlreichen Schülern seines Oheims und wurde bald einer seiner Lieblingsschüler, ohne daß er nicht auch der Unterweisung mehrerer der dort versammelten Meister des jüdischen Glaubens theilhaftig geworden wäre. Schnell verflossen die drei Jahre, Jahre des Friedens, der Entwickelung und Ausbildung, in welchen sein Geist einen großen Fond des Wissens und der Gedanken in sich aufsammelte, und eine unverlöschliche Fackel der edelsten Begeisterung sich in seinem Herzen entzündete. So schmerzlich aber auch die Trennung war, so wallte doch sein Herz frisch auf, als ein Bote seines Oheims ihn nach Rom abholte. Der Drang in die Weite, das Verlangen, die Herrlichkeit der Welt, den Glanz der Hauptstadt zu schauen,

spannte seinen Geist an und trieb ihn mit Begierde vorwärts. Auch in Rom fand er eine gastliche Stätte. Seines Vaters Bruder und dessen einzige Tochter Iddo, ziemlich von gleichem Alter mit ihm, empfingen ihn auf's freundlichste und in dem großen Hause, welches diese bewohnten, wurden ihm prächtig ausgeschmückte Gemächer und zahlreiche Dienerschaft zu Gebote gestellt. Die Wunder Rom's, das unermeßliche Leben, das daselbst fluthete, und der große Verkehr im Hause seines Oheims überwältigten ihn anfangs, daß er wie betäubt sich darin kaum zu finden vermochte. Aber sein scharfer Geist, an prüfende Forschung gewöhnt, zerstreute bald die Nebel des ersten Rausches und ließ ihn die treibenden Kräfte dieses großen Weltlebens durchschauen. Der Reiz der Neuheit schwand allmälig; Patrika zog sich innerhalb gewisser Grenzen zurück und bewegte sich darin selbständig und leicht. Sein Oheim hatte das erste Jahr für ihn zu seiner äußeren Ausbildung bestimmt, seine Erscheinung abzuglätten, ihm die Sitten und Formen des Kreises, in welchem er lebte, beizubringen und ihn in den Künsten zu unterrichten, deren ein Mann nicht entbehren konnte, welcher mit der Welt zu leben hatte. Auch hier zeigte sich Patrika fähig und gewandt, dennoch aber sich auf das Nothwendige beschränkend und überall das Wesentliche von dem Unwesentlichen unterscheidend. Als das Jahr vorüber war, trat er in das Geschäft seines Oheims ein, das auch sein Lebensberuf werden sollte. So freundlich sein Oheim ihn auch behandelte, so sehr sich Patrika eingestehen mußte, daß alle Anordnungen desselben nur väterlich, vernünftig und zu seinem Besten seien, so konnte er doch niemals ein Gefühl der Scheu, ja fast der Abneigung unterdrücken, und alle Vorwürfe, die er sich selbst darüber machte, besserten diesen Schaden an seinem damaligen Leben nicht aus und bereiteten ihm nur fortgesetzte Kämpfe

mit sich selbst. Um so lieber flüchtete er sich zu dessen Tochter Iddo, die, bereits eine gefeierte Schönheit und vielfach umworben, ihm mit Freundlichkeit entgegen kam und, so weit es die Etikette des Hauses und ihre in Anspruch genommene Zeit, denn sie stand dem großen Hauswesen wenigstens der Form nach vor, ihr erlaubte, ihn gern bei sich sah. So fühlte Patrika sich auch an dieser dritten Stätte seines Jugendlebens zumeist allein und auf sich selbst angewiesen. Er hatte Zeit und Gelegenheit, viele Erfahrung zu sammeln, tausendfältige Beobachtungen zu machen, und sein Geist besaß Ruhe und Kraft genug, um sie zu verarbeiten.

Nähere Freunde, die seinem Herzen theuer geworden, fand er nicht; denn die jungen Römer, mit denen er in Berührung kam, stießen ihn durch ihre Frivolität und Sittenlosigkeit ab und von seinen jüngern Glaubensgenossen traf er auch nur auf solche, welche, oberflächlich oder einseitig, eine innere Beziehung ihm nicht gewähren konnten. Je mehr er daher in seiner Entwickelung fortschritt, je edler und schöner er sich an Geist und Körper ausbildete, desto mehr fühlte er sich von Iddo angezogen, und desto williger widmete sie ihm ihre Zeit und Gunst und zeichnete ihn unzweideutig aus. Freilich drückte es den jungen Mann, der sich zu fühlen anfing, ein wenig, daß das ihm altersgleiche Mädchen ihn zu bevormunden schien und stets von ihm erwartete, daß er ihren Anordnungen willig Folge leiste und sie mit dankbarem Gehorsam aufnehme. Aber je länger dieses Verhältniß dauerte, desto sichtlicher änderte es sich. Der reiche umfassende Geist des Jünglings wuchs über seine Gönnerin hinaus, und der Adel seiner Erscheinung imponirte ihr. Bald zeigte es sich, daß er ihr überlegen war, und dies reizte sie nur um so mehr, ihn durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit zu fesseln. War es wirklich das Gefühl der Liebe, das in seinem Herzen sich regte? Oder war

es das Bedürfniß für den Alleinstehenden, irgend ein Herz doch für sich schlagen zu wissen, und der Reiz der Schönheit, welchen die liebliche Jungfrau auch auf ihn ausüben mußte — immer inniger fühlte er sich zu ihr gezogen, und er hing bald mit ganzem Herzen an ihr. Und Jddo verrieth unzweideutig, daß der Vetter ihr nicht gleichgültig sei. Andere gewahrten dies, nicht Wenige mit Neid und Eifersucht, und bald verbreitete sich das Gerücht, daß die Beiden für einander bestimmt seien. Dies konnte auch dem Vater nicht entgehen und Meschullam schwieg; er störte das Verhältniß nicht und behandelte Patrika mit immer größerer Freundlichkeit, mit immer sichtlicherem Vertrauen. So schienen die Dinge einem gewünschten Ziele zuzureifen. Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, das alle diese wohlgeschürzten Bande zerreißen sollte. Eines Tages befand sich Patrika in dem Arbeitszimmer seines Oheims, wo dieser mit mehreren Männern vom höchsten Range in einer wichtigen Verhandlung begriffen war. Er bedurfte hierzu eines Dokumentes, und da er sich selbst nicht entfernen konnte, gab er Patrika den Schlüssel zu einem Schrein in einem geheimen Gemache, zu welchem Niemand Zutritt hatte, mit dem Auftrage, das Dokument zu holen, dessen Lage und Beschaffenheit er ihm genau beschrieb. Aber Meschullam mußte sich doch geirrt haben, denn Patrika fand das Dokument nicht an dem angegebenen Orte, und da das Verlangen des Oheims nach demselben dringend war, fühlte er sich bewogen, danach weiter zu suchen. Nachdem er mehrere Fächer durchforscht hate, fand er das Dokument, ergriff es und wollte eben den Schrein wieder schließen, als sein Blick auf ein anderes, daneben liegendes fiel, auf welchem er sofort die Handschrift seines Vaters erkannte und mit Erstaunen die Worte las: „Meinem Sohne Patrika nach meinem Tode zu übergeben.“ Es durchfuhr ihn mit einem gewaltigen Schauer,

und wie Blitze folgten in seinem Geiste die Gedanken: mein Vater, an mich, und man hat es mir vorenthalten? Ist dies nicht mein Eigenthum? Dürfen die Worte meines Vaters an mich mir verborgen bleiben? Muß ich es nicht in Besitz nehmen, wo ich es finde? Eine Stimme meines Vaters über das Grab hinweg, und soll ich sie nicht vernehmen? Sind es Befehle für mich, und ich soll sie nicht ausführen? Rathschläge, und ich soll sie nicht befolgen? Geheimnisse, und ich soll sie nicht wissen und ihrer nicht achten? Diese und noch andere Gefühle überflutheten seine Seele, Todesblässe bedeckte sein Antlitz, seine Hand zitterte, aber unbedenklich griff er nach dem Papiere und steckte es in sein Gewand. Warum hat der Oheim mir das nicht übergeben, sondern heimlich aus der Heimath mitgenommen und verborgen gehalten? .... Er verschloß den Schrein und das Gemach, kehrte nach dem Arbeitszimmer des Oheims zurück und übergab diesem das Dokument. Meschullam war zu sehr in die Verhandlung mit den Anwesenden vertieft, um die verstörten Mienen seines Neffen zu gewahren, und dieser zog sich alsbald nach seinem Gemache zurück. Hier las er die Schrift seines verklärten Vaters. Mit jeder Zeile ergriff das Entsetzen immer stärker sein zuckendes Herz, das sich unter den furchtbaren Eindrücken krampfhaft zusammenzog. Was mußte er erfahren? Der schändlichste Verrath, von dem eigenen Bruder an seinem Vater ausgeführt, durch welchen nicht blos ein großer Theil seines Vermögens verloren gegangen, sondern auch sein Leben gefährdet und nur durch eine glückliche Fügung der Vorsehung gerettet, was aber noch mehr dem Edlen galt, das Vertrauen zu seinem einzigen Bruder in teuflischer Weise getäuscht worden! Mühsam rang Patrika nach Fassung; stundenlang stürmte er in seinem Zimmer auf und nieder, ballte seine Faust, hob die Augen zum Himmel, murmelte Worte der Verwünschung und fand keine Thräne der Erleichte-

rung. So hatte man seinen Vater um das Glück seines Lebens betrogen, so ihn zu einem die Menschen fliehenden Einsiedler gemacht und so auch seine eigene Jugend vergiftet! Und dennoch hatte ihm sein edelherziger Vater jeden Schritt der Rache, jede That der Bestrafung gegen den Böswilligen und seine Helfer untersagt und ihm das Geheimniß nur mitgetheilt, um ihm Rechte zu überliefern, die er in der Stunde der Bedrängniß, aber auch nur dann, geltend machen könnte. Dieses Gebot seines Vaters stand ihm zu lebhaft vor dem Geiste, als daß er es zu halten sich nicht geloben sollte. Auch jetzt war die Zeit hierzu noch nicht gekommen, aber in seiner ahnungsvollen Seele stand die Gewißheit, daß sie kommen werde, selbst wenn er die Vortheile nicht für sich, sondern für Andere daraus ziehen müßte. Er verschloß das Geheimniß tief in seine Brust. „Die Zeit wird kommen," rief er aus, „wer weiß wie bald — du wirst gerächt werden, edler Vater, aber nur auf die Weise, die Du selbst gewünscht!"

Sein Entschluß war endlich gefaßt. Er konnte in diesem Hause nicht länger verweilen, nicht mehr unter einem Dache athmen mit einem Manne, der das Leben seines Vaters vergiftet. Einen Augenblick dachte er an Iddo, die keinen Theil an den Verbrechen ihres Vaters hatte. Sie trat mit dem ganzen Lächeln ihrer Anmuth vor die Seele des Jünglings, und der Zauber ihres Wesens übte einige Augenblicke einen aufregenden Eindruck auf sein Herz. Aber er schüttelte wild sein Haupt: „Hinweg, auch Du, auch Dein Bild sei aus meiner Seele gerissen, alle diese Bande müssen gelöst werden, wie könnte ich ihr näher treten, der Tochter des einzigen Mannes, den ich hasse! .... Und wie sollte nicht auch in ihren Adern ein Tropfen des Giftes schleichen, das er meinem Vater in den Kelch seines Lebens geträufelt?

Aus solchem Boden kann nur eine bittre Pflanze ersprießen, mag ihre Blüthe in den lieblichsten Farben prangen und den berauschendsten Duft ausströmen!"

Sofort schrieb er an den alten Amnon, daß er unter irgend einem Vorwande seine schleunige Rückkehr nach der Heimath verlangen solle und beschwor ihn, hiermit keinen Augenblick zu zögern. Fiel es ihm doch schon schwer genug, bis dahin in Rom ausharren zu müssen. Aber er sah ein, daß es nicht möglich war, das Geheimniß seines Vaters zu bewahren, wenn er einen Bruch herbeiführte. So mußte der Jüngling zu einer Verstellung greifen, die seinem Charakter so fern lag, und in welcher ihn nur die Festigkeit und Besonnenheit unterstützten, die der eigenthümliche Gang seines Lebens in ihm groß gezogen. Einem so viel beschäftigten und den großartigsten Unternehmungen obliegenden Manne gegenüber wie Meschullam es war, konnte ihm dies nicht schwer werden. Aber dem scharfen Auge und zarten Gefühle Iddo's konnte freilich die Veränderung ihres Freundes nicht lange entgehen, uud sie versuchte mehrere Male die Wünschelruthe ihrer Reize und ihrer Zuneigung, um den Jüngling aus seiner Zurückhaltung zu ziehen. Doch er war zu sehr von dem einen Gedanken und einen Gefühle beherrscht, als daß es ihr möglich werden konnte, den verschütteten Quell seiner Liebe wieder aufzudecken. Als sie dies gewahrte, fühlte sich ihr Stolz verwundet, und sie kehrte dem Jüngling, auf welchen nicht einmal die Eifersucht einige Wirkung that, den Rücken zu. Der Brief Amnon's kam an und stellte so gebieterische Gründe auf, daß Patrika die schleunigste Rückkehr treffen und alle Gegengründe seines Oheims zurückweisen konnte. Nachdem er in der Heimath wieder angelangt war, deutete er in einem Schreiben an Meschullam den wahren Grund seiner Abreise, wenigstens für diesen

verständlich, an. Sein Oheim sollte wissen, wie er mit ihm stehe, wenn es ihm bis dahin entgangen wäre, daß das Schreiben seines verstorbenen Bruders nicht mehr in seinem Besitze sei. Aber auch in Sepphoris fand Patrika keinen freudigen Empfang. Eine pestartige Krankheit war durch das Land gegangen und hatte den alten Amnon, den treuen Wächter seines Hauses, dahingerafft, und auch die Gattin seines Oheims Hillel war ihr erlegen. Patrika mußte alle seine Kräfte zusammen nehmen, um sich in die Lage seines Geschäftes einzuweihen und dieses fortan selbst zu führen. Daher kam es, daß er sich keinen Augenblick vom Hause entfernen durfte, denn Niemand war jetzt da, der ihn auch nur unterstützen konnte. Bald auch forderten seine Mitbürger seine Hülfe für die Angelegenheiten der Stadt und zogen ihn in das Sanhedrin. Er betrachtete dies als eine um so heiligere Pflicht, als sein Vater in seiner letzten Lebenszeit sich diesem entzogen hatte. Drei Jahre verflossen abermals, Jahre der Arbeit der ernstesten Art, und nun sah er sich plötzlich auf dem Wege dahin, wo seine Gedanken so oft geweilt. In's Geheim machte er sich auch einige Vorwürfe, den Besuch bei seinem Oheim doch nicht früher möglich gemacht zu haben und fand nur darin seine Entschuldigung, daß ihn die Kunde von dem Verrathe seines Oheims zu tief erschüttert und verbittert hätte, um diese Verstimmung nicht auf Alle zu übertragen, denen er näher treten sollte. Ist doch der Mensch und namentlich die Jugend gar zu sehr geneigt, das Unrecht, das ihr geschehen, zu einem Mißtrauen und zu einer Abneigung gegen Alle auszudehnen. Aber diese Stimmung war jetzt seit längerer Zeit schon gewichen, und der Strom der Liebe floß wieder ungedämmt durch die Kammern seines Herzens, und sein groß angelegter Geist fühlte sich wieder leicht und frisch.

6.

Patrika ritt jetzt durch ein enges Thal, welches von einem lebhaften Winterbache durchströmt ward. Eine Zeitlang verfolgte der Weg den Lauf des Baches, bis das Thal immer enger wurde und die Felsen, durch welche das Gewässer sich eine Bahn gebrochen immer dichter an einander traten, so daß der Pfad den Bach verlassen und sich längs der Bergmauer in die Höhe winden mußte. Mühsam ging es bergauf, von Höhe zu Höhe, bis Patrika, um einen Felsenvorsprung biegend, den Rand des Bergzuges erreicht hatte. Der großartige und überraschende Anblick, der sich ihm bot, ergriff ihn tief, obgleich dieser ihm nicht ganz neu war, und er schon bedeutendere Scenerien gesehen. Aber die erwachten Erinnerungen an seine Jugend, das Gedächtniß jener Stunde, in welcher er von derselben Stelle aus den letzten Blick auf diese schöne, von ihm so oft durchstreifte Gegend geworfen, bewegten sein Herz um so mehr. Zu seinen Füßen lag, in ein tiefes Becken gebettet, der See von Chinnereth, und bot dem Beschauer seiner ganzen Ausdehnung nach den blauen, glatten Wasserspiegel, dessen leichtes Wellenspiel von der Höhe nicht gewahrt wurde, und der nur um so lebhafter den Silberglanz der Sonnenstrahlen schimmernd zurückwarf. Von beiden Seiten war der See von hohen Bergmauern umgeben, die dem Standpunkte Patrika's gegenüber sich zu imposanter Höhe erhoben und sich nur von wenigen Schluchten durchbrochen zeigten. Der Früh-

ling hatte die Höhen mit dem saftigen Grün der Gräser und Sträucher überzogen, und üppige Saaten, der Ernte zugereift, dichte Oleandergebüsche, von hohen Palmen hie und da überragt, Wein- und Melonengärten zogen einen prächtigen Gürtel um den See. Und wo irgend die Berge nur ein wenig vom Ufer des Sees zurückgewichen waren, lagen Städtchen und Dörfer ausgebreitet und erhoben ihre weißgetünchten Häuser und ihre graubraunen Mauern aus dem reichen Grün hervor. Von Norden her gewahrte man aus einer sich weithin dehnenden Ebene den Jordan in den See fallen und nicht minder seinen Ausfluß im Süden, den er sich durch starre Felsen erzwingen mußte, so daß er seinen Lauf bald zu einer großen Krümmung gen Abend zu nehmen genöthigt war. Auf dem See selbst aber flogen zahllose Barken und Boote von einem Ufer zum andern nach allen Richtungen hin und glichen mit ihren weißen Segeln einer Schaar verscheuchter Tauben, die mit ihren schimmernden Flügeln ihre Zufluchtsstätten aufsuchen. Nicht lange, und das Auge unseres Reisenden haftete am westlichen Ufer des Sees an den Häusern und Mauern von Tiberias. Da lag sie, ausgebreitet vor seinem Blicke, die Stätte seiner schönsten und aufstrebendsten Jugendjahre, die er vor sieben Jahren mit so reichen Hoffnungen verlassen hatte, und zu welcher sein Geist so oft zurückgekehrt war. Am nördlichen Ende einer kleinen hügeligen Ebene, dicht am Rande des Sees lag die Stadt, welche von dreien Seiten durch eine hohe und breite Mauer, in regelmäßigen Zwischenräumen mit starken Thürmen versehen, umschlossen, von dem See her offen war. Mitten aus ihrem Häusermeer erhob sich die stattliche Proseuche, der Sitz des Sanhedrin, so wie Bet- und Versammlungshaus der Bewohner der Stadt, welche, wie viele Städte Galiläas, damals noch allein der jüdischen Nation angehörte. Nach und von

der Stadt fand der größte Verkehr auf dem See statt, und die Fahrzeuge kreuzten sich unaufhörlich vor deren Landungsplätzen. Sinnend schauete Patrika lange Zeit nach diesem den Juden nächst Jerusalem damals geheiligtesten Orte, wo seit einem Jahrhunderte das große Sanhedrin, der religiöse Mittelpunkt aller durch die Welt zerstreuten Juden, seinen Sitz hatte, und von wo Belehrung, Erhebung und Tröstung in den Zeiten blutigster und drückendster Verfolgung bis zu den fernsten Hütten geflossen, in welchen das „der Ewige ist einzig" von Lippe und Herz erklang. Dann nach Süden streifend gewahrte er die weiße Dunstwolke, welche sich von den warmen Quellen zum Himmel erhob, die, wenige Schritte vom See entfernt, eine halbe Stunde von der Stadt, so vielen Leidenden Genesung oder doch Erleichterung ihres Wehes bereiteten. Es war noch Alles so, wie er es ehedem gesehen, nur sich selbst fühlte er verändert, und darum stritten die Gefühle der Wehmuth und inniger Sehnsucht in seiner Seele um den Vorrang. Endlich lenkte er sein Thier den steilen Pfad, der von der Höhe zu Thale führte, hinab, und nach kurzem Ritte gelangte er auf die breite Heerstraße, die von Damaskus an Tiberias vorüber nach dem Süden führte. Er setzte sein Maulthier in schnellere Bewegung und kam bald, an den Dreschtennen der Einwohner von Tiberias vorbei, zu dessen Thor. Tiberias war keine alte Stadt; nur einige Jahrzehnte vor dem Falle Jerusalems hattr Herodes Antipas sie erbaut, mit den Umwohnern bevölkert und nach seinem Freunde und Gönner, dem Kaiser Tiberius, benannt. Er hatte sich einen großen und reich geschmückten Pallast erbaut, der aber von der Wuth des Volkes in einem Aufstande wegen der heidnischen Gebilde, die er daran angebracht, zerstört wurde. Doch blieb die Stadt im römischen Kriege verschont, weil sich seine Einwohner dem heranrückenden Vespasian

ohne Schwertschlag unterworfen und dem Titus sogar Beistand geleistet, um die nah gelegene Veste Tarichäa zu erobern. Darum wurde sie mit mancherlei Vorrechten von den römischen Kaisern beschenkt, als sie sich auch unter Hadrian von den heißen Kämpfen der wieder erstandenen Juden gegen die römische Zwingsherrschaft fern hielt; und so kam es, daß das Sanhedrin, als es Jamnia verlassen, nach einem kurzen Aufenthalte in Sepphoris, in Tiberias seine bleibende Stätte suchte.

Noch hatte Patrika das Thor nicht passirt, als eine ihm wohlbekannte Gestalt ihm entgegen eilte. Es war Amnon, der, durch einen vorausgesandten Boten von der Ankunft seines Freundes unterrichtet, hier seiner geharrt und ihn nun mit leuchtenden Augen und starkem Händedruck begrüßte. „Friede mit Dir, theurer Patrika!“ klang es aus überströmendem Herzen. „Mit Dir Friede, mein Amnon!“ erwiderte Patrika, „wie geht es meinem ehrwürdigen Oheim und meiner guten Base?“ Das Antlitz Amnon's wurde ernster und nach einigem Zögern antwortete er: „Deine Base ist die Anmuth und Güte selbst und erwartet Dich mit großem Verlangen; Dein Oheim, der ehrwürdige Patriarch, ist so heilig und gütig wie immer, aber er ist älter geworden und schwächer, und Du mußt Dich darauf gefaßt machen, ihn nicht ganz so zu finden, wie Du ihn verlassen. . .“

„Wann fänden wir das jemals und irgendwo, Amnon!“ sprach Patrika, und seine Stimme verrieth die Bewegung seines Herzens. Bei diesen Worten waren wohl die Gedanken Amnon's, der vorher nur von der Freude, seinen Freund und Retter wieder zu sehen, beherrscht war, auch nach Sepphoris zurückgekehrt, und er stammelte: „Du hast Recht.... o meine Mutter! meine Mutter!.....“

„Komm, komm, Amnon!“ unterbrach ihn Patrika. „Hier ist nicht der Ort, um uns zu besprechen. Laß uns zum Hause

des Patriarchen gehen." Amnon trocknete eine Thräne, ließ den Zügel des Maulthieres los und wandelte zur Seite die Straße hinab, während Patrika in der Mitte derselben weiterritt.

Das Haus des Patriarchen lag in einem ruhigen und entfernten Stadttheile, und man mußte von der Hauptstraße durch viele gewundene Gäßchen schreiten, ehe man dahin gelangte. Das wußte Patrika; und doch überraschte ihn die Einsamkeit, die jetzt auf dem Platze vor dem Hause herrschte, in welchem der ehrwürdige Hillel seit einem halben Jahrhundert seinen Sitz hatte. Wo war das lebhafte Treiben der zu- und abströmenden Schüler, der herbei und von dannen eilenden Menge, der Boten aus allen Weltgegenden geblieben, die von dem ehrwürdigen Meister Belehrung, Rath und Entscheidung suchten? Es war öde und still geworden um den Ort, als ob das geistige Oberhaupt Juda's hier nicht mehr residirte oder nicht mehr zu den Lebenden gehörte. Patrika stieg vor der Pforte ab und Amnon führte das Maulthier davon. Kaum hatte der Erstere einige Schritte durch die Flur des Hauses gethan, als ein Seitengemach sich öffnete und Mirjam heraus- und ihm entgegen trat. „Willkommen, theurer Patrika, dein Eingang sei gesegnet!" rief sie aus und streckte ihm die Hand entgegen. Patrika blieb wie gefesselt vor dieser Erscheinung stehen. Was war aus dem lieblichen, dreizehnjährigen Mädchen geworden, die er vor sieben Jahren verlassen, die er immer geliebt, und mit der er so freundlich gespielt und gescherzt? Jetzt stand sie vor ihm, eine herrliche Jungfrau voll Liebreizes, aber auch voll Ernstes, ja mit dem Schatten der Trauer, durch welche jetzt ein voller Strahl der Freude gebrochen war. Mochte sie an blendender Schönheit jenem Mädchen in Rom nicht völlig gleichkommen und ihr jene feine Eleganz und vor Allem der Glanz der Toilette fehlen, durch welche Iddo's Reize um so mehr

hervorgehoben wurden: aber der Adel der Erscheinung und die Innigkeit und Hingebung, welche aus allen Zügen Mirjam's hervorleuchteten, sicherten ihr einen tieferen Eindruck auf das Herz ihres Vetters. Diese schlanke Gestalt, das feine Haupt auf dem vollen weißen Halse, das sich so weiblich etwas nach der einen Seite senkte, die hohe Stirn von einer Fülle schwarzer Locken umschattet, die zart geschwungenen Brauen, unter denen die blauen Augen so lichtvoll und doch so tiefsinnig hervorschauten, die feingeschnittene Nase und der liebliche Mund, um welchen die herzgewinnende Freundlichkeit ihr Lächeln gelegt, gaben ihr einen unendlichen Reiz, der unsern Patrika sofort umstrickte. Gern hätte er sein Vorrecht als nächster und einziger Verwandter in Anspruch genommen, und sie zum Gegengruße an sein überwallendes Herz gedrückt; aber die jungfräuliche Scheu, die über Mirjam's ganzem Wesen ausgebreitet lag, wehrte es ihm, so daß er sich mit den innigsten Begrüßungsworten begnügte. Aber auch sie war vön dem Wiedersehen tief ergriffen und von dem schönen, männlichen Wesen Patrika's so überrascht, daß ihre Blicke in seinen Zügen und seiner Gestalt immer wieder nach dem zarten Jüngling suchten, der vor langer Zeit von ihr geschieden. „Komm herein, Patrika," sagte sie endlich, „Du wirst ermüdet sein vom langen Ritt und einen Imbiß nicht verschmähen; dann erwartet Dich der Vater." Er folgte ihr und stand alsbald in dem ihm wohlbekannten Gemache. Wie war hier Alles ganz so geblieben, wie es vordem gewesen, nichts verändert an Räumlichkeit und Geräth, und es muthete ihn an, als ob er gestern erst von dannen gegangen. Und dennoch fehlte Etwas, und seine Augen suchten danach, obschon er wußte, daß sie es nicht finden könnten und würden. Dort auf jenem Divan hatte ja die immer gütige Tante gesessen, die ihn stets mit so vieler Liebe und Zärtlichkeit auf-

genommen. Mirjam verstand diesen Blick, ihre Arme sanken nieder, und ihre Augen füllten sich mit Thränen: „Du suchest die Mutter, Patrika, aber sie ist geschieden, wie Du ja weißt, und ruht unter dem kühlen Rasen der Erde. Ihre letzten Worte enthielten auch einen Segen für Dich."

Patrika ergriff die Hand Mirjam's und sprach mit gesenktem Haupte: „Wohl, Mirjam, ich wehre es nicht ab, daß mein erster Gedanke in diesem Hause ihr gehöre, der Verklärten, die mir die früh geschiedene Mutter ersetzte. O, ihre Seele war so rein und heilig, daß sie, jetzt in den Bund des Lebens geschlossen, auch in unsere Seelen nur eine lautere und heiligende Erinnerung senken kann. Ihrer zu gedenken, thut nur wohl und löst den Schmerz in eine süße Befriedigung auf." —

Mirjam dankte dem jungen Manne für diese Worte durch einen leisen Druck der Hand. Er folgte ihr zum bereitstehenden Mahle, und so ergossen sich bald die jungen Herzen in ein trauliches Gespräch, welches schnell über alle die mannigfaltigen Erlebnisse hineilte, die in der Zeit der Trennung durch das Leben Beider gegangen.

Eine Stunde später trat Patrika in das Gemach seines Oheims. Er fand den Greis in einen Lehnsessel hingestreckt, aus welchem er sich bei seinem Eintritt nur mühsam erhob. Alter und Schwäche hatten die hohe Gestalt Hillel's gebeugt, Kränklichkeit ihm die Kraft der Bewegung entzogen, und seine eingefallenen Züge verriethen bereits die Nähe jenes Augenblicks, in welchem die scheidende Seele den letzten Blick auf die lange Bahn der irdischen Pilgerschaft wirft. Patrika gewahrte dies schnell, und eine unendliche Trauer fiel in sein Herz. Aber als ihm aus den Augen des hinfälligen Greises noch alle Kraft des Geistes, alle Wärme der Empfindung, all' die Tiefe der Gedanken

entgegen leuchteten, die er früher an dem Meister und Lehrer bewundert, und als ihm die Worte: „Gesegnet seist Du, mein Sohn!“ mit dem ganzen vollen Klange aus dem Munde des Greises entgegen tönten: da hob es sich voll Liebe und Begeisterung in seiner Brust, er eilte zu dem Sitze des Oheims hin und beugte sein Haupt tief vor ihm, daß der Greis seine Hände darauf legen konnte und mit leisem Tone den Vätersegen über ihn aussprach. Eine Handbewegung des Greises bedeutete Patrika, sich auf einen Divan neben dem Lehnsessel niederzulassen. Die Augen des Oheims ruheten einige Zeit auf dem Angesichte des Neffen, bevor er anhob: „Ich danke meinem Gott, theurer Sohn, daß er mir gewährte, Dich noch einmal zu sehen, und Dich so zu finden, wie Du da vor mir sitzest, erwachsen in Kraft und Zucht und, wie ich glaube, durch die Versuchungen der Jugend siegreich geschritten. Die Klarheit und Innigkeit Deines Blickes, die Offenheit Deiner Züge und die Kraft Deiner Gestalt bezeugen mir, daß Du selbst in jener Hauptstadt der Edomiter, Rom, Dir, den Deinigen und Deinem Geschlechte treu geblieben. So erzähle mir nun von dem, was Dir begegnet ist.“

„Ach, verehrter Ohm, wer von Jugend auf im Lichte solcher Vorbilder wandelt, unter der Obhut solcher Freunde und Lehrer, der kann wohl nicht anders als dem ihm vorgesteckten Ziele mit Ernst und Treue nachgehen!“ Und Patrika erzählte dem Greise von Rom und seiner Rückkehr nach der Heimath und Allem, was sich da zugetragen. Oft unterbrach ihn sein aufmerksamer Zuhörer durch Fragen, die er ihm schnell und bestimmt beantwortete, so daß jener ihm beistimmend und befriedigt zulächelte. Mit leichtem Uebergang berichtete er ihm dann von den Vorgängen der letzten Tage in Sepphoris, trug ihm die Fragen vor, welche das Orts-Sanhedrin dort zuletzt beschäftigt hatten, so wie ausführlich

die Beantwortung und deren Motive, damit er nun die Entscheidung des Patriarchen erhalte. Dieser schwieg eine Zeit lang. Mit geschlossenen Augen lag er in seinem Sessel, zurückgelehnt, und nur eine leise Bewegung auf der tief durchfurchten Stirn bezeugte, daß sein Geist wach und in sorgfältige Erwägungen versunken sei. Endlich redete er Patrika wieder an: „Und die Männer von Sepphoris haben lediglich meine Entscheidung gefordert und nicht die des großen Sanhedrin?“

„Ja, verehrter Oheim, es war nur von Deiner Entscheidung die Rede, und man ist mit dieser im Voraus völlig beruhigt.“

„Nun, Parika, so sage ich Dir, daß die Beantwortung des dortigen Sanhedrin vollständig richtig ist und zwar dem Geiste des Gesetzes gemäß und den vorliegenden Verhältnissen angemessen. Die Weisen Israel's sind dazu da, das Gesetz Gottes streng zu erhalten und es nimmer untergehen zu lassen, aber es zu dehnen oder zusammenzuziehen nach dem Gebote der Zeit und ihrer Umstände. Die Zeit des Widerstandes ist vorbei, die Zeit der Nachgiebigkeit ist gekommen, und letztere allein kann uns retten.“ Aus der Brust Patrika's erhob sich ein tiefer Seufzer und er sprach: „Ja, es steht schlimm in Sepphoris, und wir haben schwer zu tragen .... “

„Und glaubst Du,“ unterbrach ihn der Greis, „daß für Tiberias solche Tage ausbleiben werden? Nun so wisse, daß wir jeden Augenblick das Eintreffen des Cäsar Gallus zu erwarten haben, und Du bist gewiß genugsam mit den Männern Rom's bekannt, um zu wissen, daß dieser Gallus als eifrigster Christ auftritt und sich zum schonungslosen Gegner aller andern Religionen erklärt hat. Ich erkenne sehr wohl das Schauspiel, das hier aufgeführt werden soll. Der Kaiser Constantius hat sich bis jetzt noch nicht öffentlich zum Christenthum bekannt, um sich dem

noch immer mächtigen Heidenthum nicht geradezu entgegenzustellen, und darum übernimmt dieser Cäsar die Rolle des Verfolgers. Du wirst sehen, Euch ergeht es schlimm in Sepphoris, uns hier in Tiberias noch schlimmer, und ich glaube kaum, daß die von den Kaisern meinem Hause verliehenen Privilegien unangetastet bleiben werden."

„Nun gut," sprach Patrika mehr zu sich selbst als zu seinem Oheim, „kommt nach dem Schlimmen das Schlimmere, so folgt auf das Schlimmere das Schlimmste. Und mit dem Schlimmsten kommt die Rettung ...."

Aber der Gries hatte wohl aufgemerkt und richtete lebhaft Auge und Wort an den Sprecher: „O, mein Sohn, das ist eine sehr ungewisse Schlußfolgerung: denn vom Schlimmen bis zum Schlimmsten ist eine große Stufenleiter, die sich über viele Jahrhunderte erstrecken kann .... Denn was wir schon für schlimm erachten, erscheint vielleicht dem folgenden Geschlechte leidlich gegen das, was ihnen selbst auferlegt wird."

„Aber wie, Oheim, kann es wohl schlimmer werden, als wenn nunmehr der Feind auch an den letzten Bestand unseres Volkes im heiligen Erbe seiner Väter die Axt legt, wenn er auch die Städte Galiläa's zum Schauplatz seiner Gräuel macht, hier uns entwurzeln, zerschlagen und die Splitter nach allen vier Säumen der Erde zerstreuen will? Wie? Kann Juda auch in seinen Trümmern nur bestehen bleiben, sobald die letzte Sohle seiner Söhne von dem geweiheten Boden, der sie erzeugte, geschwunden ist? Wo aller Mittelpunkt, aller Anhalt, jeder Zusammenfluß, jeder Knoten, nach welchem die zahllosen einzelnen Fäden zusammenlaufen, fehlt — wie soll da sich irgendwie die Eigenthümlichkeit des Wesens und der Erscheinung erhalten? Menschen und Völker sind keine Krystalle, die sich im Großen und Kleinen un=

endlich wiederholen; sie sind lebendige Wesen, die ohne Herz nicht bestehen können. Aber mit dem heiligen Lande wird Juda das Herz aus dem Leibe gerissen."

„War es doch allzu sichtbar ein Werk der Vorsehung, daß, als Judäa von unsern Vätern geräumt werden mußte, ja als sie aus den Gauen Judäa's unter Androhung der schärfsten Strafen verbannt wurden, sie sich hier in Galiläa um so zahlreicher niederlassen konnten, der Unwille und Haß der Römer ihnen Galiläa nicht versagte, ja daß hier ein neues geistiges Jerusalem aufgebaut werden konnte, dessen Strahlenglanz vielleicht unmittelbarer sich über unsere fernsten Enkel ergießen wird, als selbst der des wirklichen Jerusalem. Aber wenn es nun kommt, wie ich es voraussehe, daß wir auch aus Galiläa als heimathlose Flüchtlinge vertrieben werden, was soll dann geschehen? Kann es noch etwas für unser Volk und unsern Glauben Schlimmeres geben? Fürwahr, dann müssen die göttlichen Verheißungen in Erfüllung gehen; dann muß endlich der Reis aus David's Stamm aufsprießen und in die Höhe wachsen; dann muß der Messias kommen und seine Standarte aufpflanzen für uns und die Völker, und wir müssen mit willigem Gehorsam unseren letzten Tropfen Blutes vergießen, das große Siegeswerk vollführen zu helfen! . . . ."

Bei jedem dieser Worte hatte sich die Stimme Patrika's stärker erhoben, seine Augen leuchteten und seine Rechte zeigte durch eine edle Bewegung, welch mächtige Gefühle seine Brust durchwogten. Aber auch der alte Patriarch war immer aufmerksamer und gespannter geworden und hatte sich zuletzt mit seinem Oberkörper gänzlich aufgerichtet, den Blick fest auf den jungen Mann gerichtet.

Jetzt unterbrach er diesen. „Nicht weiter, Kind, nicht weiter

— will es da hinaus? Bist auch Du schon zu jenem Uhnwitze
unsres Volkes gekommen, der es so oft in den Sumpf des Truges
verlockt und in ein Meer von Blut hineingestürzt hat? Nimmer-
mehr! Wer da nach einem Messias verlangt, dem kommt er wohl
— aber ein Messias der Lüge! Sprich zu einem Volke: Siehe
da, dein Messias kommt und bedeckt Deine Straßen mit Gold und
baut Dein Haus aus Rubin — und es wird einen Messias haben
ehe es sich dessen versehen, mag dieser ein Betrüger oder ein Be-
trogener sein oder Beides zugleich! Nein, Patrika, zu viel des
Unglücks, zu viel des Verderbens hat dieser Messiasglaube unserm
Volke gebracht, dicht an den Rand völligen Verderbens hat er
unsere heilige Religion, unser göttliches Gesetz gedrängt und Ströme
von Blut nutzlos vergossen aus den Adern der besten Männer,
der herrlichsten Jünglinge. Wodurch, frage ich, haben wir Judäa
verloren, wenn nicht durch jenen „Sohn der Lüge“ (Bar Cosiba),
der sich den „Sohn des Sternes“ (Bar Cochba) nannte? Soll
nun auch Galiläa einem solchen zum blutigen Opfer fallen? Um
Gottes Willen also, Nichts mit diesem Glauben jetzt wieder an-
gerührt, jetzt wo eine feindliche Hand, wie sie Israel noch nie er-
fahren, nur danach harrt, das Henkerschwert über Alle zu schwin-
gen, welche dem Schema Israel nicht entsagen wollen! ... Ich
erkläre Dir daher, Patrika, feierlich und mit dem ganzen Nach-
druck meines Amtes, was ich bereits in voller Sitzung dem großen
Sanhedrin erklärt habe: alle messianischen Verheißungen, die an
Israel ergingen, sind bereits in Erfüllung gegangen, die ersten
mit dem Könige Hiskia, die andern mit Juda Makkabi; andere
existiren nicht .... So sprach ich und so spreche ich zu Dir, und
wenn jener Rabbi mir zurief: Gott möge es mir verzeihen —
nun jeder Nerv meines Geistes und jeder Schlag meines Herzens
sagt mir, daß diese Verzeihung mir geworden, und je näher ich

dem großen Augenblicke des göttlichen Gerichtes trete, desto mehr fühle ich, daß ich recht gesprochen und daß ich hierfür nicht die Verzeihung, sondern die Zufriedenheit meines Gottes erhalten habe."

Die Energie, mit welcher der Greis anfangs gesprochen, hatte sich nach und nach zu ruhiger Stimmung gesänftigt, und mit den letzten Worten hatte er sich in seinen Sessel wieder zurückgelegt, und eine heitere Zufriedenheit breitete sich über sein edles Antlitz aus. Patrika aber war bleich geworden, und einer schnell vorübergehenden Röthe folgte wieder eine todtenähnliche Blässe. Dann schlug er die Hände zusammen und rief schmerzlich aus: „Wie, mein Oheim, war Israel nicht auf jedem seiner Verbannungswege von göttlicher Verheißung begleitet und umgeben, und nur diese vermochte es aufrecht zu erhalten. Nach Egypten gingen mit Jakob und seiner Familie die Verheißungen Gottes an Abraham; nach Babel die Verheißungen durch den Mund der Propheten und insbesondere das Wort des Jeremias — und wir auf unserm weiten Wüstengange, der bereits mehr als drittehalb Jahrhunderte währt, sollten keine, gar keine haben? Haben wir nicht wenigstens Daniel?"

„Daniel ist kein Prophet; unsre Weisen haben das Buch unter die heiligen Schriften, nicht unter die Propheten gestellt, und sein dunkles Wort ist am wenigsten geeignet, eine Verheißung darzubieten, die uns Kraft und Trost zu gewähren vermag. Du frägst nach Verheißungen, Kind, und willst Du eine größere haben, als das Wort: eher werden die Himmel vergehen und Sonne und Mond sich verfinstern, denn daß mein Bund aufhören sollte mit Israel, meinem Volke! Genügt dies Euch nicht, das uns doch eine ewige Dauer verspricht, und wollet Ihr durchaus eine Verheißung auf Kampf und Sieg, auf Blut und Herrschaft?

Laßt Euch genügen, Ihr Thoren, mit den Worten des Propheten: Der Ewige wird König sein über die ganze Erde, zu jener Zeit wird wie der Ewige einzig ist, auch sein Name einzig sein!“

„Und was sollen wir, Oheim, dem Volke antworten, wenn es danach frägt, was seine Zukunft und der Ausgang aller dieser Leiden und Kämpfe sein werde?“

Bei dieser Frage erhob sich der Greis noch einmal und sprach mit lauter Stimme: „Saget dem Volke, daß Alles, was geschieht, nach dem Willen und unter der Obhut Gottes geschieht, daß keine Thräne aus einem Auge quillt, ohne daß sein Rathschluß sie will und sein Auge sie sieht. Saget ihm, daß insonders Juda unter seiner ewigen Obhut steht und kein Schmerzensschrei aus dem Munde einer seiner Söhne, aus der Brust einer seiner Töchter hervorgehe, ohne daß Er ihn gewollt und Er ihn vernimmt. Das lehret dem Volke, und es wird ausharren und auf dem rechten Wege bleiben! .... Siehe, Patrika, auch Du frägst mich nach der Zukunft, und ich will Dir sagen, wie ich sie schaue. Meinest Du, die Menschen könnten immer in diesem Gewühl von Leidenschaft und Verbrechen, von Tyrannei und Unterjochung verbleiben? Meinst Du, daß sich auf alle Zeiten die Millionen von Menschen durch einige Wenige niedertreten, plündern und zur Schlachtbank führen lassen werden? Meinst Du, daß Gott darum seine Menschheit auf diesen Erdboden gesetzt, damit sie immer tiefer in den Pfuhl der Sünde und des Verderbens hineinsinke? Meinst Du, daß der Geist, den Gott von seinem Odem in den Leib des Menschen gehaucht, in seinem Verlangen nach Reinheit, in seiner Sehnsucht nach Frieden, in seinem Durste nach Heil und Glück niemals den Staub der Erde von sich abschütteln und sich zur Höhe, zu Gott erheben werde? Nicht so; das meinst Du, das

glaubst Du nicht — oder Du hättest keinen Buchstaben unsrer heiligen Lehre begriffen .... Wohl, Patrika, es wird also eine Zeit kommen, in welcher die Menschheit und alle Völker in Frieden leben, jeder Mensch seiner Freiheit sich erfreuen, und jeder Sterbliche in der Anbetung des einzigen Gottes nur Recht und Liebe üben wird .... Und bis dahin hat Juda auszuharren durch alle Stürme der Zeiten und durch alle Gefahren und Leiden, die ihm bereitet werden; je mehr der Friede sich ausbreitet, je mehr die Freiheit ersteht, je mehr in der Anbetung des einzigen Gottes das Recht und die Liebe das Scepter über die Erde führen, desto friedlicher und freier wird es auch um Juda; mit jedem Schritt näher, einen Schritt weiter .... Sieh, Patrika, willst Du mehr Erweis — weißt Du nicht, wie unser Stern hier in Galiläa immer bleicher wird, desto strahlender geht das Licht in den Schulen Babels auf, und je schwerer der Tritt des christlichen Römers wird, desto leichter wird der Stab des heidnischen Persers für unser Volk ....? Nein, nein, auch an die Fluren Galiläa's sind wir nimmer gebunden, und die heilige Thorah kann an den Ufern der fernsten Ströme so gut gelernt und gehalten werden, wie am Jordan — glaube mir das, der ich vermöge meines Amtes mit den fernsten Gegenden in Verbindung stehe, — und allein um der Thorah willen ist ja unser Volk da. Gott hat es zerstreut, aber nur aus Gnade, denn so es an diesem Orte niedergedrückt oder verjagt wird, vermag es an einem andern sich zu sammeln und zu erheben. Hat es keine Heimath, findet es seine Heimath überall, wo brüderliche Herzen schlagen, und verwandte Geister das Wort seiner Lehre bekennen."

Unter der langen Rede des Greises hatte Patrika seine Ruhe wieder gewonnen. Ob er von den Worten seines Meisters und Oheims überzeugt worden oder nicht, er sprach es nicht aus. Als

Hillel geendet und erschöpft zurückgesunken war, beugte er sich über dessen Hand, küßte sie und sprach: „Ich danke Dir, verehrter Oheim, für das tiefe Wort Deiner Belehrung. Aber jetzt mußt Du ruhen, und wenn Du es gestattest, kehre ich morgen früh zu Dir zurück.“ Der Greis winkte ihm freundlich lächelnd zu, und mit leisen Schritten verließ Patrika das Gemach.

7.

Hinter dem Hause des Patriarchen erstreckte sich ein mäßiger Garten bis an den See hinunter, von welchem er jedoch durch eine tiefer gelegene Straße getrennt war. Eine hohe Palme stand an seinem Eingang, deren weitgestrecktes Blätterdach sich bis über die First des Hauses erhob. Myrthen und Oleandergebüsche umgrenzten zierliche Blumenrabatten, die von hohen Rosengesträuchen durchzogen und eingefaßt waren. An diese schlossen sich üppig wuchernde Gemüse- und Melonenbeete, die sich an einen langen Weingang lehnten, welcher die Rückseite des Gartens einnahm und den Blick auf den See und die Höhen völlig frei ließ. Hierher begab sich jetzt Patrika und kaum eingetreten, gewahrte er das weißschimmernde Gewand Mirjam's, die sich in dem Weingang befand. Mit schnellem Schritte wandte er sich zu ihr. „Wie hast Du den Vater gefunden, lieber Patrika?“ fragte sie mit leisem Tone, der die Bangigkeit ihres Herzens verrieth.

„Theure Mirjam!“ antwortete Patrika, indem er zugleich seine Augen umherschweifen ließ und seine Linke in die Höhe richtete. „Laß es mich offen sagen. Siehst Du dort die scheidende Sonne, die, halb noch sichtbar hinter den Gipfeln des westlichen Bergzuges, mit ihrem starken, fast blendenden Lichte diese Spitzen beleuchtet und die Höhen am jenseitigen Ufer mit einem rosigen Goldglanz übergießt, wie er niemals so licht und so zauberisch während des ganzen Tages auf ihnen geruht, während die Schat-

ten der Nacht sich bereits auf den See gesenkt und dessen blaue Welle stahlgrau zu färben begonnen! Horch, wie der Abendwind durch die Blätter der Palme flüstert und den Duft der Myrthen und Rosen durch die Luft streut. Alles ist Frieden und Ruhe und selbst die weiß bewimpelten Boote kehren bereits zu ihren Häfen zurück. Nur die Welle des Sees plätschert an das Ufer, und am blauen Himmel zieht hier und da ein purpurumsäumtes Wölkchen. Dies ist das Bild des Vaters. Ich habe ihn schwächer und vor der Zeit gealterter gefunden, als ich es erwartet; aber sein Geist sendet voll Erhebung und Klarheit ein helles Licht auf alle Höhen des Lebens, während dessen stürmisches Treiben ihm bereits verdeckt und entschwunden ist."

Mirjam seufzte tief auf. Dann sprach sie: „Ach, er hat sich so sehr auf Dich gefreut; die Erinnerung an Dich hat ihn niemals verlassen, und er sprach Deinen Namen immer mit Liebe aus. Wie hat er sich gegen Dich geäußert?"

„Er hat große erleuchtete Worte gesprochen, tiefen Sinnes und voll herrlicher Anschauung. Aber ihr Glanz, scheint mir, trifft nur die jenseitigen Höhen, von denen uns dunkle Thäler und steile, beschattete Felsen trennen. Ich gestehe es Dir: seine Aussprüche haben einen großen Kampf in meiner Brust geweckt, sie traten meinen wärmsten Hoffnungen, allen Aussichten für die Zukunft unserer Nation entgegen. Wir sollen den tief gebeugten Nacken nur immer tiefer beugen und die gefesselten Arme ruhig hinstrecken, mit noch stärkerern Banden umwunden zu werden. Er hat Recht; er spricht die Wahrheit. Wir aber, die wir im Kampfe des Lebens stehen, müssen doch anders. Nicht von dem eigenen Gedanken, von dem eigenen Willen hängen wir ab, und die Ereignisse können uns zwingen zu dem, was wir vom Beginne an nicht beabsichtigt. Mirjam, wir müssen dem Kommen-

den männlich die Stirn bieten und den Arm bereit halten zum Kampfe, den wir nicht heraufbeschworen."

Beide versanken in Schweigen. Plötzlich fuhr Mirjam auf, ergriff die Hand ihres Vetters und sprach: „Patrika, siehest Du, die Sonne ist verschwunden; sie ist untergegangen hinter jene Berge, ihre Strahlen haben die Höhen drüben verlassen, die Nacht breitet ihre Schatten immer dichter und dunkler aus, und der weiße Nebel steigt aus der Tiefe des Sees herauf. Dies ist mein Schicksal, und es steht mir nahe bevor, du hast es selbst gesagt . . . . "

Patrika war betroffen, er wandte sein Antlitz ihr zu und senkte seinen Blick in ihre großen, weit geöffneten Augen, aus denen die Trauer und der Schrecken so tief bewegend hervorsahen.

„Nicht doch, Mirjam, schau Dich um, noch eine kurze Weile und an dem ganzen Nachthimmel leuchten die funkelnden Sterne Gottes und senden ihre milden Strahlen beruhigend auf uns nieder. Und siehst Du, hinter jenen dunklen Bergen steigt der Mond auf, schnell erhebt er sich, und bald legt er eine helle Silbersäule auf den See, und sein freundliches Licht fällt auf jedes grüne Blatt und schimmert. Mirjam, und wenn Deine Sonne untergegangen, laß mich jene zweite Leuchte Dir sein, welche Deinen Pfad erhellt und Dir Friede und Sicherheit verheißt . . . . "

Mirjam schwieg, und ihre Hand zitterte in der Patrika's. Aber dieser hob von Neuem an: „Es ist eine seltene Stunde der Weihe, Mirjam, die uns vergönnt ist. Jahre mußten vorübergehen, ehe sie kommen durfte, und die schnell vorübereilende Zeit könnte sie bald wieder mit sich fortführen. Darum sei jetzt gesprochen, was doch gesprochen werden muß, und was so süß zu sprechen ist: als ich Dich heute zum ersten Male wiedersah, beschwerten und bekümmerten Herzens, da fiel es wie ein Strahl

Gottes in meine Seele: Du bist es, Mirjam, die mein Herz liebt, welcher die Sehnsucht meiner Seele und alles Verlangen meiner Brust angehört. Wo anders hätte ich wohl die Gefährtin meines Lebens zu suchen, als in der Genossin meiner schönsten Jugendjahre? Hat der Herr uns nicht in seiner Liebe für einander bestimmt, wie zwei Lilien, die einer Wurzel entsprossen? Ja, Mirjam, nimm das Geständniß meiner Liebe zu Dir an, und wenn eine gleiche Stimme wach ist in Deinem Herzen, laß mich deren Wiederhall vernehmen .... Dann komme, was da wolle, ich werde kämpfen für Dich; und welcher Ausgang uns auch erwartet, bei Dir ist mir Sieg und Friede bereitet ...."

Mirjam hatte ihr Haupt tief gesenkt, ein Zittern überflog ihren Körper, ihre Lippen regten sich, doch kein Laut kam über dieselben, aber als Patrika sie an sich zog und seine Arme um sie legte, sank sie willig an seine Brust, und Thränen fielen aus ihrem Auge auf seine Hand ....

Der Bund der beiden Herzen war geschlossen. Sie waren glücklich. Sie fragten in dieser Stunde nicht, was er ihnen bringen werde. Der Mond war aufgegangen hinter den dunklen Bergen und warf seine Silbersäule über den ganzen See und seinen Strahl auf jedes grüne Blatt, daß es schimmerte. Und die Blätter der Palme rauschten unermüdlich, und die Myrthen und Rosen streuten ihren Duft durch den Garten aus. Und es war Friede und Schweigen rings umher.

8.

Das Peßachfest war herangekommen. Alle Bewohner von Sepphoris waren voll Unmuths und Zornes, als sie die Befehle des Ursicinus vernommen, nach welchen ihre Wohnungen während der Tage des ungesäuerten Brodes nicht von Sauerteig befreit bleiben konnten. Wenn sie nun auch nach der Entscheidung des Sanhedrin, dessen Bestätigung durch den Patriarchen Patrika am folgenden Tage vermittelst eines Eilboten nach Sepphoris gemeldet hatte, willig sich fügten und diesen Beschluß ihres Rathes gewiß lieber sahen, als die Gefahren, denen sie im Falle der Widersetzlichkeit ausgesetzt waren: so sammelte sich doch in ihrem Herzen ein um so biterer Groll bei dieser Entweihung einer der heiligst gehaltenen Satzungen, und die Rede Patrika's, welche das Gegentheil verlangt hatte, wurde von Mund zu Mund weitergetragen und nährte die Zuversicht, die sie zu ihm hegten. Mit einem wahren Abscheu boten sie den römischen Soldaten das gesäuerte Brod und ersannen die seltsamsten Vorrichtungen, um so wenig wie möglich damit zu schaffen zu haben und es von ihren Zimmern und Küchen entfernt zu halten. Bevor aber noch das Fest zu Ende gegangen, waren bei Ursicinus sichere Nachrichten eingelaufen, daß das Perserheer, über 100,000 Mann wohlbewaffneter und kriegsgeübter Streiter stark, bereits durch Ninive, in der Provinz Adiabene, marschirt, die Brücke des Anzabas in Assyrien passirt sei und sich direct gegen den Euphrat wende. Ursicinus zögerte keinen Augenblick mit seiner Legion Sepphoris zu verlassen,

um in Eilmärschen den Euphrat zu erreichen. Hier ließ er den ganzen südlichen Theil des östlichen Ufers mit Verschanzungen und Pfahlwerken versehen, diese mit Kriegsgeräthen aller Art ausrüsten, und vertheilte die ihm zu Gebote stehende Mannschaft in angemessener Weise zu deren Vertheidigung. Dann eilte er hinauf nach der im nördlichen Theile gelegenen Festung Amida, um diese für die ernsteste Belagerung geeignet zu machen.

Waren nun hierdurch die Lasten der bedrängten Bewohner von Sepphoris etwas geringer geworden, so hatte doch Ursicinus dafür gesorgt, daß ihnen diese Erleichterung wenig fühlbar werde. Er befahl, daß Sepphoris die Hauptzufuhren für seine Truppen am Euphrat fortwährend zu liefern habe und ließ der Stadt nichts von ihren Contributionen nach. Mit jedem Tage wurden daher ihre Mittel immer erschöpfter, immer mehrere ihrer Einwohner geriethen in Armuth und äußersten Mangel, und die Erbitterung in ihren Gemüthern wuchs von Tage zu Tage. Außerdem hatte er eine starke Besatzung im Castell zurückgelassen und für diese in besonderer Absicht eine Auswahl aus seinen Schaaren getroffen.

Während er alle fremden Nationen angehörenden Söldner mit sich genommen, ließ er nur Griechen und Kleinasiaten, die sich zur christlichen Religion bekannten, zurück, wohl wissend, daß diese einen besondern Haß gegen die Juden hegten und sie in keinerlei Weise schonen würden. Er hatte den Befehl zurückgelassen, daß die Garnison das Castell so wie die Thore der Stadt auf's Strengste bewachen und Niemand ohne genaue Prüfung heraus und hinein lassen sollte. Nicht minder hatte er die in Besitz genommenen und in der Stadt zerstreut gelegenen Synagogen so gut es ging befestigt und starke Wachtposten hineingelegt. Von allen diesen Punkten mußten Tag und Nacht Patrouillen die Straßen der Stadt durchziehen, um jeden etwaigen Auflauf im Keime zu ersticken.

Dies Alles gereichte den Bewohnern nicht blos zu großem Aergerniß, sondern auch zu vielfacher Beschwerde. Denn die feindlich gesinnten Soldaten verhöhnten die Juden immerfort und nahmen besonders jede Kundgebung ihres Gottesdienstes und Gesetzes als Veranlassung zu Spott und Neckereien. Setzte sich hierbei irgend Einer zur Wehr oder erwiederte die Spöttereien mit gleicher Münze, so war es ihnen nur eine willkommene Gelegenheit, um Händel zu suchen und Mißhandlungen auszuüben. So entzündete sich ein unterirdisches Feuer, das immer weiter brannte und einen nahen grauenvollen Ausbruch befürchten ließ. Die Häupter der Stadt sandten daher nach Patrika, dessen Abwesenheit man zu empfinden begann. Aber auch dieser war in schwere Sorgen versenkt.

Es war eine selige Stunde, in welcher Patrika und Mirjam dem greisen Vater ihre Liebe gestanden nnd seine väterliche Einwilligung erbaten. Der Nassi hatte kein Hehl, daß hiermit ein Lieblingswunsch seines Herzens erfüllt, und daß er beruhigter von hinnen scheiden werde, da er sein Kind nicht mehr allein, sondern außer der Hut Gottes unter dem Schirme eines liebenden Gatten zurücklasse. Niemals sprach ein Vater die Worte des Segens über seine Kinder mit größerer Innigkeit, mit beseligterem Herzen. Als nun die Nachricht von dem Abzuge des Ursicinus von Sepphoris kam, beschloß Patrika noch eine Zeit lang bei seiner Mirjam zu verbleiben. Es waren glückliche Tage, die er theils in bedeutungsvollem und lehrreichem Gespräche mit Hillel, theils im Genusse des süßesten Verständnisses mit der lieblichen Mirjam verbrachte, Sonnentage, wie sie dem Menschen nur wenige in seinem Leben aufgehen, und die nur zu bald unterbrochen werden sollten.

Eines Tages war Mirjam, als es bereits zu dämmern

begann, in den Garten gegangen, während Patrika noch bei ihrem Vater weilte und bald nachzufolgen verheißen. Sie hatte sich wieder in dem Weingange niedergelassen, und ihr Geist war in liebliche Träume versenkt. Da mit einem Male hörte sie ein Knistern auf dem Sande hinter sich und eine Stimme leise, aber scharf ihren Namen nennen. Erschrocken wandte sie sich um und sah eine Gestalt wie aus dem Boden herausgewachsen vor sich stehen, die in leidenschaftlicher Bewegung nach ihrem Arme griff. Sie wich zurück und rief aus: „Wer bist Du? Was willst Du?" — Der Mann blieb stehen, schob den Kopfbund, der ihm tief in's Gesicht gerückt gewesen, in die Höhe und den verdeckenden Kragen des Obergewandes herab und sprach: „Kennst Du mich nicht, Mirjam? Kennst Du nicht den Mann, den Du in die weite Ferne getrieben, und der doch wieder zu Dir zurückkehren mußte, von denselben Gefühlen beherrscht, von derselben Leidenschaft gepeinigt, von demselben Sturme gejagt?!"

Mirjam hatte ihn jetzt erkannt. Wie sollte sie nicht diese lange, hagere Gestalt, diese scharfen, häßlichen Züge, diese glühenden, stechenden Augen, diese grelle und heisere Stimme wieder erkennen? Aber zugleich mit diesem Wiedererkennen ergossen sich die Schauern des Entsetzens über das Mädchen, ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen, und nur mühsam konnte sie die Worte hervorstoßen: „Ja, ich erkenne Dich .... was willst Du hier? .... Weiche von mir! ...."

„Ich bin nicht gekommen, Mirjam, um von hinnen zu weichen, nicht einmal, wenn ich Dir Alles gesagt haben werde, was ich Dir zu sagen ...."

„Sprich kein Wort, Mann," unterbrach ihn Mirjam, die alle ihre Kraft zu sammeln begann, „Du darfst vor mir nichts mehr sprechen, ich bin die Braut eines Andern ...."

Diese Worte schienen auf den Ankömmling nur geringen Eindruck zu machen; ein wildes Lächeln zog über sein Gesicht, und mit höhnischem Tone fuhr er fort: „Das macht nichts aus; ein Band, das die heilige Kirche nicht geschlossen, hat keine Gültigkeit.... Doch lassen wir dies; höre, Mirjam, höre aufmerksam meine Worte; ich sage Dir, Leben und Tod hängt davon ab; Du hast zu wählen, zu wählen in dieser Stunde. Ich werde mich kurz fassen; Du wirst mich verstehen, denn Du weißt jetzt, daß meine Worte keine leeren Drohungen sind, daß sie zu schweren, blutigen Thaten werden. Du weißt, daß mein Herz seit Jahren Dir gehört, daß all mein Sinnen und Fühlen zu meinem Unglück von der Leidenschaft zu Dir erfüllt ist. Ich hatte Jahre um Dich geworben, und Du stießest mich zurück; ich diente und demüthigte mich, ich bat und rang um Dich, aber Du wiesest mich verächtlich fort. Dies trieb mich in Verzweiflung von dannen; ich brütete Rache, ich gesellte mich zu den Feinden unseres Volkes, ich verschwor meinen Glauben, ich verfolgte die, welche ich früher geliebt, früher beschützt. Aber vergebens; die Leidenschaft wich nicht aus meinem zerrissenen Herzen, ja immer stärker und stärker schwoll sie an, nichts stillte, nichts sättigte sie, und jeder Tag, den ich fern war von diesem Boden, welchen Dein Fuß betritt, währte mir ein Jahrhundert. Weib, kannst Du gleichgültig bleiben bei so vieler Liebe? Siehst Du nicht, daß Gott selbst sie unüberwindlich in meine Seele geworfen, willst Du Dich nicht davon überwinden lassen?.... Nun, ich bin zum Kampfe gekommen, wenn Du den Frieden mir verweigerst. Ich habe das Ohr der Tyrannen gewonnen, ich bin die Seele geworden, die ihren Arm, ihr Schwert, ihre Geißel leitet, und furchtbar, wie nie zuvor, sollen diese auf Deinen, Deines Vaters, Deines Geschlechtes, Deines Volkes Nacken fallen und Alles verderben, was Du liebst. Jene sind die rohe Gewalt,

die zugleich blind ist, der Hammer, der treffen will und nicht weiß, wohin er zu schlagen habe. Ich kenne Euer Herz, ich weiß, wo Euer Pulsschlag klopft, und dahin will ich den Dolch führen, und einen vergifteten Dolch .... Wohlan, Mirjam, Du hast zu wählen. Ich habe Alles vorbereitet. Willigst Du jetzt ein, mir anzugehören, so führe ich Dich von dannen, gehe mit Dir nach dem Lande der Perser, kehre zurück in den Schooß der Gemeinde, und ich habe bereits Schätze genug gesammelt, um Dir ein glückliches und glänzendes Loos zu bereiten. Stößest Du mich aber auch heute zurück, zertrittst Du noch einmal mein Herz mit schnödem Fuße: so beginnt die Zeit der Rache, morgen schon, ja morgen sollst Du die ersten Schläge des Unwetters hören und die ersten Blitze des Zornes sehen, welche die Deinigen treffen werden bis zum Tode! .... Ja, Mirjam, in Deiner Hand liegt das Geschick Juda's, Du hältst die Waage in Deiner Rechten, aber nur einen, diesen Augenblick: hüte Dich Deinen Finger auf die Schaale zu legen, daß sie sinke — denn dann steigt sie niemals wieder empor ....“

Regungslos hatte Mirjam während dieser Anrede dagestanden. Ihr Fuß war wie an den Boden gefesselt, daß sie nicht fliehen, ihr Mund wie geschlossen, daß sie nicht um Hülfe rufen konnte. Ihr Ohr lauschte den grimmigen Worten des Sprechers, ihr Auge starrte unverwandt auf jede wilde Geberde, mit der er seine Rede begleitete. Als er geendet und gespannt ihrer Antwort harrte, da hob sich ein schwerer Seufzer aus ihrer beklommenen Brust, als ob ein Bann gewichen, der auf ihr gelastet. Sie raffte sich zusammen und sprach entschieden und kräftig: „Ich habe nicht zu wählen, ich habe nie zu wählen gehabt Dir gegenüber. Ich gebe mich und die Meinigen in die Hand des Gottes Israel's, und der wird Deine teuflischen Pläne vereiteln. Du

bist entsetzlich, abscheulich, aus der Hölle entstammt, und die Fackel Satans in Deiner Hand — das kann Gott nicht wollen, daß ich an Deinem Fluche Theil nehme, um Deinen Fluch abzuwenden!....“ Ein unsäglicher Grimm flog über das Gesicht des Mannes, als er diese Worte vernahm. Aber in der Fluth seiner Leidenschaft wich dieser schnell, und noch einmal schien die Stimmung der Zärtlichkeit über ihn zu kommen. Er warf sich vor Mirjam nieder, erhob seine Hände bittend zu ihr empor und sprach mit weicherem Tone: „Noch einmal flehe ich Dich an, Mirjam, holdes, theures Wesen: habe Mitleid, hab' Erbarmen mit mir, mit meiner Verzweiflung! Bin ich Schuld an den Gefühlen, die mein Herz durchstürmen? Ich fluche dem Geschicke, das sie mir in die Seele gestreuet und ihnen eine Kraft gegeben, der ich nicht zu widerstehen vermag! Hättest Du eine Ahnung von den Qualen, die sie mir schon bereitet haben, von den Kämpfen, in welchen ich sie aus meiner Brust auszurotten gesucht: Du würdest nicht so hart und herzlos auf mich blicken, sondern ein Opfer bringen auf dem Altar der Menschlichkeit, meine Seele zu retten und die Ruhe und den Frieden so Vieler! Strecke Deine Hand aus, Mädchen, und richte mich aus dem Staube auf, in welchen ich versunken bin.“

Mirjam blickte gerührt auf den vor ihr knieenden Mann, dessen Auge sich mit einer Thräne zu füllen schien. Sie sprach, und ihre Stimme bebte: „O, Joseph, was hast Du gethan! Wie bist Du, der einst so hoch stand im Geiste, so tief herabgekommen! Raffe Dich auf! Du bist ein Mann, kehre von dem Pfade des Verderbens zurück, werde Deinem Volke ein Schirm und eine Säule, und mein Herz wird Dich segnen, und mein Mund Dich Bruder nennen.... Sieh', noch ist es nicht zu spät, und wir reichen Dir freudig die Hand, um Dich wieder zu

empfangen. Vor Deinen Drohungen schrecke ich nicht zurück, denn unserer Feinde sind so Viele, daß einer mehr oder weniger unser Geschick nicht verändern wird. Aber Deine Rückkehr würde uns glücklich machen .... Was mich betrifft, ich habe es Dir gesagt, ich bin die Braut eines Andern ...."

Wie von einer Schlange gestochen, fuhr der Mann bei diesen Worten in die Höhe, und mit wilderem Tone, als zuvor, rief er aus: „Ha, das hat Dein böser Geist gesprochen .... Wohlan, der Krieg ist erklärt, und wo das Wort nicht ausreicht, muß die Gewalt es übernehmen!" Er stürzte auf Mirjam los, ergriff ihre Hände, preßte sie zusammen und wollte sie mit sich ziehen. Das Mädchen schrie voll Entsetzens um Hülfe nach Patrika, nach Amnon — da naheten eilige Schritte den Garten herab. „Wer ruft? Was ists? Ich komme, Mirjam, ich komme!" tönte es schon aus der Nähe; der Mann blickte sich um, er gewahrte den Nahenden, ließ Mirjam los und mit einem gräßlichen Fluche hatte er sich über die niedrige Mauer geschwungen, über welche er gekommen, und war schnell im Zwielicht der hereingebrochenen Dämmerung verschwunden.

Patrika stürzte in die Weinlaube mit dem Rufe: „Was ist geschehen, Mirjam? Was geht hier vor? Warum riefst Du nach Hülfe? Wer war der Mann, der hier war, und wo ist er geblieben?"

Aber Mirjam konnte nicht sprechen, sie eilte Patrika entgegen und warf sich schluchzend an seine Brust. „Fasse Dich, Mirjam, beruhige Dich, was hat Dich so aufgeregt, sprich ...." Mühsam gewann Mirjam das Wort: „O, Patrika, es ist schrecklich... Wir sind verloren .... Der Abgrund öffnet sich zu unsern Füßen .... Rette mich, Dich, den Vater .... Der Mann, der eben verschwand, er ist entsetzlich, es ist — Joseph, der Abtrünnige ...."

Die Nennung dieses Namens wirkte auch auf Patrika mit vollem Schrecken. „Ich habe von ihm gehört,“ sprach er erbleichend, „aber ich kenne ihn nicht. Seine schlechten Handlungen gegen unsre Brüder in Cilicien hat man mir erzählt. Aber wie kommt er hierher? Was hat er mit Dir zu schaffen?“

Mirjam hatte sich jetzt gefaßt, richtete sich aus den Armen Patrika's auf und sagte: „Komm herein, Patrika, ich will Dir Aufschluß geben. Aber dem Vater muß es verborgen bleiben; sein Name darf nicht vor ihm genannt werden, es könnte sein Tod sein.“

Sie verließen den Garten und gingen in das Haus.

9.

Vor ungefähr sechs Jahren klopfte ein junger Mann in der Mitte der Zwanziger mit zerrissenen Kleidern und verworrenem Barte und Hauptthaare an die Pforte des Hauses des Patriarchen Hillel und verlangte mit hartnäckigen Bitten, vor den Rassi gelassen zu werden. Man gab ihm endlich nach, obgleich Hillel es nicht liebte, wenn er mit Studien beschäftigt war, sich stören zu lassen. Mit beweglicher Stimme und hier und da Thränen vergießend, erzählte der Fremdling dem Rabbi seine Lebens- und Leidensgeschichte. In einem Zeltdorfe weit, weit unten an der östlichen Küste Arabiens hatte er das Licht der Welt erblickt, in der Mitte eines Wüstenstammes, der ein Zweig der Bne Jehudi war, welche, wie die Sage behauptete, unter dem Könige Saul vom Stamme Simeon nach dem südlichen Theil der arabischen Halbinsel ausgewandert waren. Die Beschäftigung der Horde bestand in der Thätigkeit als Hirten, im schlechten Anbau einiger Felder da, wo sie sich zur Saatzeit gerade befand, und in der mannhaften Vertheidigung gegen die benachbarten heidnischen Stämme, mit denen der Krieg ein ewiger war. Seit vielen Jahrhunderten daher in einem Zustande der Verwilderung, hatten diese Abkömmlinge Jakob's Alles vergessen, bis auf einige Lehren und Gesetze, die sich durch Ueberlieferung bei ihnen erhalten hatten, und welche sie mit um so größerer Zähigkeit und Strenge ausübten. Der Knabe hatte weder Eltern noch Verwandte, die entweder in irgend einem unglücklichen Gefechte oder durch eine Seuche, wie sie nicht selten

jene Länder durchzieht, ihr Leben verloren hatten; er selbst wußte es nicht und Niemand sagte es ihm, denn es kümmerte sich Keiner um ihn. Er wuchs auf unter den Knaben, überall mit Hand anlegend und kümmerliche Nahrung erhaltend, wo er eben war. Und dennoch regte sich in ihm frühzeitig ein anderer Geist. Mißachtet und nicht selten mißhandelt, jeder Liebe und Fürsorge beraubt, sträubte sich sein Herz gegen diese Verlassenheit, sein Scharfsinn wetzte sich an den kleinen Schwierigkeiten, die ihn umgaben, und trotz eines schwächlichen Körpers, der bei seinen wilden Genossen den Spott hervorrief, beherrschte er druch seine Klugheit bald alle seine Genossen. In's Jünglingsalter getreten, wußte er sich durch seine List und die Fähigkeit, in allen Schwierigkeiten einen klugen Ausgang zu finden, Ansehen und Einfluß zu gewinnen. Vor einigen Jahren streifte er einst durch die Wüste, als er einen Pilger ausgestreckt auf dem Boden fand, der dem Verschmachten nahe, ergeben seinem Ende entgegensah. Er richtete ihn auf, gab ihm von seinem Wasser und seinen Datteln und trug und führte ihn bis in das Zeltdorf seines Stammes. Der Mann nannte sich Nahum und war ein Gelehrter, der heimathlos von Land zu Land pilgerte, überall die Stätten seiner Glaubensbrüder aufsuchend, bei denen er stets gastliche Aufnahme zu finden gewiß war. Das Schicksal hatte ihn auch in diese entlegenen Gegenden geführt. Seit langen, langen Zeiten war er der erste Rabbi, der sich zu der kleinen Horde verirrt, die ihn deshalb mit großer Verehrung aufnahm. Mit tiefem Kummer gewahrte Nahum die völlige Unwissenheit dieses Häufleins des zersprengten Juda und beschloß daher, einen längern Aufenthalt hier zu nehmen. Aber er überzeugte sich bald, daß, so unbegrenzt die Liebe dieser Menschen zu den geringen Ueberlieferungen ihrer Väter war, ihnen doch in ihrem wilden Zustande alle Fähigkeit fehlte, sich zu unter-

richten und ein größeres Maaß geistiger Bildung in sich aufzunehmen. Nur in Joseph, seinem Retter, verspürte er einen Geist, der die Keime bedeutender Entwicklung in sich trug, Keime, wie sie die Hand Gottes in alle Zonen, alle Racen, alle Völker, alle Stämme ausstreut. Er brachte ihm, so gut es ging, die Kunst des Lesens und Schreibens bei, belehrte ihn über Vieles, und als er aus Mangel an allen Hülfsmitteln nicht weiter mit ihm gehen konnte, forderte er ihn auf, seine Heimath zu verlassen und zu den Brüdern im heiligen Lande zu pilgern, wo es ihm an Forthülfe nicht fehlen werde. Der Funke zündete und loderte bald zu heller Flamme auf. Der Entschluß Joseph's stand fest, und in einer Nacht verließ er unter den Segenswünschen seines Lehrers, aber ohne von Jemandem Abschied zu nehmen, das Zeltdorf. Wußte er doch, daß er kaum vermißt werden würde. Auch der Rabbi wollte nach einigen Tagen wieder von dannen ziehen: wohin? Das überließ er der Gnade des Geschickes. Jeder Platz war ihm genügend, wo er Glieder seines Volkes und Glaubens finden würde. Es waren unsägliche Mühsale, die Joseph's warteten. Denn nur selten traf er auf Ortschaften, in welchen er bei Glaubensbrüdern eine Zeitlang der Ruhe pflegen und sich erholen konnte. Oft mußte er, um sich vor feindlich gesinnten Arabern zu schützen, in Einöden und Höhlen Zuflucht suchen; oft mußte er mit den wilden Thieren um sein Leben kämpfen; am öftersten war er dem Tode durch Hunger und Durst oder Erschöpfung aller Kräfte nahe. Der Samum ereilte ihn, fuhr über ihn hinweg, bedeckte ihn mit Sand und erstickte ihn fast. Dann wieder verlor er die Richtung seiner Wanderschaft, irrte in den Bergen umher und war tagelang seit- und rückwärts gekommen, statt vorwärts seinem Ziele zu. Dennoch hielt er sich aufrecht, und die Hoffnung, endlich den Preis seiner Mühen zu erreichen, stählte

ihn gegen alle Gefahren und Drangsale. Viele Monde war er so unterwegs und kam endlich innerhalb der Grenzen Judäa's an. Aber auch hier fand er überall öde Stätten und Trümmer, und wenn er auf einen Mann seines Glaubens traf, so konnte dieser nichts für ihn thun, als ihn nach Tiberias zum Patriarchen verweisen. Jetzt stand er vor diesem, und von dem nächsten Augenblicke hing sein ganzes Geschick ab.

Hillel war nicht der Mann, der solchem außerordentlichen Begegniß sein Herz verschließen konnte. Er bewunderte den jungen Mann, seine ungeheure Kraft, seinen unbezähmbaren Eifer. Nicht minder war es ihm eine Gewissenssache, einem Menschen, der so nach dem Worte Gottes dürstete, zu diesem zu verhelfen; er sagte ihm seinen Beistand zu. Er nahm ihn unter seine Hausgenossen auf, bekleidete und nährte ihn vier Jahre hindurch, ließ ihn zunächst von angemessenen Lehrern unterrichten und gesellte ihn dann seinen nächsten Jüngern zu. Aber diese Wohlthaten fielen auch auf einen fruchtbaren Boden. Mit einer ebenso bewunderungswürdigen Geisteskraft, wie einem unermüdlichen Fleiße, der Tag und Nacht nicht abließ, errang Joseph die außerordentlichsten Erfolge und gelangte in wenigen Jahren zu einer Stufe, zu welcher sonst nur die Erziehung und Unterweisung von Jugend auf zu führen pflegt. Joseph wurde selbst zu den Mitgliedern des Sanhedrin gesellt. Der Patriarch war daher für diese glänzenden Vorzüge vollständig eingenommen; er begünstigte Joseph wo und wie er nur vermochte; er betrachtete ihn als eine der stärksten Säulen des Judenthums für die nächste Zukunft, hoffte von ihm Vieles zur Wiederherstellung des alten Ruhmes der Schule von Tiberias und schloß ihn tief in sein Herz ein. Was Wunder, daß er die Fehler übersah, an denen sein wundersamer Schüler litt. Ein kränkelnder Ehrgeiz, eine wenig bezwun-

gene Streitsucht, eine wüste Herrschgier machten ihn zum unleidlichen Genossen, den daher Niemand gern hatte, dem man so viel wie möglich aus dem Wege ging. Seine Vergangenheit und die bedeutende Kraft, die er bewährt hatte, flößten dem jungen Manne einen Hochmuth ein, den die leiseste Berührung kränkte und zu Zorn und Haß entflammte. Sein Geist war in Tiberias bei den Meistern jüdischen Wissens, aber sein Gemüth war draußen geblieben in dem Zeltdorfe der arabischen Wüste und hatte die Leidenschaft und die List des herumirrenden Beduinen beibehalten.

Wie er sich nun erst aus der Unwissenheit und untern Stellung herausgearbeitet hatte, gesellte sich noch ein anderes Gefühl hinzu. Er konnte die Blüthe der reizenden Mirjam nicht sich entfalten sehen, ohne eine tiefe Neigung zu ihr zu fassen. In seiner fruchtbaren Einbildungskraft vereinigten sich die Liebe und der Ehrgeiz; er sah sich schon im Besitze der schönen Tochter des Nassi und durch deren Hand mit den Ansprüchen auf die Würde ihres Vaters versehen, der keinen Sohn zum Nachfolger hatte. Er begann daher, sich auf jede mögliche Weise Mirjam zu nähern. Harmlos nahm sie seine kleinen Liebesdienste an, obgleich sie eine innere Abneigung gegen ihn empfand. Aber wie ihr Vater, fürchtete sie nichts mehr, als Jemanden zu beleidigen und ahnte von der Bedeutung jener Gefälligkeiten nichts, die sie für Joseph hatten. Dadurch kühn gemacht, gestand er endlich Mirjam seine Neigung und forderte von ihr die Erlaubniß, bei ihrem Vater um sie anzuhalten. War Mirjam hiervon höchlichst überrascht, so war es Joseph von ihrer entschiedenen Abweisung um so mehr, weil er in seiner Selbstüberschätzung diese gar nicht für möglich gehalten. Er bat, er flehete und drohete — aber mit einer Bestimmtheit, die er dem zarten Mädchen nicht zugetraut, erklärte Mirjam alle seine Bemühungen für vergeblich und bat

ihn ernstlich, davon abzustehen. Joseph hatte durchaus nicht im Sinne, hiervon abzulassen; er setzte seine Bewerbungen unermüdlich fort; je öfter er dafür eine unabweisliche Kränkung erlitt, und je bitterer seine Stimmung dadurch wurde, desto kühner ward er und fand eine Befriedigung darin, Mirjam zu verletzen. Sie konnte zuletzt nicht anders, als zu ihrem natürlichen Beschützer ihre Zuflucht zu nehmen, ihrem Vater Alles zu gestehen.

Zu derselben Zeit aber war Joseph mit allen andern Mitgliedern des Sanhedrin zerfallen. Der Stellvertreter des Patriarchen im Vorsitz, R. Dima, hatte, zum Theil von dem intriganten Benehmen Joseph's bewogen, besonders aber weil er die sich häufenden Plackereien seitens der römischen Behörden müde geworden, beschlossen, nach Sura in Babylonien auszuwandern, wohin ihm bereits zwei seiner Söhne vorangegangen. Jetzt setzte Joseph Alles in Bewegung, um, obschon er Einer der Jüngsten war, diese Würde zu erlangen. Es hätte ihm an geistiger Befähigung nicht gefehlt. Aber, wie es immer geschieht, fielen auch bei ihm die Folgen des Ehrgeizes und des Hochmuthes auf sein Haupt zurück. Er hatte keine einzige Stimme für sich, und seine Collegen bestürmten vielmehr den Patriarchen mit Klagen über das verletzende Benehmen des Fremdlings, der mit Wohlthaten überhäuft worden war. Hillel beschloß daher, ihn auf eine gute Weise für einige Zeit zu entfernen. Es war in den letzten Jahrzehnten Brauch geworden, von Zeit zu Zeit Männer aus dem Sanhedrin nach Provinzen und Landschaften zu senden, die es bedurften und wünschten, dort die Lehre und das Gesetz zu predigen, das Volk in der Glaubenstreue zu befestigen, Streitigkeiten zwischen Gemeinden, Vorstehern und Beamten zu schlichten und schwierige Fragen zu beantworten. Es versteht sich, wie dies bei allen Verrichtungen des Sanhedrin der Fall war, daß dies un-

entgeltlich geschah, und die Gemeinden nur für den Unterhalt des Sendlings, sowie für dessen Weiterbeförderung von Gemeinde zu Gemeinde zu sorgen hatten, obschon es sich auch Viele nicht nehmen ließen, dem Vertreter des Patriarchen freiwillige Geschenke zu überreichen. Es kam dann auf diesen selbst an, ob er dergleichen annehmen wollte.

Der Patriarch ließ daher Joseph vor sich kommen, stellte ihm sanft und schonend die Fehler vor, die er begangen, führte ihm namentlich zu Gewissen, daß es eines Mannes unwürdig sei, sich einer Jungfrau aufzudrängen, die einmal ihre Neigung ihm nicht schenken könnte, und übertrug ihm eine Botschaft an die cilicischen Gemeinden, die sich um einen Sendboten des Patriarchen beworben hatten. Er machte ihn aufmerksam, daß er ihm hiermit das ehrenvollste Vertrauen erweise, und daß es ihm eine hohe Befriedigung schaffen müsse, jetzt schon als ein Verkünder des göttlichen Wortes aufzutreten, nach welchem er noch vor wenigen Jahren so sehr gedürstet hatte. Aber Hillel kannte seinen Mann wenig, als er glaubte, dem Sohne des Zeltdorfes hierdurch Ehre und Befriedigung genug verschafft und ihn mit Dank und Freude erfüllt zu haben. Joseph verbeugte sich vor ihm und bereitete sich zur Abreise. Aber in seinem Innern kochte und wühlte es. Wie ein heißer Wirbelwind der Wüste erhob es sich in seiner Brust und trocknete alle Bäche der Dankbarkeit, der Verehrung und des Gehorsams aus. Seine Liebe verschmäht, seine Hoffart gedemüthigt, seine Ansprüche zurückgewiesen zu sehen, erfüllte den leidenschaftlichen Menschen mit stürmischem Ingrimme. In seinem Gemache lief er umher, wie ein gereizter Tiger, ballte die Fäuste, schwor die bitterste Rache und gelobte sich, nicht zu ruhen, bis er Alle niedergetreten, die ihm entgegengestanden. Schon jetzt brütete er über die feindseligsten Pläne und machte

Entwürfe, um Alle, mit denen er die letzten vier Jahre so eng verkehrt hatte, auf's Tiefste zu kränken und endlich zu vernichten. In der letzten Stunde vor der Abreise machte er dennoch einen letzten Versuch auf das Herz Mirjam's. An derselben Stelle, wo er sie heute überrascht, in der Weinlaube des Gartens, in der Dämmerungsstunde des Abends trat er vor sie; redete zu ihr zuerst Worte der Zärtlichkeit, dann des bittersten Unmuthes und des Rachegefühls — aber umsonst. Vergebens suchte Mirjam mit sanften Worten ihn zu beschwichtigen und ihn mit Gründen der Vernunft und des Gewissens zum rechten Pfade zurückzuführen. Sein letztes Wort war ein Schrei des Fluches, ein Gelöbniß der Rache; er stürmte fort und zog davon. Eine schwere Bangigkeit senkte sich in die Seele des Mädchens; er hatte sie zu sehr in die grausigen Tiefen seines Geistes blicken lassen, als daß sie nicht von den ängstigendsten Befürchtungen und den trübsten Ahnungen erfüllt werden mußte.

Joseph ging nach Cilicien. Mit großer Arglist verhüllte er Alles, was an bösen Entwürfen in seinem Innern lebte. Er zog zuerst nach einigen kleineren Gemeinden, kleidete sich da in den Mantel der strensten Frömmigkeit, heuchelte einen überspannten Zelotismus und predigte und handelte in diesem Geiste, wobei er zugleich eine Uneigennützigkeit zur Schau trug, welche schon die Anmuthung einer Gabe hart zurückwies und einen Widerwillen gegen did Genüsse und Güter der Erde vorspiegelte. Um solchen Ruf war es ihm zu thun. Und als sich dieser mit Blitzesschnelle von Ort zu Ort verbreitet hatte, zog er nach der Hauptstadt Ciliciens, nach Tarsus, wo die ansehnliche Gemeinde ihn mit den höchsten Ehrenbezeugungen empfing.

Von jetzt an begann er das abscheuliche Spiel, das er in seiner tückischen Seele entworfen. Zunächst sammelte er, immer noch

den Schein der edelsten Uneigennützigkeit vor sich tragend, freiwillige Beiträge für alle möglichen vorgeschützten Wohlthätigkeitszwecke, zur Erbauung von Lehr- und Gotteshäusern, für verarmte Gemeinden und dergleichen mehr. Da er es wohl verstand, den großen Haufen durch Schlagwörter zu begeistern und gelehrtere Männer durch außergewöhnlichen Scharfsinn zu ergötzen, so hatte er nicht unbedeutende Erfolge und häufte große Geldsummen auf. Dann warf er sich zum Richter in allen allgemeinen und Privatstreitigkeiten auf und zeigte sich bald der Bestechung zugänglich, wohl wissend, daß die Bestechenden das Geheimniß ebenso bewahren wie die Bestochenen, und daß bei einem einmal erlangten guten Rufe man lange auf dessen Kosten sündigen könne. Wo es keine Streitigkeiten gab, wo Frieden und Eintracht herrschten, stellte er Untersuchungen über die Zustände der öffentlichen Anstalten an und rief überall Hader und Parteiung hervor, aus denen er Vortheil zog. Endlich trat er im Namen des Patriarchen geradezu mit Geldforderungen auf, die ihm auch selten verweigert wurden. So zog er von Ort zu Ort im ebenen wie im rauhen Cilicien, brandschatzte die Gemeinden in immer frecherer Art und ließ Unruhe, Zwistigkeiten und Zerrüttungen üllerall hinter sich zurück. Es war natürlich, daß die Gemeinden endlich dahinter kommen mußten, daß ein allgemeiner Ruf der Unzufriedenheit und des Widerwillens ertönte, und man zuletzt an den Patriarchen Boten sandte, welche das Verfahren seines Sendlings in all seiner Häßlichkeit schilderten. Hillel war tief davon erschüttert und sehr kummervoll; er nahm den Auftrag für Joseph zurück und richtete an diesen ein Schreiben im Tone der Entrüstung, die sich seiner unvermeidlich bemächtigt hatte. Dieser verhöhnte öffentlich das Schreiben seines Lehrers und Wohlthäters und fuhr in seinem Treiben so weit fort, wie

er es vermochte, da er hier und da noch immer einige Frömmler auf seiner Seite hatte. So mußte sich endlich der Unwille gegen ihn selbst in Thätlichkeiten Luft machen; an vielen Orten jagte man ihn fort, bisweilen mißhandelte man ihn, und als er eines Tages am Ufer des Kydnus bei Tarsus spazieren ging und auf zwei Söhne einer von ihm gänzlich ruinirten Familie stieß, ergriffen ihn diese und warfen ihn in den kleinen, aber wilden Strom. So weit hatte er es bringen wollen, und mit durchnäßten Kleidern eilte er in den Palast des Bischofs von Tarsus, vorgebend, daß er schon lange nach der Lehre Christi verlangt habe, und die Juden ihn deshalb verfolgten und mißhandelten. Er wollte als ein Märtyrer in die Pforten der Kirche einziehen. Der Bischof nahm ihn mit Freuden auf, gab ihm in seinem eigenen Hause Wohnung, um ihn in den Lehren der christlichen Religion zu unterrichten, und erließ die strengsten Strafandrohungen an die Juden, wenn sie seinen Schützling irgend wie belästigen würden. Ein Schrei des Entsetzens über das Unerhörte, Niedagewesene ging durch alle Gemeinden des Landes. Aber es sollte noch schlimmer kommen. An der Küste des rauhen Cilicien liegt auf einer Landspitze eine Hafenstadt Korykus. Hinter derselben erhebt sich ein steiler, durchklüfteter Berg, aus dessen Seiten mehrere Bäche hervorbrechen. In der Mitte des Berges senkt sich tief in dessen Inneres eine Felshöhle, in welche mehrere dieser Bäche zusammenströmen, um in wildem Laufe hindurch zu stürzen. Die Felswände zittern immerfort von dem gewaltigen Falle der Gewässer, und ein lautes Tosen erfüllt den Raum der Höhle, in welche das Tageslicht nur schwach durch einige Spalten hineindringt. Der Heiligenschein der Sage umgab seit ältester Zeit die korycische Höhle, in welcher früher ein heidnisches Orakel seinen Sitz gehabt. Hierhin zog sich der heimtückische Joseph

zurück, um mit dem Glanze des Martyriums auch den Schein der Heiligkeit in den Augen des christlichen Volkes zu vereinigen, und brachte einige Monate in dieser Höhle in völliger Einsamkeit, scheinbar mit Gebeten und Bußübungen beschäftigt, zu. Als er endlich wieder hervortrat, gab er vor, daß ihm Jesus in eigener Person wiederholt erschienen sei und ihn aufgefordert habe, nunmehr öffentlich vor allem Volke ihn zu bekennen. Auf dem Markte von Korykus hielt er seine erste Rede an das zusammengelaufene Volk, schilderte ihm in übertriebenster Weise die Verfolgungen, die er erlitten, die wunderbareu Erscheinungen, die er gehabt, so daß eine fanatische Begeisterung sich der Menge bemächtigte, die sich alsbald auf die Häuser der Juden stürzte, um an ihnen die ihrem neuen Heiligen angethane Unbill und die Schmähungen zu rächen, welche er seinen früheren Glaubensbrüdern gegen die Kirche und ihren Stifter in den Mund legte. In solcher Weise hielt der Abtrünnige, wie die Juden ihn jetzt nannten, einen abermaligen Zug durch das Land, indem er überall von den Gemeinden große Summen erpreßte, wenn er den Pöbel nicht gegen sie hetzen sollte. Zugleich richtete er ein ausführliches Schreiben an den Kaiser Constantius, in welchem er mit den grellsten Farben seine Schicksale schilderte, und die Gnade, die ihm seinen Verfolgern gegenüber widerfahren, und ließ sich alles Dieses von den Bischöfen der Provinz bezeugen und bestätigen. Der Kaiser antwortete ihm auf's Huldreichste, empfahl ihn dringend dem Cäsar Gallus, der ihn in Asien vertrat, und gewährte dem Joseph, sich eine Gnade auszubitten. Dieser verlangte nichts Anderes, als — eine Vollmacht, in den Städten Galiläa's Kirchen erbauen zu dürfen, obschon es in diesen noch gar keine Christen gab. Er erhielt sie und gewann zugleich die Gunst des Cäsars in vollem Maße, der in ihm einen klugen Rathgeber erblickte,

um seinen Glaubenseifer gegen die Juden bethätigen zu können. So verließ Joseph der Abtrünnige den bisherigen Schauplatz seiner Thaten und eilte dem Gallus nach Tiberias voran.

Jetzt hatte ihn Mirjam wiedergesehen, und erzählte Patrika Alles, was sie von ihm wußte. Ach, Niemand hatte darunter mehr gelitten als ihr greiser Vater. Er mußte sich jetzt blutige Vorwürfe machen über eine That des Edelsinnes und des Lehreifers; er mußte sich gestehen, daß er den Warnungen seiner Freunde, die ihm über den Arglistigen und seine wahre Gesinnung oft genug Vorstellungen gemacht, kein Gehör geliehen; er sah sich nicht bloß in seinem Urtheil, sondern auch in großen Hoffnungen auf's Bitterste getäuscht, und erblickte seinen begabtesten Schüler in der Reihe, ja an der Spitze der gefährlichsten Feinde, nicht sowohl seiner Person, als seines Volkes und seines Glaubens. In vielen Nächten hörte man ihn schlaflos auf seinem Lager seufzen und stöhnen und sich laut der Mitschuld an all' dem Unheil anklagen, das nun hereinzubrechen drohte. Um so mehr wollte man ihm jetzt die Ankunft des schrecklichen Mannes so lange verbergen, wie es möglich war.

10.

Am andern Morgen fanden sich die Bewohner von Tiberias in trauriger Weise überrascht. Während der Nacht war unerwartet eine bedeutende Schaar römischer Soldaten unter einem obern Kriegstribun in die Stadt eingerückt, und hatte das weitläufige Gebäude der Proseuche vollständig besetzt, Niemanden aber von den die einzelnen Räume bewohnenden Insassen hinausgelassen, um keine Unruhe und Störung während der Nacht in der Stadt zu veranlassen. Als am Morgen das Volk in die zu den Gebetversammlungen bestimmten Säle eingehen wollte, fand es die Thüren verschlossen und von zahlreichen Wachen umstellt, die in voller Kriegsrüstung den Eingang verwehrten. Als die Mitglieder des Sanhedrin in den großen Sitzungssaal zu ihren Berathungen eintreten wollten, fanden sie die Thüren verschlossen und von zahlreichen Wachen umstellt, die ihnen den Eintritt verwehrten, und der Kriegstribun erklärte Rabbi Jose, dem Vorsitzenden, daß in den nächsten Tagen der Cäsar Gallus nach Tiberias kommen und eine Zeitlang dort residiren werde, und da in der ganzen Stadt kein Gebäude vorhanden sei, das den Mitkaiser würdig aufnehmen könne, so sei hierzu die Proseuche bestimmt worden, und es läge der Stadt ob, noch heute die prächtigsten Hausgeräthe, die aufzufinden, herbeizuschaffen, um damit die Räumlichkeiten angemessen auszuschmücken. Vergebens verwies auch hier Rabbi Jose auf die kaiserlichen Privilegien, nach welchen alle gottesdienstlichen Gebäude der Juden und die Wohnungen ihrer

Vorsteher unantastbar und von allen Auflagen befreit sein sollten: der Kriegstribun berief sich auf die ihm gegebenen Befehle, an denen er nichts ändern dürfe, und fügte nur hinzu: was der Kaiser gegeben, könne der Kaiser wieder nehmen. Auf die Klagen, wohin nun das Volk zum Gebet gehen und das Sanhedrin seine Versammlungen verlegen solle, lächelte er spöttisch und meinte, dies müßten sie, welche die ganze Stadt genau kennten, besser wissen als er, der Fremdling. Das Volk war vor Entsetzen ergriffen, denn es sah darin nicht nur den an ihm verübten Raub, sondern auch eine Entweihung seiner Heiligthümer, und fühlte im Voraus, daß auf solchen Schlag noch andere, noch schwerere folgen müßten. Die Sanhedristen eilten zum Patriarchen. Obschon dieser von dem Eintreffen des Cäsars, das schon längere Zeit erwartet wurde, nichts Gutes erhofft hatte, war er doch gerade von dieser Maßregel betroffen. Aber im Bewußtsein seiner Pflicht, Allen an Besonnenheit und Ruhe voranzugehen, faßte er sich, beschwichtigte seine trauernden Genossen, indem er sie an das Wort der Weisen erinnerte, daß nicht der Ort den Mann, sondern der Mann den Ort ausmache. Er ließ sofort in seinem Hause einen geräumigen Saal einrichten, damit der hohe Rath seine Sitzungen allda halten könne, und sandte nach den angesehensten Einwohnern der Stadt, um in verschiedenen Theilen derselben kleinere Localitäten zu Gebetversammlungen herzustellen.

Noch war man hiermit beschäftigt, als der Kriegstribun bei dem Patriarchen erschien und ihm einen Erlaß des Cäsars einhändigte, mit dem Bedeuten, daß er, der Kriegstribun, die gemessenste Ordre habe, über die unbedingteste Ausführung der Befehle zu wachen, ja daß er mit seinem Kopfe dafür haften müsse. Hillel erschrak bis in die Tiefe seiner Seele hinein; seine Hand zitterte, indem sie das Schreiben hielt, und er konnte kaum

die Kraft finden, das Siegel zu lösen, denn er wußte, daß nunmehr auf diesem Pergamente das Schicksal seines Volkes auf lange Zeit hin in traurigster Weise entschieden sei. Endlich eröffnete er es, sein Blick fuhr darüber hin — das Blatt entfiel seiner Hand, und er sank ohnmächtig in den Lehnsessel zurück . . . .

Der Erlaß des Cäsars Gallus begann mit den heftigsten Schmähungen gegen die Juden. Er nannte sie Gottesleugner und Rebellen; Gottesleugner, weil sie Jesum, den Sohn Gottes, verleugneten, und Rebellen, weil sie, dem Willen des Kaisers zuwider, ihrem alten Aberglauben nicht entsagen wollten. Zu lange hätte man Geduld und Nachsicht mit ihnen gehabt und dadurch den Zorn des Himmels auf sich herabbeschworen. Jeder Unfall, den das römische Reich erfahre, wäre nichts als die Strafe Gottes dafür, daß man die noch auf Erden dulde, welche Jesum gekreuzigt. Der Kaiser wäre es daher seinem ganzen Reiche und allen seinen Unterthanen schuldig, endlich diesen Unfug gänzlich abzustellen. Er fordere sie daher auf, in kürzester Zeit reuig und bußfertig sich unter dem Zeichen des Kreuzes zu sammeln, oder der härtesten Maßregeln gewärtig zu sein. Um aber die Axt an die Wurzel zu legen, befehle er hiermit wie folgt: Das Sanhedrin ist auf ewige Zeiten aufgelöst und darf sich von jetzt ab an keinem Orte des römischen Reiches wieder versammeln bei augenblicklicher Todesstrafe Aller, die daran Theil nehmen. Die Mitglieder des jetzigen Sanhedrin hätten sich binnen zweier Tage sämmtlich aus Tiberias zu entfernen, und es dürften an keinem Orte mehr als zwei sich fernerhin zu gleicher Zeit aufhalten, bei Strafe der Einkerkerung auf jedes Zuwiderhandeln. Hierzu fügte Gallus hinzu, daß Niemand wagen solle, vor ihm zu erscheinen, um etwa Gegenvorstellungen oder auch nur Bitten vorzutragen.

Schon der Versuch hierzu solle mit Kerker gestraft werden, denn die Beschlüsse seien unwiderruflich.

Als dieser grausame Erlaß den Mitgliedern des Sanhedrin mitgetheilt wurde, brachen Alle in Jammern und Wehklagen aus; sie zerrissen ihre Kleider, sie rauften sich das Haar aus, und eine unsägliche Verzweiflung bemächtigte sich aller Gemüther. Und wie die Unglücksbotschaft sich von Mund zu Mund unter dem Volke verbreitete, ertönte Klagegeschrei in der ganzen Stadt, man trauerte, betete, fastete; man streute Asche auf das Haupt und kleidete sich in Trauergewänder. Man umlagerte das Haus des Patriarchen, um irgend eine weitere Kunde zu erhaschen; man stand in Gruppen auf den Straßen zusammen und theilte sich seinen Kummer und seine Thränen mit. Was sollte man aber thun? ... In ernstem Schweigen standen die römischen Legionäre in Reih und Glied auf dem Platze vor der Proseuche, die Schwerter in der Faust, die Pfeile auf dem Bogen, die Schilde vor der Brust, um dem geringsten Anlauf zu Widerstand und Tumult mit aller Kraft zu begegnen. Als daher wirklich unter den jüngern Männern der Ruf sich erhob: dies dürfe man nicht dulden, man müsse das Sanhedrin mit seinem Leben vertheidigen, man dürfe kein Mitglied desselben aus der Stadt lassen, und jede Gewalt der Römer mit gleicher Gewalt zurückweisen; als sich bereits einige Jünglinge bewaffnet zeigten und sich zusammenrotteten; als insonders ein Schrei der Wuth sich erhob, wie man in der Mitte der römischen Cohorten den wohlbekannten Joseph den Abtrünnigen erblickte, der, ein Kreuz in der Hand, mit hohnlachendem Angesichte seine früheren Glaubensgenossen anstierte und den Vorübergehenden Worte des triumphirenden Spottes zurief — da eilte Patrika durch die Straßen der Stadt, trat überall zu den versammelten Haufen und sprach zu ihnen die Worte der Ab-

mahnung und der Beruhigung. Er feuerte mit begeisternden Worten ihren Muth an, bestärkte sie in den Gefühlen des Zornes und der Rache, ermunterte sie zu Widerstand und Kampf — noch aber sei die Stunde nicht gekommen, noch der Feind zu übermächtig und sie völlig unvorbereitet; jetzt sei es sicheres Verderben, wenn man sich widersetzte; man ginge nutzlos unter und vergeude die heiligen Kräfte, die man für den rechten Zeitpunkt aufsparen müsse. Darum jetzt Unterwerfung, ruhiges Ertragen des Unabwendbaren, aber unter dem Schwure heiliger Rache, und indem man sich vorbereite und rüste zu einem Kampfe, der doch nicht ausbleiben könnte, und in günstiger Stunde begonnen werden müsse. Diese Reden fanden Wiederhall in allen Herzen. Patrika war zu sehr Mann des Volkes, dachte und fühlte zu sehr wie dieses selbst, als daß nicht seine Worte Gehorsam, lauten Zuruf, Versicherungen und Gelöbnisse hätten finden sollen.

Das Sanhedrin war versammelt, und der Erlaß des Mitkaisers ihm verlesen worden. Entsetzen und Verzweiflung hatte sich aller Herzen bemächtigt, und Alle saßen stumm und in sich versunken auf ihren Stühlen, während Diesem und Jenem Thränen aus den Augen quollen und über das gramdurchfurchte Angesicht flossen. Da öffnete sich die Saalthüre, und der ehrwürdige Patriarch wurde auf seinem Lehnsessel hereingetragen und am Ende der Tafel niedergelassen. Patrika und Amnon standen zu beiden Seiten. Der Greis hatte seine bewunderungswürdige Fassung wieder erlangt, und wiewohl der tiefste Kummer aus seinem Antlitz und aus seiner hohlen Stimme sprach, war doch eine ruhige Haltung über ihn ausgegossen. Er hob an: „Meine Brüder! Abermals ist eine schwere Zeit der Prüfung über Israel hereingebrochen und die letzte der drei Kronen, welche die Hand des Herrn auf dessen Haupt gesetzt, soll — doch nein! Die Krone des Königthums ist

zerbrochen, die Krone des Priesterthums in den Staub gefallen, aber vergebens strecken unsere Feinde die verbrecherische Hand aus, die Krone der heiligen Lehre herunterzureißen: sie wird feststehen auf dem Haupte Israel's und leuchten durch alle Zeiten, wie grausam auch das Geschick seiner Kinder sein möge. Ja, meine Freunde, wir werden in Verbannung und Elend geschickt; meine Füße wollen nicht mehr voran, und sie sollen noch die Pfade der Verbannung wandeln, meine Augen nicht mehr sehen, und ihre Thränen sollen auf das Land der Verbannung fließen, und ich soll mein Haupt nicht niederlegen an dem Orte, wo es meine Väter gethan. Doch vertrauen wir auf das Wort des Herrn: „An jedwedem Orte, wo ich dich meines Namens gedenken lasse, werde ich zu dir kommen und dich segnen." Wandern wir, wandern wir, Genossen, wohin die Hand des Herrn uns weist, es sind Wege des Herrn, die wir beschreiten; wandere, Israel, das Ziel hat dir der Herr gesteckt, und du wirst es erreichen ... Und in dieser felsenfesten Zuversicht lasset uns jetzt berathen, was in dieser Bedrängniß zu thun sei."

Das Wort des edlen Greises wirkte belebend auf alle Zuhörer. Wußten sie doch, daß sein Theil der schwerste und trübste sei, während ihnen noch bessere Tage kommen konnten. Alle richteten sich auf an seinem Vertrauen auf die gute Sache und gewannen schnell die Sprache wieder. Es wurden verschiedene Vorschläge gemacht. Ein jüngeres Mitglied schlug einen feierlichen Protest vor mit Berufung auf die kaiserlichen Edicte, welche Schutz und Gewähr verhießen. Dies wurde aber verworfen, weil doch damit nichts auszurichten sei, und man mit diesem Dokumente hülfloser Schwäche den Feinden doch nur Gelegenheit zu desto größerer Verhöhnung gäbe. Von einer andern Seite wurde eine Deputation an den Kaiser vorgeschlagen. Aber man kannte Constantius zu gut, um sich

etwas von ihm zu versprechen, und begnügte sich, zwei Mitglieder des Sanhedrin, welche die Absicht hatten, sich nach Rom zu wenden, wo sie bei der dort ansässigen großen Gemeinde Schutz und Wirksamkeit zu finden hoffen durften, damit zu beauftragen, Alles was sie vermöchten zu versuchen. Nach längeren Verhandlungen, welche die Trostlosigkeit der Lage nur noch mehr offen legten, begann der Patriarch von Neuem: „Ihr sehet, meine Brüder," sprach er, „daß wir mit allem diesem zu keinem Ziele kommen. Aber es bedarf einer That, ja, Genossen, einer That, welche wir dem vernichtenden Werke der Römer entgegensetzen. Mögen diese die Bedeutung derselben zu würdigen wissen oder nicht: sie muß geschehen. Die Römer wollen einen verderblichen Schlag gegen unsern Glauben ausführen: wir müssen diesen Schlag pariren, mit der Faust des Geistes müssen wir ihn von dem Haupte abwenden, auf das er fallen will. Nicht uns, nicht unsere Personen und unsere Sicherheit müssen wir in's Auge fassen, die werden schon Rettung finden, aber das Heil der Thorah und unseres Volkes. Mag dieses Tiberias seines jetzt hundertjährigen Glanzes beraubt werden: jenseits des Euphrat, in dem Vaterlande unseres Urvaters Abraham, wird die Leuchte um desto heller aufflackern. Ja, mag mit meinem Haupte das ehrwürdige Patriarchenhaus zusammenbrechen, das, von meinem großen Ahn, dessen Namen ich trage, an viertehalb Jahrhunderte eine Grundsäule Israels gewesen: der Segen, der von ihm ausging, darf nicht verloren gehen für alle kommenden Geschlechter. Als Titus die heilige Stadt bestürmte, ließ Jochanan ben Sakkai sich von seinen Schülern in einem Sarge zu dem Thore hinaustragen, und gründete in Jamnia das große Lehrhaus, und die blöden Römer gewahrten nicht, daß, was sie in Zion zu verbrennen glaubten, dort bereits stärker und unsterblicher erstanden war.

Jetzt, da sie das Sanhedrin vernichten und den letzten Patriarchen in's Exil schicken wollen: da, meine Brüder, wollen auch wir eine That vollbringen, welche den schändlichen Plan unserer Gegner vereitelt."

Diese Rede erweckte eine ungewöhnliche Spannung in dem Geiste jedes Anwesenden; jedes Auge hing an den Lippen des Greises, um zu vernehmen, was Großes und Bedeutendes nach dieser Ankündigung ausgesprochen werden würde. Nachdem er sich etwas gesammelt, hob er von Neuem an: „Es ist eine Zeit zu schweigen und eine Zeit zu reden, eine Zeit zu verbergen und eine Zeit zu offenbaren, spricht der weise König. Das Sanhedrin war der Mittelpunkt aller Gemeinden von den vier Säumen der Erde her, und der Patriarch war das Haupt des Sanhedrin. Das war eine große Wohlthat für die Zerstreuten, die unter unsrer Fürsorge in allen Ländern der Erde groß gezogen wurden. Darum vererbte in unserm Hause ein Geheimniß vom Vater auf den Sohn, daß alle Gemeinden in ihrem heiligsten Werke immerfort auf uns hingewiesen blieben, von uns die Bestimmung der Feste des Herrn von Jahr zu Jahr zu erwarten hatten. Von Jahr zu Jahr gingen die Botschaften vom Patriarchen aus nach den Gemeinden in Babylonien und Aegypten, nach Rom und dem ganzen Abendland, um ihnen anzukündigen die Tage, an welchen sie sich heiligen sollten dem Ewigen Zebaoth. Ihr wisset es, ich meine das Sod ha-ibbur, das Geheimniß der Zeitberechnung für die Feste des Herrn. Jetzt sind die Gemeinden mündig geworden; der Mittelpunkt und das Haupt werden ihnen genommen; so müssen sie für sich allein stehen lernen, frei, selbständig, unabhängig, jede Gemeinde, groß oder klein, ein ganzes Israel für sich. Ich gebe das Erbe meines Hauses hin; ich entziehe den Abkömmlingen meines Hauses den Vorzug

und den Ruhm, den ihnen der Besitz dieses Geheimnisses zusichert; ich zerreiße das Band, das alle Gemeinden an die Personen meines Hauses unlöslich fesselte, damit die Gemeinden nicht gefährdet und das Heiligthum den Händen der Menschen entzogen sei. . . . . In der Tiefe meiner Brust wachte schon lange die Ahnung, daß es so kommen werde, und unter den Sorgen und Kümmernissen meines Alters reifte dieser Entschluß. Ich habe es seit Jahren niedergeschrieben: es ist ein Sendschreiben an alle Gemeinden, das ihnen das Geheimniß offenbart! . . . ."

Mit flammenden Augen, wenn auch mit zitternden Händen holte der Greis eine kleine Pergamentrolle aus der Brusttasche seines Obergewandes hervor, und legte sie auf die Tafel nieder. Dann breitete er die Hände darüber aus und sprach mit leisem Tone: „Gott segne dich, du meine letzte Botschaft an mein geliebtes Volk, und lasse dich hingelangen zum Segen über Berge und Ebenen, über Ströme und Meere, und über allen Wandel der Zeiten, bis zu den fernsten Küsten, wo das zersprengte und verfolgte Juda einen Heerd gegründet und eine heilige Lade aufgeschlagen . . . . Das Werk meines Lebens ist nun vollendet." Er sank erschöpft in seinen Lehnsessel zurück. Patrika beugte sich über die gefalteten Hände des Greises, küßte sie und hielt die heißen Thränen nicht zurück, die auf sie herabflossen. Da zog Hillel seine Hand hervor, und legte sie auf Patrika's Haupt und sprach: „Sei gesegnet, mein Sohn, Du giebst die Zustimmung, und wärest doch der Erbe gewesen."

Langes Schweigen beherrschte die Versammlung. Da erhob sich R. Jose und sprach mit gehobener Stimme: „Vater und Meister, Du hast wohl gethan. Dein Name wird für diese That mit leuchtenden Buchstaben in das Buch unsrer Geschichte eingetragen sein. Das Sanhedrin giebt Dir in dieser letzten

Frage, die Du ihm vorgelegt, seine Zustimmung. Es geschehe so, wie Du gesagt, und der Herr segne die Folgen dessen. Aber Eines gebe ich noch zu bedenken. Wenn die Gemeinden außerhalb des heiligen Landes fortan das Geheimniß der Zeitberechnung kennen, das Deine großen Vorfahren gefunden, wenn sie fähig sind für alle Zeiten, die Tage der heiligen Feste selbst und unzweifelhaft zu bestimmen — dann werden sie ablassen von dem uralten Gebrauche, — die Feste an zweien Tagen zu feiern. Mir aber scheint es eine große Gefahr, Brauch und Satzung der Väter in diesen Tagen aufzuheben. Es möchten Zweifel und Unglauben ihr Haupt erheben, und die eine Uebertretung viele andere nach sich ziehen. Gestatte daher, daß wir Deinem Sendschreiben noch ein andrres hinzufügen, worin wir die Gemeinden ermahnen und auffordern, von dem heiligen Gebrauche nicht abzulassen, auf daß wir nicht einen Stein aus dem Gebäude reißen, das sonst unter den Stürmen der Zeit schwanken und einen Riß erhalten könnte."

Nach einigem Nachdenken nickte Hillel mit dem Haupte und sprach: „Es mag so geschehen."

So endete die letzte Sitzung des großen Sanhedrin, das niemals wieder erstehen sollte. —

Am andern Morgen war im Hause des Patriarchen Alles zur Abreise vorbereitet. Am Tage vorher hatte Amnon die Stadt verlassen, um unter dem Schutze des Abenddunkels Sepphoris zu erreichen und im Hause Patrika's die Zurüstungen zum Empfange zu treffen. Er konnte hoffen, nur von Wenigen erkannt zu werden, und da die Cohorte, in welcher der von ihm getödtete Soldat gestanden, längst ausgerückt war, und unter den Bewohnern der Stadt schwerlich ein Verräther sich fand, glaubte er nichts befürchten zu müssen. Alle Mitglieder des Sanhedrin hatten sich

im Hause des Patriarchen versammelt, um ihrem verehrten Haupte das letzte Lebewohl zu sagen und das letzte Geleit bis zu dem Thore von Tiberias zu geben. Dann erst wollte ein Jeder an seine eigene Abreise denken. So vieler Schonung der erschöpfte Greis auch bedurfte, weder er noch sie wollten sich dieses traurigen Abschieds entschlagen. Ach, er war nur zu herzzerreißend! Ein Jeder der Genossen trat vor den Greis, drückte mit Thränen seine Hand, stammelte einen kaum vernehmbaren Abschiedsgruß und empfing den leisegeflüsterten Segen des Nassi. Dann wurde der Greis auf eine bequem eingerichtete Tragbahre gebracht, die zwischen zwei sanften Maulthieren befestigt war. Jedes Maulthier hatte einen Führer, der Schritt vor Schritt es geleitete. Patrika eröffnete den Zug, und Mirjam, in dichte Schleier gehüllt, ritt an der Seite ihres Vaters. Dann kamen paarweise sämmtliche Mitglieder des Sanhedrin, und an sie schlossen sich die Vorsteher und Beamten der Stadt und die Hausleute des Patriarchen mit den Packthieren. So ging der Zug durch die Nebenstraßen zur Hauptstraße nach dem Thore hin, durch welches vor kurzer Zeit Patrika eingezogen war, nicht ahnend, was er hier erleben und was er mit davonführen würde. Alle Bewohner der Stadt, jung und alt, Männer und Frauen hatten sich nach allen Punkten, die der Zug berühren mußte, gedrängt und füllten die Straßen, daß der Zug nur mühsam sich hindurch bewegte. Jeder wollte noch einmal in das Antlitz des wie ein Heiliger verehrten Mannes blicken, der sterbend, aber ergeben von dem Hause seiner Väter fliehen mußte. Er saß bewegungslos da, mit bleichem, eingefallenem Gesichte, und nur aus seinen Augen leuchteten noch die Freundlichkeit seines Gemüthes und die Trauer, mit der er von hinnen schied. Die Spannung der Erwartung und die Achtung vor ihm hielt die versammelten Menschen stumm, aber so wie die

Thiere, die ihn trugen, vorüber waren, brach die Menge in Weinen, Schreien und Wehklagen aus, ihre Hände erhoben sich zum Himmel, um Hülfe und Rettung, oder Strafe und Rache herabzuflehen. Und dieses Jammern pflanzte sich immer weiter hinter dem Zuge her, bis er das Thor durchschritten hatte, und die Sanhedristen zu einer Gruppe geschaart dem dahinziehenden Häuflein nachblickend und Gebete flüsternd zurückblieben.

Es war ein schöner Morgen, der auf den Bergen und Fluren stand, und die glänzenden Strahlen der Sonne vergoldeten den blauen See und blitzten auf die weißen Schaumköpfe seiner Wellen, und von den grünen Bergen stiegen dünne Nebel auf, wie der Opferrauch von Altären. Es mochten wohl Jahre vorübergegangen sein, daß der Patriarch den See und die Höhen nicht geschaut — aber er verlangte nicht danach, und als er die Stadt hinter sich gelassen, verhüllte er sein Antlitz mit dem Kragen seines Obergewandes und schloß die Augen, sich in die innere Welt seines bewegten Geistes versenkend. Patrika aber ritt neben Mirjam, deren Hand er ergriff und festhielt, und auf den Schwingen der Liebe erhoben sich ihre jungen Seelen über den drückenden Dunstkreis der Gegenwart zum ewig klaren, blauen Aether, und Wehmuth und Trauer zerflossen in dem stillen Jubel gegenseitigen Glückes. Ach, diese junge Liebe war in dem Treibhause der Bedrängniß schnell emporgeschossen und hatte ihre vollen farbigen und duftenden Blüthen entfaltet. Und auch das wußten und fühlten sie, daß sie ihren Bund für eine Zukunft voll Kampfes und Gefahr geschlossen — aber der Sonnenschein glücklicher Gegenwart war ja da und blitzte ihnen aus dem See, und glänzte ihnen von der Höhe, und schimmerte ihnen aus dem Himmel entgegen, und das ist für die hoffende Seele Bürgschaft genug auch für kommende Seligkeit . . . . Ueber Tiberias aber lagerte sich

der Schatten, und der ist niemals wieder gewichen, bis zu unseren Tagen nicht, bis der Donner in der Erde unter ihm rollte und seine Wohnungen in Trümmer stürzte . . . .

Auf dem Platze vor der Proseuche standen abermals die römischen Legionäre kampfgerüstet aufmarschirt, aber Niemand achtete ihrer, Niemand erschien auf dem Platze. Das Volk hatte sich still in die Häuser zurückgezogen. Gegen Abend rückte der Cäsar Gallus in das Stadtthor ein. Die Tubas schmetterten, die Hörner klangen, die Hufen der Rosse dröhnten — aber die Straßen blieben todt und öde, und Niemand begrüßte den Mitkaiser und hieß ihn willkommen. Unmuthig betrat er die Proseuche, und durchschritt neugierig die verlassenen Säle und Räumlichkeiten, von welchen nur einige und spärlich in der Eile zu seinem Empfange hergerichtet waren. Schlimme Botschaft vom Euphrat her wartete seiner, und da er in Tiberias schon Alles gethan fand, was er gewollt, so verließ er nach kurzer Rast die Stadt wieder, sandte die Truppenschaar bis auf eine kleine Besatzung dem Ursicinus zu, und kehrte seines Weges zurück.

11.

Nicht minder feierlich war der Empfang des Patriarchen in Sepphoris, als es sein Abschied von Tiberias gewesen. Weit hinaus war das Volk ihm entgegen geströmt. In den Herzen der Menge stritten sich der Schmerz und die Wuth über die Unterdrückung des Sanhedrin, ohne welches sich die Masse noch gar nicht zu denken wußte, mit der geheimen Hoffnung, es möchte das Verbot wieder rückgängig gemacht werden und das Sanhedrin durch die Gegenwart des Patriarchen veranlaßt sein, sich in Sepphoris wieder zusammenzufinden, von wo es doch erst vor hundert Jahren durch den Patriarchen Juda II. nach Tiberias verlegt worden. Als daher der Tragsessel des Patriarchen sichtbar wurde, wollte das Volk in lauten Jubelruf: „Es lebe der Nassi!" ausbrechen. Aber der erste Blick auf die zusammengebrochene Gestalt und das todesblasse Angesicht des von der Reise erschöpften Greises ließ es verstummen und in dumpfem Schweigen sich dem Zuge anschließen. So geleiteten Tausende die Ankömmlinge nach dem schönen Hause Patrika's, das jetzt, von den Soldaten längst verlassen, zu seinem früheren Glanze wiederhergestellt war. Wie glücklich machte es Patrika, Mirjam schon jetzt in diese geschmückte Häuslichkeit einzuführen, wo sie bald als Gebieterin walten sollte. Als er ihr dies beim Eintritt zuzuflüstern Gelegenheit fand, erröthete sie, aber ihre Blicke zeigten, daß sie an diesen neuen Umgebungen, die sie nicht so glänzend erwartet hatte, eine hohe Befriedigung fand.

Das Volk bewegte sich wieder freier in den Straßen der Stadt. Jemehr die Perser an den armenischen Bergen hin nach dem nördlichen Theile des Euphrat zogen, fühlte Ursicinus seine Streitkräfte zu schwach, um diesen wichtigen Punkt gegen ein so gewaltiges Heer vertheidigen zu können. Er zog daher Alles an sich, was in Syrien an Truppen irgend entbehrt werden konnte. Auch von der zurückgebliebenen Besatzung zu Sepphoris hatte er vor einigen Tagen den größern Theil zu sich befohlen: Der Rest konnte kaum das Castell in genügender Zahl besetzen. Die Wachtposten verschwanden aus der Stadt, und so wurden die Synagogen den Bewohnern wieder überlassen. Diese nahmen jubelnd die geheiligten Stätten wieder in Besitz und setzten in kürzester Zeit Alles wieder in den alten Stand.

Aber es war nur eine kurze Rast, die ihnen vergönnt war. Hinter jedem Lichte fliegt auch ein Schatten dahin. Am Tage nach der Ankunft des Patriarchen langte auch Joseph der Abtrünnige im Castell von Sepphoris an. Die Vollmachten des Kaisers und die Empfehlungen des Cäsars bewirkten, daß er wie ein Befehlshaber aufgenommen wurde. Er verschob nun auch die Ausführung seiner schwarzen Entwürfe nicht lange. Das Maß seines Rachegefühls war noch lange nicht gefüllt, und sein leidenschaftliches Begehren nach der Tochter des Patriarchen ließ ihn nicht ruhen. Da die Besatzung nur aus Christen bestand, versammelte er diese, und suchte ihren Glaubenseifer mit feuersprühenden Worten anzufachen. „Wie?“ rief er ihnen zu, „Ihr wollt christliche Krieger sein und lasset die Feinde Christi unbekämpft und ungestört an den Stätten und in dem Lande weilen, die sein göttlicher Fuß betreten? Sie verleugnen, sie lästern, sie kreuzigen ihn noch heute, und die Waffen ruhen in Euren Händen? Fürwahr, so machet Ihr Euch derselben Sünde schuldig,

und bald werden die Heiden an Euren Brüdern und an Euch die Strafe vollziehen. Ihr seid Streiter Christi, und so müsset Ihr vor Allem dieses Land von seinen Hassern reinigen und Euch zu den Vollstreckern jenes Fluches machen, der über dieses Volk ausgesprochen worden, das ihn verstoßen und gepeinigt! Jeder Streich, den Ihr gegen Einen von diesen führt, entsühnt und heiligt Euch! Auf, es ist keine Zeit zu verlieren, gebet dem Herrn die Ehre! Dann wird sich der Sieg wieder an die römischen Fahnen knüpfen, und Eure Herrschaft bis zu den Säumen der Erde sich dehnen. Reichthum auf Erden und Herrlichkeit im Himmel werden Euer Lohn sein!"

Mit solchen Reden fanatisirte der heimtückische Bösewicht die Soldaten. Allerdings schüttelten die Officiere den Kopf dazu. Sie erkannten die Gefahren, die ihrem Häuflein bei einem Aufstande der Bewohner dieses Landes drohten. Sie sahen ein, daß zu einer Zeit, wo ein gewaltiger Feind nicht allzu fern war, Schonung und Milde allein am Platze wären. Aber schon vermochten sie nicht mehr die wilderregten Soldaten im Zaume zu halten, und andererseits imponirten ihnen die kaiserlichen Befehle, welche Joseph bei sich trug. Sie mußten also der Sache ihren Lauf lassen. Aber auch Joseph erkännte, daß er mit dieser Schar nicht viel auszurichten vermöchte, und wollte daher die Bewohner von Sepphoris für jetzt mehr kränken als mißhandeln und sich zum unumschränkten Gebieter im Castell machen. Und Niemand verstand es besser als er, die empfindlichsten Seiten seiner früheren Glaubensbrüder zu treffen. Wenn er wußte, daß die Juden zum Gottesdienste in den Synagogen versammelt waren, sandte er kleine Trupps von Soldaten dahin aus; sie warfen Steine durch die Fenster in die Versammlungen, öffneten die Thüren und schrieen Schmähungen und Schimpfworte mitten

in die Hymnen, welche die Betenden angestimmt, sie brachen selbst hinein und mißhandelten die Personen, welche sie abwehren wollten. Dies war den galiläischen Juden etwas ganz Neues. Solche Kränkungen hatten sie noch niemals erfahren. Alles, was sie früher gelitten, konnte auf Rechnung des Kriegszustandes geschoben werden. Aber die Vertreibung und Vernichtung des Sanhedrin und nun diese täglichen Schmähungen ihres Heiligsten erbitterten sie maßlos, und sie fragten sich immer und immer wieder, wo dies hinauswolle. Die kaum beruhigte Fluth des Unwillens stieg wieder von Neuem auf, und eine wilde Bewegung bemächtigte sich der Gemüther.

Zu gleicher Zeit mit Joseph waren aber noch einige andere fremde Gestalten in Sepphoris erschienen. In der Tracht galiläischer Landleute waren drei Männer einer nach dem andern in kurzen Zwischenräumen in das Thor von Sepphoris eingezogen. Einige ländliche Waaren auf dem Rücken, konnten sie keine besondere Aufmerksamkeit erwecken. Wer sie aber genauer betrachtet hätte, würde sie doch bald als Fremdlinge erkannt haben. Sie sahen sich so vielfach um, gingen so unsicher voran, kehrten, als ob sie sich geirrt, auf ihren Schritten bisweilen zurück, daß sie sich gewiß zum ersten Male in den Straßen dieser Stadt befanden. Endlich traten sie in einem dunkeln Nebengäßchen in ein kleines, verstecktes Haus ein, dessen Lage und Beschaffenheit ihnen sehr sorgfältig beschrieben sein mußten, denn Jeder von ihnen nickte nach einigem Beschauen, nachdem sie es erreicht hatten, mit dem Haupte und öffnete ohne Zögern die Pforte.

Es war am späten Abend, als dieselben Männer in das Haus Patrika's traten, auf dessen Schwelle Amnon sie erwartete, der sie alsbald in ein abgelegenes Gemach führte. Hier ging Patrika in großer Spannung auf und nieder, bis die Schritte der

Kommenden ihm ihre Ankunft verriethen. Sie traten ein, und er empfing sie mit neugierigem Blicke, aber auch mit einer kühlen und förmlichen Haltung. Nach einigen Begrüßungsworten zog der eine der Männer eine kleine Pergamentrolle hervor und übergab sie Patrika mit den Worten: „Ihr müßt vor Allem erfahren, wer wir sind, und eine Einsicht von unsern Beglaubigungsscheinen nehmen." Patrika las. Es war ein Schreiben der angesehensten Juden aus der Mitte der Perser. Unterzeichnet war es von dem Risch-Glutha, dem weltlichen Oberhaupte aller Juden im persischen Reiche, dann von den berühmten Oberhäuptern der Schulen zu Sura und Pumbeditha, sowie von einigen Oberofficieren jüdischen Glaubens im persischen Heere; ganz darunter befand sich auch die Namensunterschrift eines königlichen Vezirs. Das Schreiben enthielt die Versicherung, daß diese drei Männer von den Unterzeichneten, und zwar im Namen der ganzen persischen Judenheit an ihre Brüder in Galiläa abgeschickt worden, daß sie sich mit großer Selbstaufopferung den Gefahren und Mühen dieser Wanderung unterzogen, daß sie das unbedingteste Vertrauen erwecken mußten, und daß Alles, was sie sprechen und versprechen würden, in ihrem Namen gesagt und von ihnen völlig verbürgt werde. Als sich Patrika hiervon überzeugt hatte, wandte er sich mit den herzlichsten Worten an die Männer und lud sie in freundschaftlichster Weise ein, sich niederzulassen. Ja, die Männer hatten große Gefahren bestanden. Auf unwegsamen Pfaden hatten sie sich durch die armenischen Berge geschlagen, um mit Umgehung des römischen Heeres über den Euphrat zu gelangen, hatten sich dann mitten durch ein von römischen Streifparteien durchzogenes Land geschlichen, wochenlang unter keinem Dache einer menschlichen Wohnung geweilt, nur mit Mühe die nothwendigsten Lebensmittel sich verschaffend, der Ent-

behrung und den anstrengendsten Strapazen ununterbrochen ausgesetzt. Aber der Gott Israel's habe sie geschützt und gestärkt, so daß sie ihr örtliches Ziel glücklich erreicht; nun aber käme es darauf an, ob sie auch den Zweck ihrer Sendung, um dessentwillen sie so viele Schwierigkeiten ertragen hätten, erreichen würden. Patrika, voll Bewunderung für diese Männer, sicherte ihnen im Voraus ein offenes Herz für alle ihre Forderungen zu und wünschte nur, daß diese so beschaffen seien, daß ihrer Erfüllung nichts im Wege stehe.

Die Männer ergriffen nun nach einander das Wort und schilderten zunächst das Glück, welches sie unter dem Scepter der persischen Könige genossen. Da war ihnen völlige Freiheit der Religionsübung, völlige Freiheit nach dem väterlichen Gesetze und nach der ererbten Sitte zu leben. Sie standen unter ihrrn eigenen, von ihnen selbst gewählten Richtern und Beamten, die allein nach dem heiligen Gesetze und dessen Auslegung entschieden; ihre Lehrstühle blühten jetzt als die ersten der Welt; sie wohnten wo und trieben was sie wollten; sie baueten das Land, trieben Gewerbe und Handel, und ihre Zahl und ihr Besitz mehrten sich von Tag zu Tag; sie zahlten dem Könige die Kopfsteuer und reiheten ihre Jünglinge seinen Heeren ein, und weiter erführen sie nichts von ihm; alle ihre Interessen wären durch das „Haupt des Exils," den Risch-Glutha, aus davidischem Geschlecht, am Hofe des Königs vertreten und dieser sei mit fast königlichen Ehren, mit der Würde und Pracht eines Fürsten umgeben. Dafür seien sie aber auch dem persischen Könige von ganzem Herzen ergeben und widmeten ihm gern all ihr Gut und Blut. Auch für den jetzigen Heereszug hätten sie ihn freiwillig mit großen Subsidien unterstützt und fast ein Viertel des Heeres bestände aus Männern jüdischer Abkunft. Dagegen schilderten sie mit Nach-

druck die traurigen Zustände, in welchen sich die Juden unter der gegenwärtigen Herrschaft im römischen Reiche befanden. In geschickter Weise mischten sie in dieses düstere Gemälde das ein, was sie auf ihrer Wanderung selbst gesehen und erfahren und blieben bei dem jüngsten Ereigniß zu Tiberias stehen. Sie knüpften daran die Frage an Patrika und an alle, die zur Fürsorge für Volk und Glauben berufen seien, was sie sich als den Endzweck und den Ausgang von all diesem dächten? „Wie?“ rief der Eine aus, „sehet Ihr nicht, daß Vernichtung unserer Religion und Untergang aller treuen Söhne Israel's das alleinige Ziel Eurer jetzigen Herrscher ist, und daß Ihr von diesem nur noch durch einen kleinen Raum geschieden seid? Und glaubet Ihr, daß man noch lange zögern werde, diese wenigen Schritte bis dahin noch zu thun? Nein! Nein! Lasset diesen persischen Feldzug nur erst vorüber und abgewehrt sein, und Tod und Vertreibung harret Euer! Wagte man schon unter den Gefahren des Krieges, in der Erwartung eines feindlichen bis jetzt siegreichen Heeres, so schwere Schläge auf Euch zu führen und Euch in der Wurzel Eures Lebens zu verwunden — was sollte sie zurückhalten, wenn sie von dieser Furcht befreit und dieser Gefahr entgangen sein würden?“

Patrika schwieg auf diese Worte; denn sie beleuchteten ja nur mit hellen Lichtstrahlen, was schon so lange, wenn auch dunkel in seinem Geiste gelebt. Jetzt wurden alle seine trüben Ahnungen, alle seine düstern Gedanken an das Tageslicht gezogen und wie von der Mittagssonne beschienen. In solchem Momente sträubt sich aber das menschliche Herz noch einige Augenblicke vor der ganzen Erkenntniß der trostlosen Lage, und gern möchte es noch einige Einwendungen erheben und einige Ausgangswege andeuten — und dieser Kampf bringt nichts als Schweigen hervor.

Endlich ermannte er sich und entgegnete: „Und was für einen Antrag bringt Ihr uns?“

„Wir bringen Euch nichts, als die Frage: ob Ihr Eurem Verderben widerstandslos entgegengehen, oder die sichere Gelegenheit, die sich jetzt Euch bietet, und die vielleicht niemals wiederkehrt, mit fester Hand zu ergreifen geneigt seid? .... Wohlan, lasset uns zu offener Erklärung kommen!“

Und nun legten die Männer den Plan des persischen Königs dar, über den nördlichen Theil des Euphrat nach Syrien einzudringen und es zu erobern. Aber er habe die Absicht nicht, dieses Land nur vorübergehend zu besetzen, sondern es dauernd zu einer persischen Provinz zu machen. Von hier aus sollten dann die Römer über das Meer zurückgeworfen, und ganz Asien unter einem Herrscher wieder vereinigt werden. Die Zeit sei hierzu reif, denn die Römer wären nicht mehr eine widerstandsfähige Macht, sondern selbst nur von barbarischen Völkern abhängig, und die Spaltung zwischen Christenglauben und Heidenthum erleichtere ihren Fall vor dem Schwerte der Feinde. An dem Erfolge Sapor's sei nicht zweifeln. Sie selbst hätten noch die Eroberung zweier römischer Festungen, Reman und Busan, gesehen, und ein solcher Schrecken vor den Persern sei über die römischen Soldaten gekommen, daß die Besatzung beider Plätze theils entwichen sei, theils sich ohne Schwertschlag ergeben habe. Jetzt sei es nun der Beruf und die Pflicht der galiläischen Juden, sich zu erheben, mit bewaffneter Hand die geringen Besatzungen in ihren Städten niederzuschlagen und das Land von ihren grausamen Tyrannen zu befreien. Das Unternehmen wäre leicht, und zwischen ihnen und den Persern stände nur noch das schwache Heer des Ursicinus, das dann auch vom Rücken bedroht, nur geringen Widerstand leisten könnte. Und nun ergossen sich die

Abgesandten in eine warme Schilderung des Glückes, das ihres Volkes harre, wenn es so dem Sieger von Osten die Hand biete und den Weg ebene. Sie sahen im Könige Sapor einen neuen Cyrus, der vom Herrn berufen sei, seinem Volke die Freiheit wiederzugeben und zu gestatten, daß es die Trümmer von Zion noch einmal erbaue. Auch Cyrus sei ein Perser gewesen, und eines andern Glaubens, habe er dennoch das verbannte Juda nach dem heiligen Lande zurückgeführt. Ja, sie seien geradezu bevollmächtigt, ihnen von Seiten der persischen Machthaber im Voraus zuzusichern, daß die Söhne Israel's Judäa wieder bevölkern und ihre zertrümmerten Städte wieder erbauen sollten. Dann wären Babylonien und Judäa wieder vereinigt, und bildeten einen mächtigen Bund, der allen Widersachern wiederstehen werde. „Und dann," fragten sie, „was bleibt Euch für eine andere Wahl übrig? Wollet Ihr Euch von Joseph dem Abtrünnigen, vom Ursicinus und Gallus willig abschlachten lassen? Oder könntet Ihr glauben, daß Eure Pflicht Euch an Rom binde und Euch verbiete, Euren Todfeinden entgegenzutreten? Nein, schüttelt Eure Schwäche ab, werfet Eure Muthlosigkeit von Euch, Euch bleibet keine Wahl übrig, und diejenigen laden schwere Verantwortlichkeit auf sich, welche an der Spitze unseres Volkes stehen, und doch statt seiner Verzweiflung zu Hülfe zu kommen, feige die Hände in den Schooß sinken lassen!"

Jetzt war jedes Bedenken aus der Seele Patrika's gewichen. Er stand aufrecht, fest und ruhig, die geballte Rechte auf seinem Herzen, das Haupt erhoben, mit flammenden Augen und um den Mund die Züge der Entschlossenheit und der Kampfesfreude. „Ich danke Euch," hob er mit fester, klingender Stimme an, „ich danke Euch für Eure Hingebung und Treue, wie für die Nachrichten und den Rath, die Ihr uns bringt. Eure Worte sind

inhaltsschwer, aber sie enthalten die Wahrheit. Ich werde unter meine Brüder treten und ihnen Alles mittheilen. Leider werden die nächsten Tage schon genug bringen, was ihren Kampfesmuth und ihren Rachedurst unaufhaltsam entzünden und den letzten Tropfen in den Becher zum Ueberfließen werfen wird. Ich selbst werde Alles vorbereiten, was zum Gelingen des Ausbruches nothwendig ist, wenn er einmal unvermeidlich geworden. Ihr aber, wenn Ihr Euer heiliges Werk vollenden wollt, ziehet durch die Städte Galiläas und verkündiget auch dort, was Ihr uns hinterbracht habt. Meine Boten sollen Euch vorangehen. Aber ein Bedenken ist noch vorhanden. Der greise Patriarch weilt in meinem Hause. Ach, seine Tage sind gezählt.... Und er will nichts von Widerstand und Gewalt wissen. Sein Geist lebt mehr in der Vergangenheit, als in der Gegenwart. Er sieht in jedem Aufstande eine Gefahr für alle Juden im römischen Reiche; er sieht sie dadurch wie in früheren Zeiten allesammt verfolgt, verjagt, gefoltert und hingemordet. Wir müssen sein brechendes Auge schonen, daß dessen Blick nicht auf Aufruhr und Mord falle. Darum Geduld: was da kommen soll, kann doch nicht aufgehalten werden, und wir bedürfen noch einiger Zeit, um gerüstet zu sein. Was mich anbetrifft, ich bin bereit!“

Auch die Männer hatten sich erhoben und standen um Patrika, der in seiner männlichen Schönheit und in seiner gemessenen, fast gebieterischen Haltung ihre Bewunderung fesselte. Er streckte ihnen die Hände entgegen, und als sie diese gefaßt, sprach er aus innerster Erregung der Seele: „Ja, Brüder, geloben wir uns, alle unsere Kräfte, uns selbst dem Heile unseres Glaubens und Volkes hinzugeben. — Israel darf, kann und wird nicht untergehen — aber an uns ist es, für seinen Bestand zu leben und wenn es nöthig, zu sterben!“

Schon am andern Morgen begann Patrika eine unermüdliche Thätigkeit zu entwickeln. Er hielt Zusammenkünfte mit den Angesehensten der Stadt, versammelte in den einzelnen Quartieren alle rüstigen Männer, begeisterte sie durch sein Wort, ließ die vielfachen und immer wachsenden Klagen von Jedem aussprechen, verabredete die Zusammenscharung in kleine Abtheilungen und ließ diese ihre Führer wählen, bestimmte die Alarmzeichen, aber beschwor Alle, sich ruhig zu verhalten, was auch geschehen werde, bis die Stunde gemeinsamen Handelns gekommen. Es konnte dies Alles um so freier vor sich gehen, als die Bewachung der Stadt von Seiten der Römer aufgegeben war, und nur dann und wann einzelne kleine Scharen von Soldaten zu bestimmten Zwecken in die Stadt eindrangen und sie durchzogen. Dann schickte Patrika Abgesandte nach Tiberias, Saphed, Lydda und anderen Städten, um sie mit Sepphoris in Verbindung zu erhalten und sie zu gleichen Schritten zu veranlassen. Alles dies vollbrachte er mit einer gewissen Freudigkeit und Herzenserhebung, denn er sagte sich, daß er nicht blos für das Allgemeine kämpfe, sondern auch sein eigenes Glück sicher zu stellen, das von Gefahren bedroht und umringt war. Wenn er dann nach seinem Hause zurückkehrte, und hier Mirjam geschäftig walten sah, denn sie hatte schnell das Regiment daselbst in ihre Hände genommen — dann konnte er um so freier den Ergießungen seines Herzens bei der Geliebten und dem friedlichen Gespräche mit dem freilich immer schwächer werdenden Nassi sich hingeben. Die Schwüle war von seinem Geiste genommen, die Ungewißheit aus ihm gewichen, er sah den kommenden Gefahren kühn in's Auge — und ach! die Jugend hofft immer und Großes! .... Freilich verbarg er seine geheimen Pläne sorgfältig vor dem Greise, was leicht, und vor dem theuren Mädchen, was schwer war, denn das Auge der Liebe ist scharf-

sichtig. Aber so sehr er sich auch jeder Andeutung über die wirkliche Lage enthielt, so tauschte er doch mit Mirjam alle seine Gedanken und Gefühle aus und fand in dem Herzen des jungen Mädchens einen so lauten und vollen Wiederhall, einen so entschiedenen Ausdruck für alle Empfindungen der Glaubenstreue und das Patriotismus, daß er ihrer Zustimmung und ihres Beistandes im Voraus sicher war, wenn sich erst die Wirklichkeit vor ihr aufdecken würde. Es waren glückliche Stunden, an denen sein Geist sich immer mehr erhob, immer höheren Aufschwung nahm, Stunden, deren Zahl gering, deren Inhalt und Bedeutung für ihn unendlich reich war. Patrika sah ein, daß das dringendste Bedürfniß in der Anschaffung von Waffen lag. Er und seine Freunde schossen eine bedeutende Summe zusammen, und er beschloß, selbst nach Akko zu gehen, einem Platze, wo sich große Waffenhändler befanden, Glaubensgenossen, auf deren Schweigen und regste Mitwirkung er rechnen durfte, um den Ankauf und die schleunigste Herbeischaffung einzuleiten. Am Abend theilte er Mirjam und ihrem Vater mit, daß ihn ein unabweisliches Geschäft zwei Tage von Hause entfernt halten werde. Als er dies ausgesprochen, winkte ihm Hillel zu seinem Lehnsessel heranzukommen und sprach: „Mein Sohn, bleibe ja nicht länger aus. Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Ich folge dem Rufe des Herrn willig; aber zuvor möchte ich den Bund meiner Kinder mit dem Siegel der Religion versehen, und so bestimme ich, wenn es Dir recht ist, den dritten Tag von heute, Euch, meine Kinder, als Ehegatten den väterlichen Segen zu ertheilen."

Auch Mirjam war näher getreten und hatte den Worten ihres Vaters gelauscht. Da beugten sich die Beiden auf die Hände des Vaters herab, die bleichen, schwachen, zitternden Hände, und Patrika flüsterte: „Dein Wille geschehe, theurer Vater!"

12.

Mit freudigem Herzen hatte Patrika die Reise begonnen und in Akko den freundlichsten Empfang und die schnellste Förderung seines Werkes gefunden. Die Waffen sollten in kleinen Partien, aber in schneller Aufeinanderfolge unter Waaren und ländlichen Vorräthen versteckt nach Sepphoris gebracht und dort an verschiedenen Orten niedergelegt werden, um jede Möglichkeit, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, zu vermeiden. Aber schon am folgenden Tage änderte sich die Stimmung Patrika's in eigenthümlicher Weise. Schon die aufgehäuften Waffen betrachtete er mit einem wehmuthsvollen Blicke, indem der Gedanke sich ihm aufdrängte, wie bald sie sich mit Blut röthen würden, mit dem Blute vielleicht seiner besten Freunde, mit dem Blute von Familienvätern, deren Wittwen und Waisen den Urhebern des Kampfes fluchen würden, von Söhnen, deren Eltern an der frühzeitigen Gruft verzweifeln müßten.... Und dann überkam ihn plötzlich eine unsägliche Angst; es war ihm, als ob jeden Augenblick ein Bote erscheinen müßte, der ihm von einem Unglücksfalle der Seinen zu berichten käme; er lauschte unwillkürlich, als ob ein Hülferuf seiner Mirjam in sein Ohr dränge. Ob er auch diese ihm ganz neuen Empfindungen niederzukämpfen suchte, und sich damit beruhigen wollte, daß er sie ja unter dem zuverlässigen Schutze Amnon's zurückgelassen — diese Angst ließ ihm keine Ruhe. Er machte den Rest seines Geschäftes eiligst ab, bestieg sein Pferd, und beschleunigte seine Heimkehr so sehr er konnte.

Es war ein schwüler Tag; eine versengende Hitze hatte sich auf die Fluren gelagert, und die Strahlen der Sonne prallten glühend von den Berg- und Felswänden ab; die Pflanzen senkten ihre Häupter zur lechzenden Erde herab, und kein Blatt rührte sich an den Bäumen; kein Vogel durchschnitt die Luft, und die ganze Natur war in ein tiefes Schweigen versunken. Jetzt stiegen im Osten schwarze Wolken herauf, die in ihrem Schooße schweres Unwetter zu bergen schienen. Aber Patrika eilte unaufhaltsam vorwärts auf der ausgestorbenen Landstraße; immer schneller trieb er sein treues Roß an, das von der Hitze des Tages und von der Schnelligkeit des Laufes keuchte und triefte. Schon senkte die Sonne sich zum Abend nieder, und berührte fast die Häupter der westlichen Höhen, als er Sepphoris ansichtig wurde. Da war hinter demselben das schwarze Gewölk aufgethürmt und warf bereits seinen verdunkelnden Schatten über Stadt und Castell, daß deren Umrisse kaum kenntlich waren. Und wie er nun durch wellenartige Gründe ritt, bald auf einer Erhebung, bald in einer Niederung sich befand, kam und schwand ihm wechselnd die Ansicht des hochgelegenen und darum weithin sichtbaren Sepphoris. Und während nun die Sonne hinter den Bergen niederging und ihre letzten Strahlen über die Landschaft warf, fuhren Blitze aus dem Gewölk über die Stadt hin und beleuchteten mit grellem Lichte ihre Mauern, Dächer und Thürme und das fest geschlossene Castell auf der Höhe.... Unwillkührlich erbebte das Herz des sonst so festen Mannes, Schauern der Angst überrieselte ihn und Worte des Gebetes drängten sich über seine Lippen. Ein Sturmwind erhob sich ihm und seinem Rosse entgegen; der Donner rollte immer lauter und lauter herauf, der Staub wirbelte um ihn her, und es wurde dunkler und dunkler. Endlich erreichte er das Thor und galoppirte durch die menschenleeren Straßen nach

seinem Hause. Er sprengt in den Hof und sitzt ab; Alles ist still und verödet. Er läßt das Thier den Stall aufsuchen und eilt in das Haus hinein. Noch immer regt sich nichts, kommt ihm Niemand entgegen. Immer stärker erfaßt ihn die Angst, er schreitet schnell nach dem Gemache des Nassi und öffnet die Thüre, da .... bleibt er wie erstarrt stehen — auf dem Estrich des Zimmers, auf einem Strohlager mit weißer Leinwand bedeckt, liegt der Patriarch, eine Leiche, eine schwarze Decke darüber gebreitet, daß nur das ehrwürdige Antlitz mit den auf immer geschlossenen Augen sichtbar war. Dunkle Gestalten sitzen als Wächter zur Seite. Wie diese ihn erblicken und erkennen, springt einer von ihnen, ein alter Diener des Hauses, auf und eilt auf ihn zu. Aus den zitternden Lippen Patrika's ringen sich nur die Worte: „Also todt, todt ....“ und mit Hast fügte er hinzu: „Wo ist Mirjam?“ .... Der Diener, selbst zitternd, ergreift Patrika's Hand und spricht leise, kaum den Strom der Thränen zurückhaltend: „Komm, Herr, in ein anderes Gemach, daß wir die Ruhe des Todten nicht stören ....“ Er führt seinen Herrn in ein anderes Zimmer, und dieser läßt sich still von ihm dahin führen. Dort aber schüttelt Patrika die Hand des Dieners von sich und ruft mit schneidender Stimme: „Sprich, wo ist Mirjam? ....“ Der Diener antwortet zögernd: „Ich weiß es nicht, wir wissen es Alle nicht; gestern Abend wurde sie mit Gewalt aus dem Hause fortgeführt .....“ Ein tödtliches Entsetzen war über Patrika gekommen, starr und steif stand er da, und die Augen stierten aus dem bleichen Antlitz, dessen Züge wie weißgrauer Marmor festgebannt standen. Jetzt begann seine Brust zu keuchen, seine geballten Fäuste erhoben sich in die Luft, und mühsam stammelte er: „Wer hat dies gethan? ....“ „Eine Schar römischer Soldaten, an ihrer Spitze Joseph der Abtrünnige ....“

Ein Schrei, furchtbarer als der eines Raubthieres, fuhr durch die Luft, und Patrika brach zusammen...

Lange Zeit währte es, bis Patrika seines Bewußtseins und seines Willens wieder mächtig wurde. Die Diener des Hauses hatten sich um das Lager, auf welchem er saß, gesammelt, Freunde waren herbeigeeilt, ein Arzt bemühte sich um ihn. Da fuhr ein schwerer Seufzer aus seiner Brust hervor, seine Lider hoben sich, und aus den geöffneten Augen blitzte wieder das Licht des Verständnisses. Er winkte die Menge von sich, und daß sie das Zimmer verlassen sollten, und nur einen älteren Freund bat er mit einigen Worten bei ihm zu bleiben. „Wo ist Amnon?“ war seine erste Frage. Die Antwort lautete: „Er ist verschwunden, seitdem das Schreckliche geschah. Niemand hat in der Verwirrung ihn das Haus verlassen sehen; er ist nicht wieder zurückgekehrt.“ —

„So theile Du mir Alles mit, Alles was geschehen. Ich bin gefaßt, bin stark, und nur die Gewißheit, daß ich Alles weiß, kein Umstand mir verborgen worden, kann mir die Ruhe wiedergeben.“

„Du sollst Alles wissen, denn Du mußt es,“ erwiederte der Freund und begann seinen Bericht.

Spät am vorhergehenden Abend war plötzlich und so geräuschlos wie möglich eine große Schar römischer Soldaten vor dem Hause Patrika's erschienen, und hatte es von allen Seiten umgeben. Niemand in demselben hatte eine Ahnung hiervon. Sechs von ihnen mit gezückten Schwertern, Joseph an der Spitze, näherten sich der Pforte, klopften an, und als man arglos geöffnet, drangen dieselben ein, bemächtigten sich aller Entgegenkommenden und warfen sie in ein Zimmer, in welchem zwei Soldaten sie bewachten. Die andern traten in das Gemach des Nassi, bei welchem auch Mirjam war. Als in dem Scheine

der Kerzen Hillel den Abtrünnigen erkannte, fuhr er auf seinem Sessel auf und schrie voll Entsetzens und Abscheu: „Verräther, Verräther, was willst Du vor meinem Angesichte? Wie kommst Du hierher?“ ... Mit höhnischem Grinsen trat der Bösewicht vor den schwachen Greis und rief ihm zu: „Ich komme als Jünger des wahren Messias zu Dir, den Du bis heute verleugnet hast. Ich saß einst zu Deinen Füßen, jetzt will ich Dein Lehrer sein, damit Dir in Deiner Sterbestunde noch die Gnade werde, und Deine Seele nicht in die Hölle fahre. Siehst Du, Du hast mich vor den Menschen verläugnet und beschämt, ich aber komme zu Deinem Heile und will auf Deine erlöschende Lampe das Oel des neuen Lichtes gießen ...“

„Hinweg von mir, Du Ausgeburt eines Wüstengespenstes!“ rief der Greis mit einer Stimme aus, welche die Kraft seiner Mannesjahre wieder erlangt hatte. „Lästre Gott nicht vor meinem Angesicht! Entweihe nicht die Luft, die ich athme, laß nicht den giftigen Strahl Deines Gesichtes in mein brechendes Auge fallen. Nein, ich fluche Dir nicht, denn Du bist schon verdammt genug! ....“

Die Hoheit des Greises, seine mächtige Stimme und die Kraft seiner Worte machten den Abtrünnigen erbeben. Er hatte zu triumphiren geglaubt, und fühlte vor diesem Geiste und diesem Antlitze sich in den Staub gedrückt. Aber seinem Erbeben folgte rasch die Fluth des Hasses; er knirschte mit den Zähnen und rief mit kreischender Stimme: „Nun gut, um Deinetwillen bin ich eigentlich auch nicht gekommen, sondern um dieser willen, diese will ich haben, diese ist mein, und sie will ich aus den Klauen des Verderbens retten.“ — Dann wandte er sich zu Mirjam, die bleich die Hände ringend da stand. Er ergriff ihre Hände und zog das widerstrebende und hülferufende Mädchen mit sich fort.

Da sprang der alte Mann, der seit Jahren von seinem Sessel sich nicht erhoben hatte, auf und stürzte auf die Ringenden los und schrie: „Vater im Himmel, mein Kind, mein Kind!“ ... Aber der Bösewicht stieß den schwachen Greis mit dem Arme zurück, daß er taumelte und zu Boden fiel. Dann winkte er den Soldaten, sie ergriffen das Mädchen und trugen sie hinaus; Joseph folgte. Dann entfernten sich auch die beiden, welche die Diener des Hauses in dem Seitenzimmer gefangen gehalten, die draußen Stehenden umgaben Joseph, das Mädchen und die sie trugen; so zog die Schaar ab.

„Was sollten die wehklagenden Diener thun?“ fuhr der Freund fort. „Als sie in das Gemach des Nassi traten, fanden sie ihn auf dem Boden liegend todt. Der Herr hat seine Seele gnädig zu sich berufen, des herbsten Schmerzes befreit zu sein. Die Diener liefen in die Stadt zu den Freunden, und noch in der Nacht breitete sich wie ein Lauffeuer das Gerücht unter den Bewohnern aus: Joseph der Abtrünnige habe mit Hülfe römischer Soldaten den Patriarchen erschlagen und dessen Tochter geraubt. Alles kam in Bewegung, alle Häuser öffneten sich, in allen Fenstern war Licht, Alles strömte hierher, Alles fragte und rief nach Dir, denn die Wenigen, welche in das Geheimniß Deiner Reise eingeweiht waren, wußten, daß sie es nicht verrathen durften. Daß Du abwesend seiest, ward bald bekannt. Niemand wußte sich Rathes, und wir hatten genug zu thun, um das Volk zurückzuhalten, nicht gegen das Castell anzustürmen. Dies ist Alles, theurer Patrika, freilich unendlich viel des Kummers, aber so wenig des Trostes für Dich, armer, unglücklicher Freund! Doch ich weiß, Du wirst Dein großes Herz, Deinen starken Geist auch hier bewähren; Du bist berufen, ein Kämpfer Gottes

zu sein, und so wirst Du zuerst den Kampf mit Dir selber auszufechten wissen!“

Bei diesen Worten brach sich endlich ein Thränenstrom aus den Augen Patrika's Bahn und sprengte die ehernen Bande, die sich um seine Brust gelegt. Er sprach kein Wort, hatte das Haupt gesenkt und drückte nur die Hand des Freundes, als dieser die seine ergriffen. Endlich fragte er noch einmal: „Und wo ist Amnon?“

„Es ist für uns Alle ein Räthsel,“ lautete die Antwort, „ob er bei dem Ueberfall im Hause gewesen oder nicht, auch das wissen wir nicht einmal, und kein Auge hat ihn seitdem wieder gesehen. Ich halte dies für ein gutes Zeichen; der treue Mensch muß irgend ein Unternehmen verfolgen, von dem er einen glücklichen Ausgang erhofft, sonst wäre er jedenfalls zurückgekehrt.“

Patrika schüttelte mit dem Haupte und murmelte leise: „Wenn er nicht auch schon umgekommen . . . Vater, Braut, Freund . . . in einem Augenblick!“ . . . Er versank in tiefes Nachdenken. Nach einer Weile sprang Patrika von seinem Sitze auf und schritt im Gemache auf und nieder. Eine neue Kraft schien über ihn gekommen, und Haltung und Bewegung waren stark und elastisch. „Freund!“ rief er entschlossen aus, „es muß gehandelt werden. Und was wir zu thun haben, liegt klar vor unsern Blicken. In dieser Stunde kann noch Nichts geschehen. Was hülfe es, wenn wir ohne genügende Waffen das Volk gegen die Mauern und Wälle dieses festen Castells zum Sturme führten? Wir würden abgeschlagen, und unser Kampf wäre auf seinem ersten Schritte verunglückt. Zuvor müssen die Waffen herein, die Masse vollständig gegliedert, und vor Allem der erste Schlag ein unvermutheter sein. Es bedarf hierzu noch einiger Tage. Für jetzt ist nur Zweifaches zu thun. Gott gebe, daß

meine theure Mirjam noch nicht aus dem Castell entfernt worden sei! Wir müssen sofort alle Ausgänge desselben durch kluge, treue Männer Tag und Nacht bewachen lassen, die uns von jeder Bewegung droben Kunde geben, und eine bewaffnete Schaar bereit halten, sobald etwa ein Trupp das unglückliche Mädchen aus dem Castell schaffen will, mit bewaffneter Hand sie zu befreien. Dann aber müssen wir mit aller Anstrengung das Volk in Ruhe halten. Die Römer müssen sich wieder sicher glauben, sie müssen uns für die feigen Sclaven halten, denen sie, wie bisher, ungestraft auf Kopf und Herz treten können. Auch sie werden sich einige Tage ruhig verhalten, dann aber mit neuen Plänen hervortreten — dafür bürgt uns der verruchte Bösewicht in ihrer Mitte — und dann, Freund, dann wird auch unsere Zeit gekommen sein!"

Bei diesen Worten trat Patrika zu seinem Freunde und legte schwer seine Hand auf dessen Schulter. Aus seinem Angesicht blitzte das Feuer des Zornes, der Kampfeslust, des Racheburstes so gewaltig, daß der Freund zusammenschrack und der Gedanke durch seine Seele fuhr: so sieht der Löwe aus, wenn er zum Sprunge ansetzt; wird er so blicken in der Stunde des Kampfes, wer kann ihm widerstehen? ... Aber nach wenigen Augenblicken sprach Patrika mit weicher Stimme:

„Ach, Freund, wie blutet mir das Herz! Wie möchte ich hinausstürmen in das Dunkel der Nacht mit Schwert und Fackel in den Händen, das Schwert in das Herz des Feindes zu senken und mit der Fackel sein Haus anzuzünden, und gälte es den letzten Augenblick meines Lebens. Aber es darf nicht sein; ich muß mich bezähmen, und die Stunde wird ja doch nicht ausbleiben!"

Noch in der ersten Stunde der Nacht traf Patrika die noth-

wendigsten Maßregeln. Eine Kette von wachsamen Posten wurde an Stellen, wo man ihrer nicht gewahr werden konnte, um das Castell geschlossen, und eine Schaar wohlbewaffneter Jünglinge im Hause Patrika's selbst versammelt, um auf jede Kunde losbrechen zu können. Um das Volk nicht noch mehr aufzuregen und es vor tumultuarischen Auftritten, die gar nicht zu vermeiden gewesen wären und den schlimmsten Ausgang nehmen konnten, zu bewahren, beschloß man, die Leiche des Patriarchen in der ersten Frühstunde des Morgens zur Erde zu bestatten, und die übliche Trauerfeier zu einer Zeit eintreten zu lassen, wo ihre Wirkung auf das Volk um so erschütternder sein müßte.

Patrika suchte seinen Gram, seine Sorge, seine Angst in einer rastlosen Thätigkeit zu ersticken, einer Thätigkeit, die Wunder vollbrachte, denn sie schuf in kürzester Zeit aus einer wirren Volksmasse eine wohlgegliederte und gutbewaffnete Kämpferschaar und dies im Schatten der Verborgenheit. Er vermochte dies aber, weil jedes Herz ihm entgegenschlug, jeder Arm sich ihm willig bot, und die erwachte Leidenschaft des Volkes aus Allen bereite Werkzeuge seines Willens machte. Freilich, als er dann erschöpft nach Hause zurückkehrte, und zu einer Stunde der Ruhe auf sein Lager sich warf, zog die rechte Unruhe in seine Seele ein, eine fürchterliche Angst um das Schicksal der Geliebten wühlte in seinem Herzen und zerriß es durch die schrecklichsten Gedanken und Bilder. Er sprang auf, ergriff seine Waffen, wollte hinausstürzen, den Mörder seines Glückes zu strafen und das unglückliche Mädchen zu befreien ... Aber an der Thüre des Gemaches blieb er stehen, seine Arme fielen herab, die Waffen klirrend zu Boden, Muthlosigkeit, Verzweiflung senkte sich bleiern in sein Herz, sein Auge stierte in die Luft ... So stand er lange, lange Zeit, und konnte seiner Seele nicht mächtig werden.

13.

Als Amnon nach Sepphoris zurückgekehrt war, hatte er, nachdem er die Aufträge Patrika's für die Vorbereitungen zum Empfange des Patriarchen in seinem Hause ausgerichtet, nichts Eiligeres zu thun, als das noch frische Grab seiner Mutter zu besuchen und es mit den Zähren eines treuen Sohnes, dem die Mutter fast Alles gewesen, zu befeuchten. Von da ging er nach der zweiten Trümmerstätte seines Glückes, nach den Ruinen seines väterlichen Hauses. Hier stand er lange und betrachtete mit düstern Blicken die vollständige Zerstörung, die an den Mauern vollbracht worden, welche die Fröhlichkeit seiner Kindheit und die Arbeitslust seiner Jugend umschlossen hatten. Er kletterte über die Steinhaufen und Balkensplitter, jeden einzelnen Raum zu durchforscheu und zu sehen, ob er nicht irgend Etwas noch fände, was ihm theuer wäre, und zu erwägen, was sich hier wohl noch schaffen fieße. Ach, er fand nichts, als werthlose Reste. Dann stieg er auch in die Keller hinab, die geräumig und wohl ausgemauert gewesen, weil er darin seine Vorräthe an Häuten und Leder bewahrte. Auch sie waren leer und zum Theil eingestürzt. Er hatte sich eine Fackel angezündet, weil die ehemaligen Oeffnungen nach außen verschüttet waren. Und als er nun in die Winkel hinein leuchtete, bemerkte er, daß durch das Zusammenbrechen einer Mauer hinter derselben eine ziemlich weite Oeffnung in der Erde blos gelegt worden. Es fiel ihm dies auf, da er nie davon gewußt, und bei dem Bau des Hauses durch die Mauer jene Oeff-

nung abgeschnitten worden. Seine Neugierde war rege geworden, und der gute Amnon war auch nicht von dem kindlichen Glauben frei, daß die Vorsehung ihm für so vielen Verlust doch auch irgend einen Ersatz schuldig sei. Derlei Hoffnungen wachten unbewußt in ihm auf und spornten ihn an, die Oeffnung zu untersuchen. Er stieg hinein und kam nach einigen Schritten auf abschüssigem Boden in einen Gang, der leicht und roh in die Erde gegraben, nach geringer Entfernung sich als einen Seitengang erwies, welcher in einen Hauptgang mündete, der sorgfältiger gewölbt war, bald tiefer, bald in die Höhe lief und hier und da durch Stützen und Säulen befestigt war. Dann wieder erkannte er, daß der Gang geradezu durch eine Steinschicht gesprengt worden, bis er in Stufen hinabsteigend wieder zu einer Lage lockerer Erde geführt war. So wohl erhalten im Ganzen der Gang war, so hatte doch im Laufe der Zeit mancher Stein nachgegeben, war heruntergefallen und hatte große Erdhaufen in seinem Sturze mitgenommen. Besonders war dies der Fall da, wo geräumige Seitenhöhlen angebracht waren, was einige Male geschehen, Höhlen, wo eine ziemliche Anzahl Menschen Raum finden konnte. Gerölle und Erde hatten sich gehäuft, und Amnon sah sich zuletzt genöthigt, seine Forschungen vorerst aufzugeben. Er überlegte genau, nach welcher Richtung dieser Gang wohl laufe; und als er an das Tageslicht zurückgekehrt war, und er sich genau das Bild der ganzen Lage vor die Seele führte, war es ihm klar, daß jener Hauptgang geradezu die Richtung unter der Stadt nach dem Castelle verfolge, zu welchem er, nach den ersten Beispielen der aufsteigenden Treppen zu urtheilen, sich erheben müßte. Es konnte dies Amnon durchaus nicht auffällig sein; denn es war ihm und Jedem im Lande bekannt, daß es Sitte der alten Israeliten gewesen, sobald sie Burgen und Vesten auf Höhen angelegt hatten,

diese mit unterirdischen Gängen und Höhlen zu versehen, die theils als Wasserleitungen dienten, um zur Zeit von Belagerungen in solchen Reservoiren Wasser zu haben und die anderntheils bis in die Ebenen führten, um sich im Falle des Unterliegens retten zu können. War doch in solcher Weise selbst der heilige Tempelberg nach allen Seiten hin durch Gräben zerschnitten und unterhöhlt, daß es erst den spätesten Zeiten würde gelingen können, alle diese Gänge und Höhlen in ihrem Zusammenhange und nach ihrem Plane wiederzuentdecken, zu öffnen und wo möglich gangbar zu machen. Auch bei der Gründung von Sepphoris mußten ähnliche Gedanken vorgelegen haben und ausgeführt worden sein. Aber bei dem mehrfachen Mißgeschicke, das die Stadt betroffen, war es längst in Vergessenheit gerathen und bei der Erweiterung der Straßen, bei der Vermehrung der Häuserbauten unbeachtet geblieben. Jetzt aber konnte es Amnon nicht entgehen, wie wichtig in solcher Zeit ein solcher Gang, und gerade weil ihn Niemand mehr kannte, werden konnte, und er nahm sich daher vor, Patrika damit bekannt zu machen. Hierzu jedoch fand er bei der großen Bewegung in den letzten Tagen keine Gelegenheit.

An dem Abend, wo jener unglückliche Ueberfall geschah, war Amnon allerdings im Hause Patrika's gegenwärtig; aber er befand sich gerade in einem Seitengebäude und wurde erst durch ein starkes Geräusch aufmerksam gemacht, daß etwas vorgehen müsse. Er stürzte nach dem Vorderhause, aber erst in dem Augenblicke, wo Mirjam in der Mitte der Soldaten fortgeschleppt wurde. Er wollte sich in den Haufen werfen und sein Leben daran setzen, die Braut seines Freundes zu retten. Aber er sah schnell ein, daß dies ganz nutzlos sein würde. Was sollte er, der Unbewaffnete, Einzelne, gegen eine Schaar von dreißig Kriegern vermögen können, von denen ein Schwertstoß hingereicht hätte,

ihn wehrlos zu Boden zu strecken?! Schnell bewaffnete er sich daher und eilte in der Dunkelheit der Nacht dem Haufen nach, um vor Allem Gewißheit zu erlangen, wohin man das Mädchen brächte. Er folgte dem Waffengeklirr und gelangte bis zum Thore des Castells, durch welches so eben die Letzten des Haufens geschritten, und das dröhnend sich hinter ihnen schloß. Was nun beginnen? Ha, er schwor sich, nicht zu ruhen und nicht zu rasten, bis er über das Schicksal Mirjam's Gewißheit erlangen und in ihre Nähe dringen könne. Da fiel ihm wie ein zündender Funke der Gang unter den Trümmern seines Hauses in die Erinnerung, und es war ihm, als ob die gütige Vorsehung ihm einen lichten Stern in der düstern Nacht angezündet, um ihm den Pfad zu zeigen, den er zu beschreiten. Er eilte fort, holte sich Spaten, Hacke und Brechstange, Fackel und einige Nahrungsmittel, und versenkte sich alsbald in den Schooß der Erde, um Nacht und Tag daran zu arbeiten, den Gang frei zu machen bis an seinen Endpunkt. Er vertraute dabei auf die Kraft seines Armes, auf die Entschlossenheit seines Willens und vor Allem auf den Beistand Gottes.

Er mochte sich aber das Werk leichter gedacht haben, als es in Wirklichkeit war. Hatte er irgend ein Hinderniß hinweggeschafft, so zeigte sich wenige Schritte dahinter ein noch größeres, noch schwieriger aus dem Wege zu räumendes, das stundenlanger Arbeit bedurfte, um endlich einen Durchgang frei zu geben, und das nicht minder die größte Vorsicht erforderte, damit nicht noch mehr nachstürze, als er schon beseitigt, und vielleicht der Einsturz des ganzen Gemäuers den Gang auf immer versperre. Amnon setzte seine Arbeit unermüdlich fort und gestattete sich kaum dann und wann eine Viertelstunde des Ausruhens; dann trieb ihn die Angst, er könne den rechten Moment versäumen, wieder auf. Und

wenn es ihm dann gelungen war, wieder einen weitern Raum frei zu haben und seinem Ziele näher zu kommen, daß seine Seele darüber in Jubel ausbrechen wollte, so beschlich ihn bald die Befürchtung, daß ihm zuletzt doch noch der Weg gänzlich versperrt werden könne, oder ob überhaupt der Gang nach einer Stelle führe, von wo aus er sich mit Mirjam in Verbindung setzen und ihr nützlich sein könne, so daß alle seine Anstrengungen vergeblich sein und er eine kostbare Zeit nur verloren haben würde. Aber alle diese Erwägungen schüttelte er immer wieder von sich ab. Ein Trieb, ein Drang, eine Stimme aus seinem Innern heraus wiesen ihn immer wieder an, fortzuarbeiten und sagten ihm, daß er auf dem einzig rechten Wege sei. So arbeitete er Nacht und Tag hindurch, er wußte es selbst nicht wie lange, und nur an dem dunkleren oder helleren Flackern seiner Fackel glaubte er Tag und Nacht unterscheiden zu können.*)

Endlich gelangte Amnon zum Fuße einer steil ansteigenden steinernen Treppe, deren Stufen wohl erhalten waren, und die bald in eine Wendeltreppe verengte. Ein Freudenruf wollte seinen Lippen entfahren — aber er überwand sich schnell, denn er wußte, daß er jetzt in die Nähe des Feindes gekommen und die äußerste Vorsicht nöthig wäre, um sich nicht zu verrathen und sein ganzes Werk zu vereiteln. Ja, der starke Mann hielt inne, knieete nieder auf eine der steinernen Stufen und betete zu Gott aus der Tiefe seines Herzens, daß er die schwere Arbeit, die er hinter sich habe, mit endlichem Erfolge segne und ein guter Engel ihn dahin geführt habe, wohin er wollte. Und er war schon erhört.... Mit leisem Schritte stieg er die Wendeltreppe hinan und gewahrte

*) Nach einem Bericht Ber. rab. c. 31., wo vom unterirdischen Gange die Rede.

bald, daß sie zu einem Thurme heraufführe, der kein anderer als einer der Eckthürme des Castells sein konnte. Jetzt aber hatte er das Ziel seiner Wanderung erreicht. Quer durch den Thurm war eine Lage schwerer Balken gezogen, welche denselben gänzlich von dem unterirdischen Gange abschied, wodurch der letztere auch den Bewohnern des Castells unbekannt geblieben sein mußte. So viel er auch forschte, nirgends war eine Unterbrechung, nirgends eine Oeffnung. Die Balken, welche den Raum des Thurmes durchzogen und in das Mauerwerk eingelassen waren, standen nur so weit von einander ab, daß er höchstens den Kopf zwischen je zwei derselben stecken konnte, und auf ihnen lag ein Estrich von Brettern, die freilich in der Länge der Zeit sich geworfen und Ritzen und Spalten genug gelassen hatten. Er sah ein, daß um in die höheren Räumlichkeiten zu gelangen, mindestens zwei der Balken durchschnitten werden müßten, eine Arbeit, die ihm allein kaum gelingen konnte und wozu man besonderer Werkzeuge bedurfte. Noch überlegte er dies Alles und erwog die Frage, was er jetzt zu thun habe, als plötzlich Stimmen an sein Ohr schlugen, die von dem Gemache über ihm herkommen mußten. Schnell verbarg er seine Fackel, damit nicht etwa Strahlen derselben durch die Ritzen des Estrichs dringend, ihn verrathen könnten, und zwängte seinen Kopf zwischen zwei Balken in die Höhe, daß sein Ohr an eine der Spalten des Bodens sich ziemlich nahe legte. Stimmen wurden lauter und .... o Gott! ... er vernahm die Stimme Mirjam's, er hörte ihre Worte, hörte die Worte eines Mannes, der kein Anderer sein konnte, als der Räuber, als Joseph der Abtrünnige ....

Als dieser mit dem Trupp römischer Soldaten und der geraubten Mirjam in dem Castell angekommen war, ließ er die letztere nach einem hierzu bereit gehaltenen, mäßig ausgestatteten

Gemache in einem der Eckthürme bringen. Hier wurde sie der Obhut eines alten rohen Weibes überlassen. Joseph wußte, daß er in der Behandlung des Mädchens gewisse Schranken einhalten müsse. Er hatte den Soldaten vorgespiegelt, daß sie Neigung habe, Christin zu werden, nur daß sie sich nicht von ihrem greisen Vater trennen könne und wolle. Man müsse ihr also zu Hülfe kommen, indem man sie selbst mit Gewalt von ihrem Vater entferne, wodurch dann die Kirche einen großen Triumph erlange, da der Uebertritt der Tochter des Patriarchen ein Sieg über alle Juden sein würde. Dieser Rolle gemäß durfte er Mirjam zu keinem Schritte der Verzweiflung drängen und gedachte daher vielmehr, sie durch die Gefangenschaft mürbe und nachgiebig zu machen. Mirjam fand in dieser Nacht keine Ruhe, und sie saß still vor sich hin brütend auf einem Sessel, als am andern Morgen Joseph eintrat. Wie sie ihn erblickte, sprang sie auf und wandte ihm den Rücken zu. Er aber hob mit gleißnerisch sanfter Stimme an:

„O, theure Mirjam, wende Dich zu mir! Willst Du denn ewig der Liebe, die mich so ganz beherrscht, kein Gehör schenken? Siehe, Alles was ich that und thue, ist nur ein Ausfluß dieser Liebe, deren ich mich zu meinem Unglücke nicht entledigen kann. Sie ist mein böser Geist, sie peinigt und quält mich, sie läßt mich nicht ruhen und rasten, bis ich zum Ziele, zum Besitze Deines Herzens gekommen. Was schuldigst Du mich an? Ich leide am meisten darunter. Diese Leidenschaft ist es, die uns bis hierher gebracht, und da Du siehst, daß sie unüberwindlich ist, so ergieb Dich ihr endlich, und Alles wird zum Glücke sich wenden ....“

Mirjam antwortete nicht; sie verharrte in ihrer Stellung und ihrem Stillschweigen. „Mirjam,“ fuhr er fort, „Du hast

die Gewalt nun kennen gelernt, die ich besitze, die Macht, die in meiner Hand liegt, aber noch heute wiederhole ich mein Anerbieten: reiche mir die Hand, folge mir, und ich führe Dich in ein anderes Land, zurück in den Schooß der Glaubensgenossen, und wir wollen ein Leben voll Glückes, in Glanz und Fülle leben."

Da wandte sich Mirjam um, ihr Antlitz glühte vor Scham, ihr Auge funkelte vor Zorn. „Es steht einem Geier mit blutigen Klauen schlecht an, wie eine Taube zu girren, und ob er es auch versucht, alle Vögel der Luft fliehen vor ihm. Du Gottesleugner, zwiefacher Verräther an Deinem Volke, das Du mißhandelt, und dessen Feinden Du die Stellen zeigest, an welche sie ihre Schlachtmesser legen sollen, Undankbarer, der Du für den Kelch der Wohlthat den Becher des Giftes zurückgegeben hast, der Du die Tochter von dem Herzen des sterbenden Vaters gerissen, ach, und an dessen Händen . . . ." sie schlug die Hände vor ihr Angesicht und sprach mit jammervollem Tone — „vielleicht das Blut meines Vaters klebt — — hebe Dich hinweg von mir! Sieh', eher stürze ich mich durch dieses Fenster auf die Steine des Hofes, oder zerschelle mein Haupt an dieser Mauer, oder entziehe die Nahrung meinem Leibe, als Dir anzugehören! Dies ist mein letztes Wort; nun gehe und verschaffe mir den Trost der Einsamkeit!"

Joseph schwieg eine Zeit lang. Er biß die Zähne auf die Lippen und murmelte: „Gut, ich gehe, Du wirst Dich anders besinnen."

Mirjam sah in den nächsten vier und zwanzig Stunden weder sein noch des Weibes Angesicht. Sie blieb völlig allein und selbst ohne Speise und Trank. Von der Höhe des Thurmes hörte sie nur die Schritte vorübergehender Soldaten und das Gemurmel von

Sprechenden und Rufenden. Hunger und Durst stellten sich bei ihr quälend ein. Eine Stunde Schlafes konnte sie noch immer nicht finden, sie ging unruhig in dem Zimmer auf und ab. Dann warf sie sich auf ein Lager, um es bald wieder zu verlassen. Dennoch war ihr diese Behandlungsweise lieber, als wenn die Hand Joseph's sie mit reicher und zarter Sorgfalt umgeben hätte. Sie fühlte die Kraft des Widerstandes dadurch wachsen und glaubte es den Ihrigen schuldig zu sein, in jeder Art zu leiden, während jene um sie litten und voll Angst und Sorge um sie wären.

Es war gegen Abend, als Joseph abermals in das Gemach trat. Diesmal erschien er mit einer stolzen Haltung, mit strenger Miene und hartem Blick. „Du hast nun Zeit genug gehabt, Mirjam," hob er an, „über Deine Lage nachzudenken und Deinen Entschluß zu fassen. Bist Du zur Besinnung gekommen, und hast Du Dein wahres Wohl in's Auge gefaßt? Ich hoffe es."

Er suchte offenbar durch ein abstoßendes Wesen, die Strenge seiner Blicke, die Kälte seiner Worte dem Mädchen zu imponiren, das er durch Einsamkeit und Mangel herabgestimmt glaubte; er meinte sie endlich in Furcht setzen zu können. Aber er hatte sich geirrt. Mirjam hob das Auge stolz empor und blickte ihn mit Verachtung an. „Meinen Entschluß zu fassen," antwortete sie kalt und fest, „bedurfte ich keiner Zeit, und bekannt ist er Dir auch."

Da trat Joseph einen Schritt näher an sie und sprach: „Nun, Mädchen, so soll die Komödie vorüber sein. Mein Wille ist unwiderruflich, der Deine muß sich ändern. Wähle, entweder Du erklärst binnen einer Stunde, in Alles einzuwilligen, was ich verlange, oder noch heute Abend wird Patrika hierher gebracht, und er erleidet vor Deinen Augen den Tod nach tausendfachen

Martern. Du kennst mich zu gut, um das für eine bloße Drohung zu halten, und weißt auch, daß ich ihn auf dieselbe Weise hierher schaffen kann, wie es mit Dir geschehen. Das bedenke aber, daß, wenn er einmal hier ist, selbst die Aenderung Deines Willens ihn, wenigstens nicht vor dem Tode retten kann... Noch einmal, halte dies Wort für Wahrheit; es ist der furchtbarste Ernst; ich würde es Dir schwören, wenn meine Schwüre Dir etwas gälten. Wähle — in Deiner Hand liegt Leben und Tod!"

Mirjam erblaßte; sie sank, wie getroffen, auf einen Sessel, und ihre Hände falteten sich unwillkürlich in einander. Aber nicht lange. Dann richtete sie sich wieder auf und sprach ernst und gemessen: „Ich habe nicht zu wählen, wo keine Wahl möglich ist. Patrika wird zehnmal den Tod vorziehen, als mich in Deinem Besitze zu sehen, und ich werde zu sterben wissen, wenn Patrika den Tod erleidet."

Joseph erkannte, daß dies der unveränderliche Wille des Mädchens sei, das allen Künsten und allen Schlägen zu widerstehen Kraft genug besitze. Er stampfte mit dem Fuße und rief mit flammender Wuth: „So sei es, Dirne — so komme der Fluch Deines Starrsinnes auf Dich und Dein ganzes Geschlecht, und was mir die Liebe versagt, soll mir die Rache gewähren. Ich werde nicht rasten, bis auch der Letzte Deines Stammes von diesem Erdboden getilgt worden... Dann, dann erst sollst auch Du sterben und im Tode Dir sagen müssen: „All' dessen trage ich die Schuld — ich hätte sie retten können, und habe es nicht gethan!" Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. —

Während dieser letzten Unterredung war es geschehen, daß Amnon bis an den Fußboden desselben Gemaches vorgedrungen war, und, wenn auch nicht genau, doch die Worte, welche ge-

wechselt wurden, durch eine der vielen Spalten, welche sich in dem alten Estrich befanden, vernahm. Als es oben still geworden, und er vermuthen konnte, daß Mirjam jetzt allein sei, klopfte er an den Boden und rief, wenn auch mit gehaltener Stimme: „Mirjam, Mirjam!" Diese mochte wohl in Gedanken versunken sein, denn er mußte sein Klopfen und Rufen mehrmals wiederholen, bevor sie aufmerksam wurde. Entsetzt fuhr sie auf, eilte zu der Stelle, von welcher die unterirdische Stimme herkam, und rief: „Was ist das? wer klopft, wer ruft da?" — „Ich bin es, Amnon!" — „Um Gotteswillen!" rief Mirjam ängstlich, „bist auch Du gefangen? Ist Patrika..." „Nein, nein!" schallte es ihr von unten entgegen. Wir sind frei und werden frei bleiben! Aber die Hand Gottes hat mich hierher geführt, und nun, Mirjam, soll die Rettung nicht lange mehr ausbleiben!" Und mit flüchtigen Worten berichtete er ihr, wie er bis zu diesem Thurme vorgedrungen, und was noch zu geschehen habe. „Was macht mein Vater?" frug Mirjam ängstlich dazwischen. „Ich kann es Dir nicht sagen, Mirjam, denn ich verließ gleich nach Dir das Haus. Gott wird sein theures Leben geschützt haben, und uns erhalten. Jetzt aber darf keine Zeit verloren werden. Lebe wohl, mit Gottes Hülfe bin ich in kurzer Zeit wieder hier!"

Es drängte Amnon von dannen, nicht blos um die Rettung Mirjam's zu bewerkstelligen, sondern auch, weil er nach den Worten Joseph's auch für Patrika zu fürchten begann, denn er wußte nicht, welche Maßregeln unterdessen von Patrika getroffen worden. Er eilte daher durch den Gang zurück, trat aus den Trümmern seines Vaterhauses, und beschleunigte seine Schritte zur Wohnung Patrika's.

Dieser stand, wie wir ihn verlassen, wie betäubt in sich versunken in seinem Gemach, als die Thüre sich öffnete, Amnon

hereintrat und seine Hand auf die Schulter des Freundes legte. Patrika fuhr auf und rief: „Amnon, endlich, Amnon, bist Du da? Wo warst Du? Was bringst Du?" Und das Auge des treuen Freundes erglühte vor Freude, und er antwortete mit heller, fröhlicher Stimme: „Gutes bringe ich, Patrika, Hülfe, Rettung!"

Sein Bericht währte nicht lange, und Patrika hob die Hände zum Himmel empor und stammelte freudigen Dank für das Werk der göttlichen Gnade, Dank für den treuen, unermüdlichen Freund. Es bedurfte nur einer kurzen Berathung, und die beiden Männer waren einig, was sie zu thun hätten. Einen Augenblick schwankten sie, als ihnen der Gedanke gekommen, daß sie das Geheimniß des unterirdischen Ganges, welches für das Wohl der Stadt von so unermeßlicher Wichtigkeit war, leicht auf das Spiel setzen könnten, wenn auf diesem Wege Mirjam ihrem Gefängnisse entzogen würde. Aber ihr Bedenken wich vor dem Drängen des Augenblickes und der Nothwendigkeit, Mirjam aus der Gewalt ihres Räubers zu retten, und sie nahmen sich vor, jede Möglichkeit der Entdeckung durch die höchste Vorsicht zu verhindern. Alsbald eilten sie zu einem zuverlässigen Zimmermanne, einem glühenden Anhänger Patrika's, zogen ihn in das Geheimniß und versenkten sich mit den nöthigen Werkzeugen versehen in den Schooß der Erde. Die Wanderung war bald zurückgelegt und das Ziel erreicht. Um sich in keinerlei Weise zu verrathen, gingen sie sofort auf die vorsichtigste Weise an das Werk. Es wurden zwei neben einander befindliche Balken zweimal durchschnitten, um die Stücke herauslösen zu können. Es konnte dies ohne einiges Geräusch nicht geschehen, aber es blieb Alles still im darüber befindlichen Gemach. Jetzt hatten sie die herausgeschnittenen Balken niedergelassen und Amnon klopfte an den Estrich,

aber Alles blieb still. Er rief Mirjam wiederholt und lauter, keine Antwort erfolgte. Da hielt Patrika nicht länger zurück, er schlug mit einem Schlage ein Brett des Estrichs in die Höhe und schwang sich in den Raum hinauf. Die Freunde folgten ihm, aber — das Zimmer war leer, und keine Spur verrieth, daß noch vor Kurzem hier Jemand geweilt. Patrika eilte zum Fenster, aber die Dunkelheit ließ ihn nichts erblicken, und er vernahm nur die Schritte der Wachtposten auf dem Hofe... Er konnte in die Versicherung Amnon's, hier mit Mirjam gesprochen zu haben, keinen Zweifel setzen, und es war nur zu gewiß, daß jener verruchte Räuber seine Beute anders wohin gebracht haben müßte. Keiner sprach es aus, aber sie fühlten nur zu gut, daß dies aus bösen Absichten geschehen sein müßte. In der That hatte die Nähe der Leute bei diesem Thurme Joseph beunruhigt, und beim Anbruch der Nacht brachte er mit Hülfe einiger Vertrauten Mirjam in einen andern entlegenern Thurm auf einem Seitenhofe. Patrika war voll Verzweiflung — aber die drei mußten an den Rückzug denken, denn ein weiteres Vorrücken im Castell wäre eben so gefährlich, wie nutzlos gewesen. Sie stiegen wieder hinunter, der Zimmermann befestigte das aufgeschlagene Brett wieder so sorgfältig wie möglich, sie hoben die herausgeschnittenen Balkenstücke wieder in die Höhe und machten sie durch Keile fest. „Amnon,“ sagte Patrika, „ich soll sie nicht anders, als durch blutigen Kampf wieder erringen. Aber die Stunde des Kampfes muß schnell kommen!“

14.

Die Kunde von dem Ueberfall im Hause Patrika's, von dem Tode des Patriarchen und dem Raube seiner Tochter ging über das ganze Land und schwoll von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken immer lauter, immer schreckenerregender an. Es war nicht blos die Theilnahme an dem Schicksale des hochverehrten geistlichen Oberhauptes, so groß und schwer die Trauer hierüber auch war, was die Bewohner Galiläa's so tief erschütterte, sondern auch das Gefühl, daß, wo solche Verbrechen durch die Werkzeuge der Regierung selbst geschehen, also mit deren Willen und Gutheißen, jeder Rechtsschutz fehle, und ein grausames Spiel mit dem Theuersten und Heiligsten getrieben werde. Wer war noch sicher, wenn Solches an dem tadellosesten, ehrwürdigsten Greisenhaupte, an dem Ersten und Besten des Volkes verübt ward? Dazu nun noch die unsäglichen Lasten, die in unerträglicher Weise der Bevölkerung des kleinen Galiläa aufgebürdet worden waren, welche die schweren Kosten des Krieges allein zahlen zu sollen schien. Sepphoris war völlig ausgeraubt; die wenigsten Bürger konnten noch etwas leisten; die Executionen und Confiscationen anden täglich statt; aber der erhaltenen Weisung gemäß murrten, und beschwerten sich die Leute zwar, widersetzten sich jedoch in keiner Art. Aber Aehnliches hatte man jetzt über alle Städte Galiläa's verhängt. Die Gesandten der persischen Juden zogen durch das ganze Land, und, von Patrika's Boten begleitet, fachten sie überall die Flammen des Zornes an; überall war man ent-

schlossen, das Joch der Römer abzuschütteln. Hierzu kam nun noch eine Nachricht, welche gern geglaubt, dem Aufstande einen günstigen Erfolg verbürgte. Es hieß, daß Ursicinus, als der Feind der Festung Amida näher rückte, diese verlassen habe, aber von einer persischen Streifpartei gefangen genommen sei. War dies der Fall, so fehlte den Römern der erfahrene und muthige Feldherr, denn der schwache und alte Sabinianus konnte sie nur zu ihrem Verderben leiten. Boten eilten daher nach Sepphoris, und es wurde verordnet, daß dieses das Zeichen zum Aufstande durch ein mächtiges Feuer geben sollte, das dann auf allen Höhen wiederholt, seine Kunde schnell über das ganze Land ausbreiten sollte. Dann wollte man die kleinen römischen Besatzungen in jedem Orte, wo sich eine solche befand, überfallen und niedermetzeln.

Das Benehmen, welches die Bewohner von Sepphoris einhielten, hatte die Römer völlig getäuscht und in Sicherheit eingewiegt. In ihrem Hochmuthe verachteten sie die jüdische Bevölkerung zu sehr und hielten sich von der waffen- und muthlosen Menge zu wenig gefährdet, um selbst einigen drohenden Anzeigen Berücksichtigung zu schenken. Dabei war ihr religiöser Fanatismus durch Joseph den Abtrünnigen immer stärker angeschürt worden: sie glaubten im Dienste Gottes zu handeln und um so mehr in dessen unmittelbarem Schutze zu stehen. Ob auch Joseph der Sache so ganz gewiß war? Allein, wenn dies auch nicht der Fall gewesen, würde ihn die Gefahr eines Aufstandes seiner früheren Glaubensgenossen nicht zurückgeschreckt haben, vielleicht lag es sogar in seinem Plane, sie dahin zu treiben, damit der Brand, der sie vernichten sollte, nur um so schneller und zerstörender wüthe.

Er stand daher nicht an, kurze Zeit, nachdem er Mirjam

entführt und den Tod des Patriarchen verursacht hatte, die Soldaten des Castells zu versammeln und eine feurige Anrede an sie zu halten. Dann fuhr er fort: „Was bietet aber dieses Land, in welchem der Heiland der Welt geboren worden und gelebt hat, in welchem er seine ersten Wunder verrichtet und jeder Fußbreit Boden Spuren seines göttlichen Fußes trägt, was bietet es für einen Anblick dar? Keine einzige Stätte seiner Anbetung, kein einziger Ort seines Dienstes, keine Kirche, keine Kapelle erhebt sich darin, kein Zeugniß wird gegeben, kein Bekenntniß seiner Lehre abgelegt. Verdrängt sind sie durch die Widersacher Gottes. Alles im Besitze seiner Feinde. Und seine Diener schweigen und legen müßig die Hände in den Schooß. Alle schweigen in Feigheit und verleugnen so ihren Herrn. Ihr wollet die Gebieter dieses Landes sein und benehmet Euch als die Knechte der Juden? Ihr traget die Waffen in der Hand und gebrauchet sie nur zum Schutze der elenden Widersacher des Herrn? . . . . So wisset denn, daß hier in Sepphoris die Eltern der gebenedeiten Jungfrau, der heilige Joachim und die heilige Anna gewohnt, daß auf dem Grunde ihres Hauses, in welchem sie gewohnt, eine Kirche sich erhoben, welche aber die Juden, geschützt von den Privilegien eines heidnischen Kaisers, in eine Synagoge gewandelt haben. Diese Privilegien sind zerrissen, hier seht die Vollmachten unseres kaiserlichen Herrn, die mir gestatten, in Galiläa Kirchen zu bauen wo es mir beliebt, und so soll dieser Greuel nicht mehr geduldet werden, und ich fordere Euch auf, mich zu unterstützen, jene Synagoge wieder in eine Kirche des heiligen Joachim und der heiligen Anna zu verwandeln und sie zu einem Sammelplatz der Gläubigen zum Heile der Menschen zu machen. Glaubet nur, Hunderte wandeln hier umher und schmachten im Verborgenen nach dem Heile, und wagen es nicht, damit hervorzutreten. Aber

zeigen wir ihnen, daß es uns ernst ist, so werden sie sich um uns schaaren und die heiligen Räume mit Andächtigen füllen."

Die Zuhörer wurden mächtig ergriffen, rissen die Schwerter heraus und forderten Joseph auf, sie zum angegebenen Platze zu führen. Was wußten sie, daß der schlaue Redner Wahres und Falsches gemischt, um sie sich dienstbar zu machen? Allerdings berichtete eine Sage, daß Joachim und Anna in Sepphoris gewohnt; aber niemals hatte sich hier eine Christengemeinde befunden, niemals eine Kirche gestanden, und um so weniger war sie in eine Synagoge gewandelt worden. Aber je leichter er dadurch die Soldaten für sich gewann, desto tiefer zugleich mußte die Wunde sein, die er damit den Juden schlug. Er beschwichtigte die Soldaten für den Augenblick und setzte einen Befehl an die Vorsteher der Stadt auf, binnen drei Tage die bezeichnete Synagoge zu räumen — es war die größte, älteste und prächtigste der Stadt — um sie zu einer Kirche zu weihen.

Ein Schrei des Entsetzens erhob sich — es war entschieden: hier mußte es zum Ausbruche kommen.

Patrika versammelte das Sanhedrin der Sadt, versammelte Vorsteher jedes Quartiers, versammelte einzeln die Männer jedes Stadttheiles — er legte ihnen einfach die Frage vor: er fügte kein Wort der Ueberredung hinzu — Alle waren einig, keine Stimme erhob sich dagegen: „es galt Untergang oder Sieg!" — Die Vorbereitungen wurden getroffen. Alles war gerüstet, ernst, schweigsam. Joseph zeigte sich wiederholt in der Stadt. So wie er erschien, wich Alles aus, zerstob die Menge, und er setzte einsam in den menschenleeren Straßen seinen Weg fort. Aber Keiner beschimpfte ihn, Keiner machte die Miene, ihm ein Leid anzuthun.

Am Morgen des dritten Tages zog ein großer Theil der

römischen Besatzung unter dem lauten Klang der Tubas und Hörner, Joseph mit einem großen Krucifixe in der Mitte, zu den Thoren des Castells heraus und in die Stadt zu dem Platze der Hauptsynagoge hinein. Sie fanden diesen völlig menschenleer; die Pforten des großen und weitläufigen Gebäudes standen offen und ebenso die Thüren der heiligen Lade, aus welcher die Thorahrollen entfernt waren; sonst war Alles unangerührt geblieben, und die Gerüste, Tribünen, Gallerien und Sitze waren, wie wenn sie eben von ihren Inhabern verlassen worden; selbst die Decken und Teppiche befanden sich an ihren Plätzen, ja man konnte deren mehr bemerken, als gewöhnlich darin ausgebreitet waren. Die Römer machten vor dem Eingang Halt, dann zog der größere Theil mit Joseph in das Innere des Gebäudes hinein, während ein kleiner Trupp vor der Pforte aufgestellt blieb. Die Hineingekommenen begannen alles Umherstehende aufzuräumen, um Platz zu gewinnen. Da mit einem Male drang ein dröhnender Ruf, wie aus tausend Kehlen durch die Luft, und hervorbrachen aus allen Thüren der Häuser und aus allen Nebenstraßen Massen bewaffneter Männer, an der Spitze Patrika, und stürzten sich jählings auf die vor der Pforte stehenden Soldaten. Der Ansturm war so plötzlich und so massenhaft, daß diese weder Zeit noch Raum hatten, von ihren Waffen genügend Gebrauch zu machen. Unter den wüthenden Streichen der Angreifer fielen Viele, und die Anderen flohen in die Synagoge hinein, durch ihren Hülfe- und Schreckensruf Entsetzen unter ihren Kameraden verbreitend. Als sie die Ursache erkannt hatten, stürzten sie vor, aber ein Hagel von Pfeilen und Lanzen fuhr auf sie los und schreckte sie zurück. Die Officiere kommandirten zurück, und eiligst wurden die Pforten geschlossen und von Innen verbarrikadirt. Die Angreifer thaten nichts, um dies zu hindern, aber kaum war es geschehen,

so flogen von allen Seiten durch die offenen Fenster Brandpfeile in das Innere, fielen auf die Decken und Teppiche, auf die Sitze und Gerüste, und diese fingen Feuer, daß bald Rauchwolken alle Räume erfüllten, und, durch die Fenster wallend, den Feinden draußen bezeugten, daß ihre List gelungen. Mit derselben Hast entfernten nun die Römer die Verrammelung von Innen, öffneten die Pforten und machten einen Ausfall mit all der Heftigkeit und Kraft, welche die Verzweiflung verleiht. Jetzt aber fanden sie von Außen und in größeren Massen den Ausgang durch aufgehäufte Steine und Balken verschlossen und hinter diesen eine unabsehbare Menge wehrhafter Männer, die jedes Entrinnen unmöglich machte. Mit wüthendem Ingrimme stürmten dennoch die Römer auf den Wall los, suchten ihn zu zerstören oder zu erklimmen — aber überall begegneten sie Schwerterschlag und Lanzenstoß, Steinwürfen und Pfeilen, die aus den Fenstern und von den Dächern auf sie geschleudert und abgeschossen wurden, daß Blut und Leichen bald den engen Raum bedeckten. Hinter ihnen aber stand das Gebäude bald in hellen Flammen, die Balken und der Dachstuhl stürzten nieder und erschlugen Diejenigen, welche zum Kampfe nicht vordringen konnten. Eine Stunde — und von den Männern, welche siegestrunken in das heilige Gebäude eingedrungen waren, lebte Keiner mehr. Nur ein Mann hatte sich gleich Anfangs in eine Seitenhalle geflüchtet, und war durch ein niedriges Fenster auf der Hinterseite entkommen, an welches die Angreifer nicht gedacht hatten. Da alle Bewohner der Stadt nach dem Kampfplatze sich zusammengedrängt hatten, konnte er unbemerkt aus ihr sich retten — es war der Uhrheber dieses Sturmes, Joseph der Abtrünnige.

Zu gleicher Zeit war ein anderer Trupp durch den unterirdischen Gang zum Castell hinaufgezogen. An ihrer Spitze stand

Amnon. Gern hätte Patrika diesen Platz vorgezogen, aber er durfte heute da nicht fehlen, wo die Gefahr am größten und die Augen Aller auf ihn gerichtet waren. Die Männer gelangten zum Thurme und entfernten die Balken, hoben die Bretter des Estrichs auf und stiegen in die Höhe. Sie hatten bald den Ausgang des Thurmes auf den Hof gefunden und geöffnet: Sie stürzten hinaus, hieben die einzelnen Wachen und Soldaten nieder und durchstreiften das Innere des Castells, Alles niederstoßend, worauf sie trafen. Das Geschrei der Verwundeten und Kämpfenden hatte den Alarmruf bald durch das ganze Castell verbreitet, und die kleine noch übrige Schaar der Soldaten rottete sich schnell zusammen und stürzte sich dem Feinde entgegen. Aber die Uebermacht, die Kampfgier und der Siegesmuth der Juden trugen es bald über die kleine Schaar davon, und Alle fielen unter den Schwerthieben ihrer unerbittlichen Gegner. Amnon's Sorge war alsbald darauf gerichtet, Mirjam aufzufinden und zu befreien. Er zog von Thurm zu Thurm und fand sich immer getäuscht, bis er auf den letzten und hintersten Hof gerieth, in den äußersten Thurm drang, die verschlossenen Pforten aufschmetterte und hier in einem fast verborgenen Gemache Mirjam fand, welche schwach und fast ohnmächtig auf ihren Knieen lag. Der immer näher schwellende Tumult hatte das viel geängstigte Mädchen mit Schrecken erfüllt, und sie konnte ihre Rettung kaum begreifen, als Amnon sie auf seine Arme hob und hinaustrug.

Die Thore des Castells rauschten auf, die Zugbrücken rasselten nieder und von der Stadt aus zog eine Schaar siegjubelnder Streiter herauf. Ihnen voran eilte ein junger Mann mit beflügelten Schritten. Ein Panzerhemd umschloß seine Glieder, ein Helm bedeckte sein Haupt, ein blutbeflecktes Schwert war in seiner Rechten. Es war Patrika. Noch hatte er nicht das Thor des

Castells erreicht, als Amnon, Mirjam auf dem Arme tragend, erschien. Der Hand Patrika's entfiel das Schwert, und Amnon legte ihm das Mädchen in die ausgestreckten Arme: „Hier, hast Du Deine Mirjam wieder! . . . .“

Der Sieg der Männer von Sepphoris war vollständig. Sie hatten ihre prächtige Synagoge zum Opfer gebracht. Aber als der Abend niedergesunken, da stieg sie als Feuersäule zum nächtlichen Himmel empor und kündete Sieg und Freiheit in das Land hinaus. Alsbald erhoben sich Flammenzeichen von Berg zu Berg, von Höhe zu Höhe, und die Männer aller Städte griffen zu den Waffen und gingen an das blutige Werk. Sie überfielen die römischen Besatzungen, kämpften mit ihnen um Leben und Tod, und streckten sie nieder hier mit mehr, dort mit weniger Opfern. Am andern Morgen befand sich kein römischer Soldat mehr auf galiläischem Boden.

Das Sanhedrin von Sepphoris gab unter dem Vorsitze des greisen R. Jose den Bescheid, daß so außerordentliche Umstände Patrika und Mirjam trotz der Trauer um den Vater der letzteren die Erlaubniß gewährten, den ehelichen Segen zu empfangen. Es war eine stille Feier, der Kelch des Glückes mit Schmerz und Wehmuth bekränzt, aber doch voll süßer Innigkeit und voll Zuversicht auf die Hülfe des Herrn.

15.

Patrika war sich wohl bewußt, daß eine Zeit stürmischen Kampfes vor ihm liege, daß sein junges Glück zwischen gewaltigen und scharfkantigen Felsblöcken emporwachsen müsse, und daß der Erfolg zwar von vielen Umständen, zunächst aber von seiner eigenen rastlosen Thätigkeit abhänge. Aber er ging muthig, entschlossen und Gott vertrauend an das Werk. Erfüllt von der wunderbaren Geschichte seines Volkes, das so oft, wie sonst keines, den Wechsel des Glückes erfahren, so oft, wie sonst keines, in den höchsten Nöthen und Gefahren Rettung und Erhebung auf ungeahnte Weise erlangt, und erwiesen hat, daß, wo der Geist gewaltig, die Mittel nur schwach zu sein brauchen, um den höchsten Sieg dennoch zu erreichen, war er voll Zuversicht und meinte, daß jetzt wiederum eine Zeit gekommen, wo der göttliche Retterarm an Israel sich bewähren, das niedergetretene erhöhen, dem zerstreuten einen Mittelpunkt schaffen werde, um den es sich schaaren könne.

Vor Allem schickte er daher die persischen Brüder nach dem Heere Sapor's zurück. Sie sollten nur berichten, was sie selbst gesehen, und die Aufforderung an diejenigen, welche sie entsandt hatten, bringen, so schnell wie möglich den Uebergang des persischen Heeres über den Euphrat zu bewirken, um sich so einander die Hände zu reichen, und das schwache römische Heer zwischen ihnen von beiden Seiten zu erdrücken. Dann waren sie des leichten Sieges gewiß.

Alsdann zog Patrika mit der auserlesenen Schaar wohlbewaffneter junger Männer, die er zum Kern der kampffähigen Mannschaft ausgebildet, aus und durch alle Städte Galiläas. Ueberall wurde er mit Jubel empfangen, überall als der eigentliche Held, als das Haupt der Nation, als das Pfand des Sieges begrüßt, und die freudigste Bereitwilligkeit gezeigt, zu noch bevorstehenden Kämpfen Gut und Blut hinzugeben. Er verschaffte sich hierbei eine genaue Kenntniß der Oertlichkeiten und ihrer Beschaffenheit, so wie der vorhandenen Streitmittel. Aber er begnügte sich hiermit nicht. Aus dem benachbarten Syrien hatten sich einzelne römische Schaaren an den Grenzen aufgestellt, um möglichst die Verbreitung des Aufstandes zu verhindern. Da sie die galiläischen Grenzen unbewacht gefunden, waren sie in das Land eingefallen, und hatten hie und da Dörfer und offene Flecken überfallen, ausgeplündert, und von den flüchtigen Einwohnern getödtet, wen sie erreichen konnten. Patrika zog daher gegen diese aus. Von wohlunterrichteten Führern geleitet, konnte er die kleinen feindlichen Haufen einen nach dem andern erreichen, sie oft genug überraschen, und in muthigen Kämpfen vernichten. Ueberall blitzte sein Schwert voran, gab seine Unerschrockenheit und Tapferkeit leuchtendes Vorbild, und erwarb ihm seine Unermüdlichkeit und seine treue Sorge für die Seinen das unbedingteste Vertrauen. An seine Person schien der Sieg gefesselt, und noch mehr, er verdiente ihn. Eine schwärmerische Anhänglichkeit erfüllte alle, die ihm nahe standen. Zu gleicher Zeit lehrte er durch diesen kleinen Krieg seine Mannen die Römer nicht fürchten, gewöhnte sie an den Kampf und den Gebrauch der Waffen.

Endlich kehrte er nach Sepphoris zurück, nachdem er den Städten einen Tag bestimmt hatte, an welchem ihre Abgeordneten in Sepphoris sich versammeln sollten, um in gemeinsamer Be-

rathung die Ordnung der Dinge für das nun freie Galiläa festzustellen. Mirjam empfing voll Sehnsucht und freudigen Stolzes ihren jungen Gemahl, und in ihr liebendes Herz ergoß er alle seine Pläne und Sorgen, alle seine Hoffnungen und Befürchtungen. Ihre Seele war groß genug, um sie zu verstehen und zu theilen, und nicht selten vermochte ihr heller Verstand, der in der Vertraulichkeit mit ihrem Vater geschärft und mit dem wirklichen Leben wohl bekannt geworden, ihm nützlichen Rath zu ertheilen und ihn zu vortheilhaften Beschlüssen zu führen. Welche Seligkeit erfüllte dann die Herzen Beider! Nichts gleicht der Wonne, welche zwei liebende Ehegatten durchdringt, wenn sie in dem Verständniß eines großen heiligen Werkes des Lebens sich begegnen und zu dessen Ausführung in Rath und That sich verbunden fühlen! —

Der Tag, an welchem die Abgeordneten in Sepphoris erscheinen sollten, war nahe. Patrika saß in einem Gemache seines Hauses, eine Schreibtafel vor sich, auf die er die Entwürfe verzeichnet hatte, welche er der Versammlung vorlegen wollte, und Mirjam befand sich neben ihm, bald sein Nachsinnen schweigend achtend, bald seinen Worten lauschend, wenn er die Bedenken über irgend einen Punkt durch ein Gespräch mit ihr aufhellen und beseitigen wollte. Da trat Amnon ein mit erhitztem Angesicht und funkelnden Augen. Sein ganzes Wesen war so aufgeregt, daß er sich erst fassen und überwältigen mußte, bevor er sprechen konnte.

„Patrika,“ hob er an, „ich komme von der Versammlung Deiner Krieger, zu denen sich alle Jünglinge und jungen Männer dieser Stadt geschaart haben, ich komme zu Dir von ihnen mit einem großen, gewichtigen Worte. Wir alle sehen ein, daß uns ein Kampf auf Leben und Tod bevorsteht. Rom wird und kann nicht gutwillig zusehen, wie wir seine Soldaten getödtet und seine Herr-

schaft gebrochen haben. Ob uns Hülfe von Osten kommt, dauernde Hülfe, wir wissen es noch nicht, aber der Kampf mit Rom wird nicht bloß heftig, sondern auch lang und immer wiederholt sein. Der Geier, der das schwache Lamm in sein Nest getragen und seinen Jungen zur Aetzung vorgeworfen, läßt es nicht wieder los, wenn nicht der Jäger ihn ins Herz getroffen. Ja, wir wissen, es ist der letzte Kampf, den Juda in diesem Lande, ja auf der ganzen Erde, zu kämpfen hat; wir sind seine letzten Streiter, und wenn unsere Fahne diesmal in den Staub gefallen, wird kein Sonnenstrahl sie je wieder bescheinen, kein Luftzug sie je wieder schwellen. Um da zu siegen, bedürfen wir eines höheren Geistes, eines höheren Armes... Nicht Kampfesmuth, nicht Verzweiflung genügen... Von oben her muß der Geist Gottes kommen, und das Auge erleuchten und jede Sehne stählen und jedes Schwert heiligen, und Greise, Frauen und Kinder, zu Helden machen! ... Patrika, wer holt uns diesen Geist herab, wer gießt ihn durch unsere Seelen und Arme — wer anders, wenn nicht Du? Patrika, Du bist ein Zweig auf Davids Stamm — die Zeit ist gekommen, die Gefahr ist da, die Rettung muß erscheinen... Patrika, wir erkennen Dich als Boten Gottes, als Gesandten des Herrn, als Messias an — erkläre Dich dafür, und Heil uns — wir werden siegen!" ...

Diese feurige Ansprache, die mit jedem Worte begeisterter, entzückter, zuversichtlicher wurde, traf Patrika bis ins innerste Herz. Eine flammende Röthe ergoß sich über sein Antlitz. Es war, wie wenn tausend geheime Gedanken, tausend halbwache Gefühle sich von dem Boden seines Geistes erhöben, die Fäden durchrissen, die sie daran fest gehalten, daß sie nun hinaufstiegen in den lichten Sonnenschein und in die klare Himmelsluft, um sich da frei und verklärt zu bewegen. Er konnte nicht antworten,

sein Auge blitzte nur weit geöffnet auf den leidenschaftlich erregten Freund, der in seiner Verzückung ihm eine Botschaft des Himmels zu bringen schien.

Da trat Mirjam auf ihren Gatten zu, legte die Hand auf seine Schulter, und sprach sanft, aber entschieden: „Nicht doch, mein Patrika, laß Dich von der Liebe Deines Freundes und von der Schwärmerei der Jünglinge nicht verleiten. Eine Stimme aus dem Grabe ruft Dir zu: Gieb der Versuchung nicht nach, und bethöre Dich nicht selbst. Es ist die Stimme meines Vaters, Du kennst sie, es ist die Stimme dessen, der Dir selbst Vater war, und ein Mann in Israel, wie keiner mehr. Sei Du der Retter Deines Volkes, aber kein Messias! ...“

Die beiden Männer hatten sich Mirjam zugewendet, und lauschten gespannt ihren Worten. Aber Amnon ließ sich von ihnen nicht zurückschrecken, sondern mit Hast unterbrach er sie, und rief aus: „Wie, Mirjam, Du trittst mir entgegen? Du weist die Verherrlichung Patrika's zurück? Bei Dir hoffte ich Unterstützung zu finden. Deine Seele mit ihren Schwingen sollte den großen Gedanken zur Höhe tragen, und das Feuer Deines Herzens ihn mit Gluth und Leben durchflammen! Patrika, laß Dich nicht durch das Wort eines Weibes zurückhalten — geh in Dich — woher sind Dir die Gedanken des Kampfes gekommen? wer hat Dir den Blick geöffnet und Dich die That zur rechten Zeit sehen lassen? was hat Dich an unsere Spitze gestellt, und Dir den Sieg erworben? Es ist die Kraft, die von oben stammt, der Ruf, der vom Himmel tönt! Geh, ich glaube an Dich, wir Alle glauben an Dich... Kannst Du diesem Glauben Dich entziehen? Und Du, Mirjam, willst Du Dich kleiner machen als Du bist? Deinen Gatten mit Dunkel umgeben, statt mit dem goldenen Lichte der Morgensonne? Liebst Du, verehrst Du ihn wirklich so? ...“

Noch immer schwieg Patrika, und seine Seele schien der Kampfplatz mächtiger Gewalten zu sein, die sich wider einander erhoben und mit einander rangen, und keine vermochte es über die andere. Seine Brust hob und senkte sich, und sein Blick irrte bald zur Höhe, bald zum Boden nieder. Aber Mirjam sprach: „Nein, nein! Meine Liebe ist so groß, wie eines Menschen Herz sie zu fassen vermag, mein Patrika mir so hoch, wie ein Sterblicher zu stehen vermag, meine Hingebung für unsern Glauben und unser Volk so stark, wie sie eine Seele zu erfüllen vermag. Ja, ich bin bereit, wenn es gefordert wird, ihn und mich für unseren Sieg zu opfern! Aber nicht dieser geheimnißvolle Bund mit unsichtbaren Mächten, nicht diese Erhebung zwischen Himmel und Erde, dieses Halbdunkel von Mensch und Gott! ... Ein Held soll er sein, ein Held, der kämpft und siegt, und, wenn es sein muß, fällt. — So will ich ihn sehen und sein Haupt mit der Krone des Muthes, der That und des Ruhmes schmücken, unter seinen Brüdern der erste, unter seinen Genossen der höchste. Nicht aber in einer Höhe, die uns entrückt ist, nicht mit einem Glauben, in den der Zweifel sich einschleicht, nicht mit einem Rausche, der vorübergeht und der Täuschung in die Arme fällt!" ...

Amnon stampfte mit dem Fuße, und über sein Gesicht flog die Wolke des Unmuths. „Nicht so, Mirjam!" hob er wieder an, „Du mußt, Patrika! Wir können dessen nicht entbehren! Wisset ihr nicht, mit wem wir es zu thun haben? Mit einem Volke, des Kampfes ungeübt, rasch und feurig im Angriff, aber bei dem geringsten Mißgeschick eben so schnell entmuthigt, und wie der Trunkenheit des Sieges, so auch dem Zweifel am Erfolge, der Erschlaffung, der Furcht zugänglich. Seit Jahrhunderten verdammt, nur zu dulden, ist seine Spannkraft nur gering, und der

erste harte Schlag wird seine Arme sinken machen. Es bedarf eines höheren Odems, eines begeisternden Hauches; es darf nicht bloß sich auf sich selbst gestellt wissen, sondern muß glauben, daß eine höhere Macht es unterstützet, es schützt, dafür streitet... Dann wird das Lallen des Säuglings zum Schmettern der Kriegstrompete, und der letzte Seufzer des Greises zum feurigen Segen für Schwert und Schild!... Und wie? Ziehen sich jetzt nicht die Kinder unseres Volkes wie Metalladern durch den thönernen Coloß von Rom? — Der Ruf: Der Messias ist da! wird dieses Metall zum Glühen und in den Fluß bringen, daß es zurückströmt zu seiner Quelle, und die Leere hinter sich läßt, daß der Coloß zusammenbricht. Bei der bloßen Kunde von unserem Aufstande bleiben sie alle kalt, und sind wohl gar unmuthig, daß wir sie aus ihrem Frieden stören. Darum, Patrika, beschwöre ich Dich, höre auf meine Stimme, es ist die Stimme des Volkes, es ist die Stimme des ganzen Israel und seines Geschickes!...."

Da erhob sich Patrika und trat vor den Freund hin. Sein Antlitz war ruhig geworden, und hatte selbst den Ausdruck des Schmerzes angenommen. „Streitet nicht, meine Theuren!" sprach er. „Streitet nicht, Du mein Weib und Du mein Freund, mit einander über Etwas, was weder von euch, noch von mir abhängt. Amnon, das Licht, in welchem Du mich schauest, stammt aus einem Herzen voll Freundschaft und einer edlen Schwärmerei. Aber ist es darum das echte, das wahre, das göttliche? Diese Frage muß entscheiden, nicht mein Wille, nicht die Klugheit, nicht der Vortheil. Ich versenke mich in mein Inneres, und ich empfinde da die Sehnsucht, daß es so sei, wie Du es wünschest. Aber ist die Sehnsucht auch die Erfüllung? O daß der Tag erscheine, wo die Verheißung unseres Gottes eintrifft, wo der

Gesandte des Heils in unsere Mitte tritt, und das Reich des Herrn beginnt. Aber bin ich wirklich dieser Gesandte? ... Keine Antwort erfolgt in mir. Nur die flammende Begeisterung, für mein Volk zu leben und zu sterben — aber keine Antwort auf meine Frage ... nicht der Ruf, der zum Himmel, nicht die Wunderkraft, die Uebermenschliches vollbringt, nicht die Ueberzeugung, vor der jeder Zweifel verstummt.... Soll, Freund, soll ich täuschen? mich und Andere täuschen? die heilige Sache der Wahrheit mit Lug beflecken? und wenn der Taumel vorüber, und die Wahrheit an den Tag kommt, meinen Namen dem Fluche vermählen? Ach, Amnon, auch mein Schmerz ist groß; ich möchte das Kniee beugen vor einem göttlichen Boten und den Führerstab legen in seine siegreiche Rechte — aber da ich nicht fühle und nicht weiß, ob ich es bin, darf ich mich dafür ausgeben? .... Nein, Amnon, warten wir, ob der Ruf des Herrn in meiner Seele erschallt, ob das Verborgene zu Tage kommt — dann werde ich bereit sein, und sollte die Flamme mich verzehren!"

Amnon hatte das Haupt sinken lassen; er ergriff die dargebotene Hand Patrika's und sprach leise: „O Patrika, Du hast Recht wie immer; dann aber kommt zum ersten Male der bleiche Strahl der Verzagtheit in mein Herz, und es will sich in ihm regen wie ein Zweifel am glücklichen Ausgang...."

Da trat Mirjam auch zu ihm hin, und ergriff seine andere Hand. „Das darfst Du nicht, Amnon, dies wäre ein Verrath an unserer heiligen Sache, diesen Gedanken mußt Du von Dir abschütteln! Traust Du der Kraft der Wahrheit und des Rechtes so wenig zu, baust Du auf die Hülfe Gottes für den Unterdrückten, der seine Fesseln sprengt, so wenig, schätzest Du den Todesmuth und die Entschlossenheit von Männern so gering, daß ihr Schwert Nichts auszurichten vermöchte, wenn ihre Hand nicht

vom Glauben an überirdische Mächte, an eine wunderbare Sendung geleitet wird? Nein, der Gott Israels ist gegenwärtig, auch wenn er nicht einen eigenen Boten sendet, Patrika ist der Erkorene des Herrn, der erwählte Führer seines Volkes, auch wenn kein Salböl des Messias seine Stirn bethaut hat.... Kämpfet mit ganzer Kraft, mit ganzem Herzen, und wir werden siegen!...."

Patrika umarmte voll Bewunderung sein Weib, Amnon richtete sich an der Macht ihrer Worte wieder auf; aber der erstere litt es nicht, daß Amnon allein die Antwort in die Versammlung der Jünglinge brächte, sondern begleitete ihn dahin, um selbst das Wort der Beruhigung zu ihr zu sprechen, und die feurige Zuversicht nicht abschwächen zu lassen.

Als die Abgeordneten der Städte in Sepphoris zusammengetreten, wählten sie mit Einstimmigkeit Patrika zum Dux Galilaeae, billigten alle seine Vorschläge, und stellten ihm Waffen und Güter zur Verfügung, so weit er ihrer zur Vertheidigung des Landes und der Freiheit bedurfte. Allgemeiner Jubel umgab ihn, allgemeines Vertrauen begleitete ihn.

Sobald er also die Macht in seinen Händen hatte, traf er unverzüglich die angemessensten Verfügungen. In allen Städten ließ er die Befestigungen ausbessern und verstärken; die Mauern wurden wieder hergestellt und erhöht, die Gräben gereinigt und vertieft, die Wälle vermehrt; Vorräthe wurden in allen festen Plätzen aufgehäuft, Waffen angesammelt und verfertigt, besonders auch Wurfgeschosse aller Art, Ballisten, Katapulten, Scorpionen angeschafft, und unter die befestigten Plätze vertheilt. Vor Allem hob er an jedem Orte die tüchtigste Mannschaft aus, ordnete sie in Rotten und ließ sie unaufhörlich einüben. An

diesen Kern sollte sich überall die ganze Männerschaar anschließen, sobald es die Vertheidigung galt; jene aber mußten auch zum Ausrücken bereit sein. Patrika fand so viele Bereitwilligkeit, daß sein Herz immer mehr voll Muthes ward. Sein Auge war jetzt nur gen Osten gerichtet.

16.

Die persischen Boten hatten sich eiligst und voll schöner Hoffnungen auf den Rückweg begeben. Sie konnten diesen schneller zurücklegen, da sie die Pfade, die sie zu wandern, schon kannten und jetzt viel seltener auf römische Posten stießen, die sie zu umgehen hatten. Aber sie fanden das persische Heer nicht, wo sie es zu treffen gewünscht, nicht diesseits und jenseits des Euphrat, nicht im raschen Anzuge auf Syrien, sondern — vor der Festung Amida gelagert.

Allerdings hatte Sapor den Plan, welchen ihm Antoninus entworfen, verfolgen wollen, und da er auf dem Marsche am südlichen Abhang der armenischen Berge auf die furchtbare Veste Amida stieß, welche der Kaiser Constantius vor Jahren nach den Angaben des Ursicinus erbaut hatte, hatte er nicht im Sinne, sie zu belagern und sie zu erobern. Aber theils mochte er die Gesinnung der römischen Besatzung erproben und sie durch Schrecken zur Uebergabe bewegen wollen, theils war er zu eitel, um nicht vor den nahen Feinden mit seiner Macht und Herrlichkeit prunken zu wollen. Er ordnete einen Vorbeizug seines ganzen Heeres dicht unter den Mauern Amida's an, und stellte sich selbst an die Spitze des Zuges, wobei er seine ganze königliche Pracht entfaltete. Alle Würdenträger des Hofes in ihren kostbarsten Staatsgewändern zogen vor ihm her, alle seine Generäle und Oberoffiziere folgten ihm, und er selbst in den schimmerndsten Kleidern und mit dem funkelndsten Geschmeide geschmückt, einen goldenen Widder=

kopf, mit den leuchtendsten Edelsteinen besetzt, statt des Diadems auf dem Haupte, saß hoch zu Roß, neben ihm sein Sohn Grumbates, ein schöner hoffnungsvoller Jüngling. Die Römer sahen diesem glänzenden Schauspiel von den Mauern aus zu, aber statt geblendet zu werden, verlangten sie nur Hohn mit Hohn zu bezahlen, und als der König nahe kam, ließen sie auf ihn eine Wolke von Pfeilen und Wurfspießen los. Ein Pfeil flog unglücklicher Weise in die königlichen Gewänder und zerriß sie, und ein anderer traf den Jüngling und durchbohrte ihm das Herz, daß er todt zu den Füßen des Vaters nieder fiel. Schmerz und Wuth erfüllten Sapor, und kein Einreden brachte ihn von dem Entschlusse ab, auf der Stelle Rache an den Mördern seines Kindes und an denen zu nehmen, die ihn so arg verhöhnt hatten. Er befahl, Amida einzuschließen und zu belagern. Er hatte sich aber getäuscht, wenn er die Besatzung erschrocken und die Eroberung leicht geglaubt. Mit einer beispiellosen Hartnäckigkeit vertheidigten die Römer ihre Festung, wohl wissend, daß Tod oder Knechtschaft ihr Loos sein werde. Vergebens führte Sapor seine tapfersten Krieger zu immer wiederholtem Sturme. Sie wurden immer wieder und mit großem Verluste abgeschlagen, und die Leichen der Perser füllten die Gräben und verpesteten die Luft. Vergebens errichtete er Wälle und Thürme, höher als die der Stadt, um von da aus die Besatzung von den Mauern zu vertreiben und die Stadt in Brand zu setzen. Die Römer achteten des all nicht und kämpften mit ungebrochenem Muthe. So zog sich die Belagerung durch drei Monde hin.

Hier war es, wo die Männer, welche aus Sepphoris zurückkehrten, auf das persische Heer trafen, und sich ihrer Aufträge bei denen entledigten, von welchen sie abgesandt worden. Sie hatten erreicht, was sie jemals hätten erwünschen können; alle

ihre Zwecke waren erfüllt. Ihre Brüder in Galiläa hatten das römische Joch abgeschüttelt, und standen so gut sie konnten, in den Waffen, einen zuverlässigen und begabten Führer an ihrer Spitze. Jetzt war es an ihnen, ihre Verheißungen zu erfüllen, und mit dem persischen Heere den vollen Sieg und die dauernde Freiheit zu bringen. Und siehe! hier hatte die Eitelkeit und die Rachsucht eines asiatischen Despoten Halt geboten, und in nutzlosen Kämpfen um einige Mauern, die ihn in seinem Siegeslaufe nicht gehindert hätten, rieb er seine Kräfte auf. Die einflußreichsten Männer in der Umgebung Sapor's suchten ihn von der Fortsetzung der Belagerung abzubringen, zeigten ihm die großen Erfolge, die er jenseits des Euphrat erringen würde, und welche die kleinliche Rache an den Männern von Amida nicht aufwöge, um so weniger, als später diese Festung doch fallen müßte. Selbst der Großvezier strengte alle seine Kräfte an, seinen Herrn auf andere Gedanken zu bringen. Es war vergebens! Je länger der Widerstand der Römer dauerte, desto stärker schwoll die Wuth des Perserkönigs an, und mit jedem Sturme, der abgeschlagen, mit jedem Angriff, der vereitelt wurde, stärkte sich sein Eigensinn. Vielmehr machte er seinen Offizieren die heftigsten Vorwürfe, daß sie die Ausführung seines Willens zu lau betrieben und die Befriedigung ihres Herrn politischen Entwürfen nachsetzten. Mit tiefem Kummer sahen die jüdischen Offiziere die günstige Zeit verfließen und den Zweck des ganzen Heereszuges scheitern. Antoninus begriff, daß seine Rolle hier ausgespielt sei; Sapor ließ ihn nicht mehr vor sich, um seinen Vorwürfen und Mahnungen sich zu entziehen. Er verließ das persische Heer, und niemals hörte man wieder von ihm.

Endlich schlug auch die Stunde, in welcher Amida der Uebermacht des Feindes fallen mußte. Die Erschöpfung der

kleinen Besatzung, die immer mehr zusammengeschmolzen war, und um so mehr Tag und Nacht wachen und kämpfen mußte, war so groß, daß ihr Widerstand endlich aufhörte; die halb in Schutthaufen verwandelten Mauern boten jetzt breite Breschen dar, und so drangen die Perser endlich in die Stadt, und hieben alles Lebende darin nieder. Nur wenige Männer entwischten durch ein Hinterpförtchen, das die Perser außer Acht gelassen, unter ihnen der Anführer der Römer, Ammianus Marcellinus, der uns die Kunde von dieser merkwürdigen Belagerung hinterlassen hat.

Der Rachedurst Sapor's war übefriedigt, ber den Grabhügel seines Sohnes war ein Monument von Trümmern und Leichen aufgethürmt. Aber in dieser Gruft lag auch der große Plan, Rom's Herrschaft in Asien zu vernichten und die asiatischen Nationen von diesem Joche zu befreien, begraben. Der Sommer war zu Ende; Stürme und unaufhörliche Regenschauer fuhren von den Gipfeln der rauhen armenischen Berge herab. Aber auch ohne dieß war das persische Heer so geschwächt, daß an eine Fortsetzung des Feldzuges nicht zu denken war. Dreißigtausend Perser lagen um die Ruinen Amida's. Grimm und Verzweiflung im Herzen stießen die Männer des babylonischen Juda ihre Schwerter in die Scheide zurück, und folgten dem Befehle zur Heimkehr nach einem eben so nutzlosen wie schmachvollen Feldzuge. Das persische Heer ging über den Tigris zurück.

Aber früher schon war ein anderer Uebelstand eingetreten. Ursicinus war weder gefangen noch getödtet. Es war ein falsches Gerücht, das sich in Syrien und Galiläa hierüber verbreitet hatte. Allerdings war er, als er Amida vor dem Heranzuge der Perser verlassen, auf eine starke Streifschaar der letzteren gestoßen. Sein kleiner Trupp wurde überwältigt und niedergehauen. Er

selbst aber mit wenigen Begleitern rettete sich durch die Flucht, und sah es gewiß gern, daß die Perser ihn unter den Erschlagenen glaubten, weil er um so leichter ihrer Verfolgung entkommen konnte. Er warf sich in die armenischen Berge, und irrte hier lange Zeit umher. Ja, er verlor eines Tages auch seine Begleiter, die sich um Nahrung zu suchen zerstreut hatten, und mußte unter großen Mühseligkeiten seinen Weg allein fortzusetzen suchen. Aber endlich gelangte er nach Syrien, und erfuhr hier zu gleicher Zeit den Aufstand der galiläischen Juden und die Belagerung Amida's durch die Perser. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er wußte, daß er sich auf die Festigkeit Amida's und die Tapferkeit der römischen Besatzung verlassen konnte; er wußte daß er nunmehr von den Persern nichts mehr zu fürchten habe. Er eilte daher zu dem Heere am Euphrat, zog so viele Truppen zusammen, wie ihm der eifersüchtige Sabinianus nur gestattete, und rückte mit ihnen an die Gränzen Galiläas.

So erhebe Dich, Löwe von Juda, aus dem Dickicht, in welchem Du allzulange gelagert: die Jäger sind da, ihre Netze gestellt, ihre Schwerter gewetzt, ihre Pfeile geschärft, und alle ihre Waffen haben sie mit Gift getränkt — denn sie wollen Dich treffen zum Tode! Wie wirst Du ihnen stehen?

17.

Abermals flammten die Feuer auf den Bergen Galiläas. Aber diesmal nur von einer Richtung von Norden her, von Dan und Kedes bis nach Sepphoris. Und sie waren keine Zeichen des Jubels und des fröhlichen Sieges, sondern die Verkünder des Angriffs, daß der Feind erschienen wäre und bereit, in die Marken des Landes zu dringen.

Die nach und nach eingetroffenen Nachrichten, daß Ursicinus lebe und an der Spitze eines Heeres heranziehe, zugleich ein Beweis, daß er von den Persern nichts zu fürchten, die Juden also nichts zu hoffen hätten, hatte die Gemüther tief erschüttert, aber den Muth derer nicht gebrochen, welche an der Spitze der Erhebung standen. Insonders Patrika, obgleich er einsah, wie schwierig der Kampf des kleinen Volkes gegen das noch immer gewaltige Rom sein würde, rechnete zu sehr auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, auf die Schwäche der römischen Regierung und auf die Hülfe, die der Herr durch seine Fügung, wenn nur der Kampf sich in die Länge zöge, ihnen schaffen könne, um nicht seine ganze Freudigkeit sich zu bewahren. Er trat hinaus vor seine versammelten Schaaren und das sie umringende Volk, und sprach zu ihnen Worte der Begeisterung. „Habet Ihr jemals gehört, sagte er, daß Israel Hülfe und Rettung empfing von Außen her, und dennoch überdauert es die Jahrtausende? Waren es nicht stets seine eigenen Helden, die ihm sein Gott berufen, seine eigenen

Männer, die ihm sein Gott begeisterte, welche den Feind niederschlugen, und die Standarte der Freiheit auf seinen Bergen aufpflanzten? Mögen sie heranziehen, die römischen Syrer: wir wollen die neuen Makkabäer sein, und wären ihre Heere so zahllos wie damals, und unsre Schaaren so klein wie die der Hasmonäer — von denselben Höhen wollen wir herabrauschen, ein unwiderstehlicher Bergstrom, und sie mit ihren eigenen Schwertern tödten und mit ihren eigenen Fesseln beladen! Was unsre Väter gekonnt, das vermögen auch wir, denn derselbe Gott ist mit uns, wenn wir Dieselben mit ihm sind!.... Warum sollten wir also den Kampf scheuen und vor der Schlacht zurückweichen? Bedenkt, was wir gethan, das mußten wir thun, und selbst die Niederlage könnte uns nichts Schlimmeres bringen, als wir schon ertragen haben. Unsre Heiligthümer geschändet, unsre Religion erdrückt, unser Gesetz verletzt, unsre Habe verzehrt, wir, unser Leben, unsre Frauen, Kinder und Greise der Willkür der Barbaren anheimgegeben!.... Darum erhoben wir die Waffen, und Gott segnete sie mit Sieg — darum tragen wir sie muthig dem Feinde entgegen, und Gott wird sie segnen mit Sieg! Nein, Israel wanket nicht, Israel geht nicht unter, Israel kämpft so lange es besteht, und es besteht immerdar!“....

Lauter Ruf der Zustimmung, des Muthes, der Hingebung folgte auf diese Worte, und wie die Strahlen der Sonne auf diese Männer und Jünglinge, auf ihre begeisterten Angesichter, ihre Muth blitzenden Augen, ihre erhobenen Arme und Waffen fielen, und den belebten, beweglichen und entschlossenen Haufen zeigten, konnte die freudigste Zuversicht in das Herz ihrer Führer einziehen, und die feurige Einbildungskraft Zeiten des Sieges, Tage des Glückes voraussehen....

Ursicinus hatte beschlossen, wenn auch sein Heer noch klein

und kaum mit den nöthigen Vorräthen versehen war, einen raschen Zug in das aufständische Land zu wagen. Theils verachtete er die Juden zu sehr, und hatte keine Vorstellung von ihrer Widerstandskraft, und daß befähigte Führer an ihrer Spitze stehen könnten, theils glaubte er sie überraschen zu können, und durch seine Kühnheit ihnen den Muth zu benehmen. Endlich stand ihm das drohende Gespenst der kaiserlichen Ungnade vor der Seele, wenn seine mächtigen Feinde in Rom den galiläischen Aufstand ihm, seinem Verfahren und seiner Härte zuschrieben. Je schneller er also diesen unterdrücken würde, desto eher entwand er seinen Gegnern diese Waffe.

Aber auch Patrika war ebenso schnell entschlossen, ihm kräftig entgegen zu treten. Er zitterte nicht vor dem Gedanken, eine Feldschlacht mit den erfahrenen Feldherrn und seinen erprobten Soldaten zu wagen. Sich jetzt schon hinter die Mauern der Städte zu bergen, wäre ein Eingeständniß der Schwäche gewesen, das jeden Erfolg abgeschnitten hätte. Alle Männer, die er zu Führern seiner Rotten eingesetzt, stimmten im Rathe hierin mit ihm überein; seine Boten durcheilten das Land; die Kriegstrompeten erschallten an allen Orten, und die im Voraus bestimmten Mannschaften stellten sich an den Sammelplätzen ein.

Die Stunde des Abschiedes war gekommen. Patrika stand in seiner Waffenrüstung vor Mirjam, neben ihm Amnon. Sie selbst hatte ihm den Panzer um die Brust befestigt, das Schwert um die Hüfte gegürtet, den Helm ihm in die Rechte gegeben. Nun stand sie vor ihm, und ihre Augen waren in einander gesenkt, und ihre Lippen bebten unter dem Worte des Abschiedes. Da konnte sie den Sturm ihrer Gefühle nicht mehr zurückhalten; sie warf sich an seine Brust, schlang ihre Arme um seinen Nacken und ein Strom von Thränen fiel auf das stählerne Brustkleid

nieder. „O meine Mirjam, flüsterte Patrika ihr zu, fasse Dich, mit Gott sehen wir uns bald wieder, und feiern den Triumph unserer heiligen Sache mitsammen.... fasse Dich, es muß so sein.“...

Da erhob sich Mirjam, mit aller Kraft sich überwindend, daß wie ein letzter Krampfschauer durch ihre Glieder zuckte, aus seinen Armen, nnd mit aufgerichtetem Haupte sprach sie: „Ja Patrika, ich will die Tochter des Patriarchen Hillel, ich will das Weib des Helden von Sepphoris sein! Geh, Gesegneter des Herrn, und streite für Dein Volk, für Deine Mirjam, für Dein Glück!.... Und wenn die Stadtthore sich hinter Dir schließen, sei ruhig, ich werde den Thurm besteigen, und ausschauen Tag und Nacht, bis Dein Bote kommt, der uns Sieg verkündet! Aber dennoch, mein Patrika, bedenke Eines. Mit Dir sänke das Haupt dieses Volkes, mit Dir alle Hoffnung, aller Erfolg. Darum schone Dich, und setze Dich nicht mehr aus, als nothwendig. Ja, Du wirst zurückkehren, mein Herz sagt es mir, mein Glauben macht mich deß sicher!....“

Da umarmte Patrika noch einmal und stürmisch sein Weib, und eilte hinaus. Aber kaum hatte sich die Pforte hinter ihm geschlossen, als sie sich noch einmal öffnete, und Amnon wieder eintrat. Da stand Mirjam noch an derselben Stelle, starr wie eine Bildsäule, ihr Antlitz bleich und fest wie von Marmor, die Augen dahin gerichtet, wo der theure Mann ihnen entschwunden war. „Mirjam,“ rief Amnon ihr zu, „sei ruhig, ich werde der Schild Deines Patrika sein, ich werde vor den Pfeil treten, der auf ihn gezielt ist, vor das Schwert mich werfen, das ihn treffen soll, und drei Mal und vier Mal soll diese Brust durchbohrt werden, ehe der Feind zu ihm gelangt!....“ Und er ergriff ihre Hand, und küßte sie, und eilte von dannen. — —

Die Männer Juda's hatten sich um Patrika gesammelt; es waren ihrer ungefähr 5000. Mit ihnen zog er dem Feinde entgegen. Rascher noch als die Römer die Grenze überschritten, waren die Befehle Patrika's vorangeeilt. Er forderte die Bewohner des Landes auf, überall vor den nahenden Römern zurückzuweichen, die Dörfer und Weiler zu verlassen, alle Vorräthe mit sich zu nehmen oder zu vernichten, die Brunnen zu verschütten, aber unfern der Wege, welche das römische Heer zog, Schwärme aufzustellen, die alle Kundschafter des Ursicinus auffangen könnten. Er fand den willigsten Gehorsam, und die pünktliche Ausführung beraubte die Römer nicht blos unentbehrlicher Hülfsmittel, sondern entzog dem Ursicinus auch jede Kunde von dem, was er vor sich finden werde. Die Römer konnten daraus auch entnehmen, daß ihnen die Unterwerfung nicht leicht werden würde, und Unmuth und Verzagtheit begannen schon, sich ihrer zu bemächtigen.

Auf dem Wege, auf dem die Römer in der Richtung nach Sepphoris marschirten — denn Ursicinus wußte wohl, daß in dieser Stadt das Herz des Aufstandes schlug — befand sich ein Thalkessel, zu welchem man über einen bewaldeten Höhenzug gelangte. Sobald man die Höhe erreicht hatte, senkte sich der Weg in das enge Thal hinab, das, von beiden Seiten durch mäßige Höhen begrenzt, von einem hohen Berge geschlossen wurde, um dessen Fuß herum die Straße durch einen Engpaß weiter führte. Auf dem Gipfel dieses Berges lagen die Ruinen eines ehemaligen, befestigten Bergortes, Achabara, der im Römerkriege verwüstet und zertrümmert worden. In den Seitenhöhen, aus Kalkgestein gebildet, befanden sich mehrere große Höhlen, die in den früheren Zeiten nicht selten den Umwohnern und ihren Heerden zur Zufluchtsstätte gedient hatten. Diesen Platz hatte Patrika für den

Kampf ausersehen. Die weitläufigen Ruinen waren ganz geeignet, sein kleines Heer vor den Blicken des Feindes so lange zu maskiren, wie er es für gut befände, und in die Höhlen legte er Hinterhalte, welche von den Seiten in den überraschten Feind einfallen sollten. Am sechsten Tage, nachdem er Sepphoris verlassen, erhielt er hier die Kunde, daß der Feind sich nähere. Rasch, wenn auch nicht ohne Vorsicht, zog Ursicinus heran. Die ersten Cohorten gelangten auf die buschige Höhe, und sahen den Thalkessel vor sich liegen. Schweigen herrschte ringsum, kein Laut tönte aus der Tiefe, nichts regte sich auf den Höhen, das Auge ruhte nur auf den von der Sonne bestrahlten Ruinen Achabara's, die völlig verödet erschienen, auf den bewaldeten Höhen und der stillen steinigen Thalsohle. Ruhig und ohne ein Hinderniß zu befürchten, zogen sie die Straße hinunter, die folgenden Cohorten rückten nach, und schon war fast die Hälfte des römischen Heeres in die Tiefe gelangt, und wandte sich dem Berge zu, dessen Fuß sie umschreiten mußten. Plötzlich dröhnte das Schmettern eines Kriegshornes mitten aus den schweigsamen Trümmern der Veste und klang im dumpfen Widerhall durch das ganze Thal, und brach sich donnernd an den rissigen und zerklüfteten Höhen. Und mit furchtbarem Schlachtruf stürzten die Reihen der jüdischen Männer aus den Ruinen hervor und in geschlossenen Gliedern den Abhang des Berges hinunter und in die marschirenden Glieder der Feinde hinein. Nicht minder wurden die Seiten des Berges von einer Menschenmenge besetzt, welche mächtige Steine und Blöcke, die ihnen die Burgtrümmer in Menge lieferten, auf die feindlichen Soldaten niederrollen ließen und zahllose Wurfspieße und Pfeile auf sie entsandten. Die Römer wurden von diesem plötzlichen Angriff zum Entsetzen getroffen; kaum konnten sie Zeit und Kraft finden, ihre Schwerter zu

fassen und ihre Schilder zurecht zu rücken, kaum ihre losen Reihen enger zusammen zu ziehen, als schon Tod und Verderben unter ihnen wütheten, die Schwerter ihrer Feinde mit jedem Hiebe sie zum Tode trafen, und die Steine und Wurfspieße mitten in den Reihen die tapfersten und unerschrockensten Krieger niederwarfen. Aber nicht blos von vorn und von oben her drohte ihnen der Untergang. Wie aus der Erde heraus stiegen von allen Seiten bewaffnete Männer, die den Zügen der Römer in die Flanken fielen, daß der Kampf bald die ganze Länge des Thales einnahm. Von hinten her drangen immer mehr Cohorten über die Höhe, und indem sie ihre Vordermänner immer weiter vorschoben, keilte sich die Menge so eng zusammen, daß das schmale Thal bald überfüllt war, und die, die in der Mitte sich befanden, jeder Bewegung unfähig wurden. Das Morden und Niedermetzeln wurde immer allgemeiner, und der Schrecken lähmte die meisten der römischen Soldaten, daß nur hier und da die Vertheidigung eine kräftigere wurde.

Ursicinus hatte den Schall der Hörner, das Kriegsgeschrei und den Tumult des Angriffes gehört. Er sprengte eiligst die Höhe hinan, und überblickte von da aus den ganzen Kampfplatz. Er sah, wie die ersten Glieder seines Heeres bereits die Flucht ergriffen, sich um den Berg herum nach dem Ausgange des Thales drängten, und so weit sie nicht von den Waffen und Geschossen der Juden getroffen wurden, die Waffen von sich werfend, hinaus und auseinander liefen. Die Feinde ließen offenbar dies zu, weil der Untergang der Fliehenden durch die Nachhut der Juden gesichert sein mußte. Er sah, daß der Kampf hier unmöglich, eine Entfaltung seiner Kräfte, besonders die Anwendung seiner Reiterei, keinen Raum habe. Er ließ zum Rückzuge blasen, um hinter den unglückseligen Höhen eine feste Posi-

tion zu nehmen und die Feinde zu erwarten. Aber nur ein geringer Theil derer, die vor ihm in das Thal hinabgestiegen, konnte zurück, denn die Feinde, die aus den Höhlen der Seitenberge in immer größerer Zahl herausgekommen, schnitten ihnen den Weg ab, und von vorn her drang Patrika mit seinen siegreichen Schaaren immer tiefer in den Knäuel hinein. Nur die Einzelnen wehrten sich mit der Kraft und Gewandtheit erprobter Krieger, die Andern fielen wehrlos unter den Streichen der erbitterten Gegner. Mehr als die Hälfte des römischen Heeres war verloren. Nach weniger als zwei Stunden gab es im Thale nur Sieger, Todte und Verwundete und eine kleine Zahl Gefangener. Ursicinus hatte den Rest eine Stunde hinter das Schlachtthal zurückgeführt und hier eine wohlgelegene Höhe besetzt. Nach dem Kriegsgebrauch der Römer umgab er den Platz sofort mit Pallisaden und Gräben. Die siegenden Juden waren ihrerseits ebenfalls über die Höhen gezogen. Aber Patrika hütete sich wohl, einen Angriff auf das römische Lager zu machen, der ihm nur große Opfer und vielleicht geringen Erfolg versprochen hätte. Seine Macht reichte auch nicht hin, das Lager so einzuschließen, daß Ursicinus von keiner Seite einen Ausfall und Durchbruch hätte wagen können. Er begnügte sich daher, das Lager so zu umstellen, daß jede römische Streifpartie unmöglich, und Lebensmittel und Wasser den Römern entzogen waren. Ursicinus mußte daher am andern Morgen das Lager verlassen und langsam in festgeschlossenen Gliedern den Rückzug antreten. Diesen konnte er aber nur mit einem wachsenden Verluste bewerkstelligen. Von jeder Höhe, an der er vorüberzuziehen, fiel ein Regenschauer von Geschossen hernieder; aus jeder Schlucht, an der er passirte, brach unvermuthet der Feind hervor, und schnitt, mit Löwenmuth kämpfend, einen Theil seiner Truppen ab; jeder Engpaß, den er zu durchschreiten, wurde ein

Kampfplatz, auf welchem er seine entschlossensten Krieger zurücklassen mußte. So kam es, daß, ehe er die Grenze Galiläa's erreicht hatte, sein Rückzug zu einer wilden Flucht wurde, auf welcher er nur eine kleine Schaar um sich behielt: sein Heer war vernichtet oder aufgelöst.

Wenn Du, Mirjam, wie Du gesagt, auf der Warte standest, dann sahst Du einen Reiter über die Ebene galoppiren, der schon von fern fort und fort mit einem weißen Tuche wehete, dann den Berg heraufsprengte, und „Sieg! Sieg! Es lebe Patrika!“ in das Thor von Sepphoris rief. Da Du von dem Thurm eiligst herabgestiegen, fandest Du Amnon durch das Volk vom Pferde gehoben, auf den Armen zur Pforte des Thurmes getragen, und er ruft Dir zu mit der letzten Kraft seiner erschöpften Brust: „Heil Dir, Mirjam, Heil Patrika — die Römer sind geschlagen!“ Und da fielst auch Du dem treuen Boten um den Hals, und zogest mit ihm und dem ganzen Volke in die Hallen der Synagoge, in den Psalmen Deines erhabenen Ahns den Dank zum „Herrn des Krieges“ hinaufzujubeln.

18.

Die Kunde von diesem Siege fand einen lauten Wiederhall nach Innen und Außen. Jetzt erst hatte der Aufstand einen bestimmten Charakter angenommen.

Die galiläischen Juden waren voll Siegesjubel; in immer größerer Zahl eilten die jungen Männer zum Heere Patrika's, das sich bald verdoppelt sah. Er selbst sandte neue Boten zum persischen Heere, um die Siegesnachricht zu hinterbringen und sich schleunige Hülfe zu erbitten. Aber gerade von hier aus wurde ihm immer mehr die Gewißheit, daß nicht darauf zu rechnen sei, und die persischen Glaubensbrüder theilten ihm offen mit, daß sie ihn außer mit ihren lebhaftesten Wünschen nur mit Geldmitteln unterstützen könnten, die sie ihm auch reichlich zukommen ließen.

Im ganzen römischen Reiche machten die Nachrichten aus Galiläa das größte Aufsehen, hatten aber keine Wirkung, welche den befreiten Juden günstig gewesen wäre. Patrika hatte Sendschreiben an seine Stammesgenossen in allen westlichen Ländern erlassen, in welchen er alle die Umstände, all den unerträglichen Druck, alle die Gewaltthätigkeiten schilderte, die sie zu ertragen gehabt, und welche den Aufstand unvermeidlich gemacht. Er forderte sie darin auf, das freie Galiläa als ihren nunmehrigen Mittelpunkt anzusehen, dahin ihre Söhne zu senden, um an der Wiederherstellung eines freien und selbständigen Juda Theil zu nehmen; er verhieß, daß Alle, die ihre Zuflucht dahin nähmen,

freudig aufgenommen würden, und ein Asyl für alle leidenden und gedrückten Brüder hergestellt werden sollte. Diese Schreiben machten keinen Eindruck. Selbst das Erlöschen des Patriarchats und die gewaltsame Auflösung des großen Sanhedrin gingen vorüber, ohne eine tiefere Aufregung zu bewirken. Zu lange waren die zerstreuten Haufen bereits vom Lande der Väter entfernt, hatten sich zu sehr gewöhnt, in ihren Gemeinden für sich zu leben, in die Verhältnisse sich zu schicken und so gut es ging, zu bestehen, als daß sie an dem Geschicke ihrer galiläischen Brüder einen thatkräftigen Antheil genommen hätten: der Verbindungsdraht fehlte, der den elektrischen Schlag aus dem Herzen Asiens zu den westlichen Küsten des Mittelmeeres hätte führen können. Der große, weitgestreckte Körper des jüdischen Volkes hatte bereits den Prozeß der Zersetzung durchgemacht. Der Organismus war zerfallen. Aber so groß war die Lebenskraft in diesem merkwürdigen Menschenstamme, daß ein jeder einzelne Theil, wie und wo er sich fand, sich zu einem Ganzen für sich organisirte, und einen Körper voll Lebens, voll Ausdauer und Entschiedenheit bildete, in welchem, so weit die Verhältnisse es gestatteten, das frühere Dasein sich ausprägte im Kleinen und Einzelnen. Eine glückliche Veränderung, welche die Bürgschaft des Fortbestandes in sich trug, aber für das Ganze keine Begeisterung und keine Thatkraft zurückließ. Ja, noch mehr. Die jüdischen Gemeinden im römischen Reiche befürchteten von dem galiläischen Aufstande einen Rückschlag auf sich selbst von den traurigsten Folgen. Je heftiger jener war, je stärker der Widerstand, je größer der augenblickliche Erfolg, ein desto größerer Haß würde gegen sie entstehen und von Seiten der herrschenden Parteien in Druck und Verfolgung sich äußern. Die Leiden ihrer Brüder erweckten jetzt, wo diese sich zu energischem Widerstand hatten hinreißen lassen, kein

Mitgefühl; war man doch schon zu sehr gewöhnt, bald von diesem, bald von jenem Orte her Aehnliches zu hören. So kam es, daß die Sendschreiben Patrikas entweder gar nicht oder durch heftige Abmahnungen und selbst bittere Vorwürfe beantwortet wurden, und im Laufe der Zeit bei dem römischen Hofe von allen Seiten Ergebenheitsadressen, Versicherungen der Treue und Anhänglichkeit eingingen, durch welche die jüdischen Gemeinden die von ihnen befürchteten harten Maßregeln gegen sich abwenden wollten. Nur aus den nächsten syrischen Städten langten einige begeisterte Jünglinge in Sepphoris an, welche Herz und Arm der Sache der Freiheit leihen wollten. Patrika und die Führer der Erhebung wurden von diesen Erfahrungen tief betroffen, aber dem Ersteren kam es doch nicht unerwartet. Mirjam, welche von ihrem klar schauenden Vater in das Geheimniß, das tief in der Existenz des jüdischen Stammes verborgen liegt, genugsam eingeweiht worden und die vielfachen Erfahrungen entgegengenommen hatte, die der Greis in seinen letzten Jahren zu machen Gelegenheit gehabt, hatte ihm den Erfolg vorausgesagt, ohne ihn damit abmahnen zu wollen, seiner Pflicht nachzukommen, die ihm den Erlaß jener Sendschreiben gebot.

Dahingegen wurde römischerseits eine große Thätigkeit entwickelt. In Tyrus waren der Cäsar Gallus, der Feldherr Ursicinus und der Abtrünnige Joseph versammelt, um die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen, die Galiläer zu unterwerfen. Zunächst wurden von allen Seiten die tapfersten Legionen und alle Kriegsbedürfnisse in großer Menge zusammengezogen. Aus Griechenland, Thracien und Egypten wurden alle entbehrlichen Truppen auf's Schleunigste herbeibeordert; der alte Haß der Syrer gegen die Juden flammte noch einmal in die Höhe, und große Massen derselben stellten sich dem römischen Feldherrn zu Gebote. Was

dieser Haß nicht vermochte, das übernahm der religiöse Fanatismus, der den Arm der christlichen Bevölkerung gegen die Juden doppelt belebte, seitdem sie es gewagt, ihren Bedrückern mannhaft entgegen zu treten.

Monde waren vergangen, die Perser längst über den Tigris zurückgezogen, die Regenzeit nahte ihrem Ende. Die Kriegsrüstungen waren beendet. Ueber 60,000 Streiter erwarteten die Befehle des Ursicinus. Dieser hatte seinen Feldzugsplan mit Hülfe jener seiner Genossen wohl entworfen. Seine Absicht war, die Streitkräfte der Juden zu zersplittern, und Uneinigkeit, ja Zwietracht unter sie zu bringen, jede Feldschlacht, in welcher das gebirgige Terrain und der Ungestüm der Feinde ihm Nachtheil bringen konnten, sorglich zu vermeiden, dann die vereinzelten Heerhaufen der Gegner in die Städte einzuschließen und diese auf immer unschädlich zu machen. Er trennte daher sein Heer in vier Abtheilungen, welche von verschiedenen Seiten in die aufständische Provinz einrücken sollten. Den drei kleinerern stellte er seine zuverlässigsten Befehlshaber an die Spitze, während er selbst den ungleich stärkeren vierten Heerhaufen, der über 30,000 Mann zählte, befehligte. Mit diesem wollte er von Süden her über Nazareth gegen Sepphoris ziehen, während die eine Abtheilung von Tyrus gegen Safed, die zweite von Akko gegen Tiberias, die dritte von Ekdippa gegen Gabara marschiren sollte. Dabei erließ er die gemessensten Befehle, daß sie nur langsam und unter Beobachtung der strengsten Kriegszucht vorrücken sollten. Alle diese Heeresabtheilungen sollten je nach ihrer Entfernung vom Kriegsschauplatze so ausrücken, daß sie zur selben Zeit in Galiläa erschienen und in unzweideutiger Weise die Plätze bezeichnen würden, welche sie bedrohen sollten.

So sehr sich Patrika, und mit ihm die Führer und das

gesammte Volk auf einen außerordentlichen Kampf vorbereitet hatten, und selbst bei den Nachrichten über die außerordentlichen Kriegsrüstungen muthig entschlossen geblieben waren: so machten doch die Botschaften, welche ihnen das Erscheinen des Feindes an so vielen Punkten und mit so überlegenen Streitkräften auf einmal verkündeten, einen großen und verwirrenden Eindruck. Von allen Punkten des Landes trafen diese, Stunde auf Stunde, und mit ihnen die Forderungen an Patrika, Hülfe zu senden, zusammen. Denn nicht allein jene Zielpunkte, welche der Marsch der römischen Heerhaufen als solche bezeichneten, sondern auch alle davor liegenden Ortschaften, die jener berühren mußte, sandten ihren Hülferuf ein. Patrika suchte nun vor Allem aus diesen vielen verworrenen Nachrichten ein klares Bild von den Entwürfen und Absichten des Feindes sich zu machen, und dies war um so weniger schwierig, je vollständiger die Mittheilungen waren und je weniger Ursicinus seinen Plan hatte verbergen, sondern vielmehr durch dessen Offenlegung die Juden schrecken und verwirren wollen. Die letztere Absicht gelang vollkommen, denn einerseits mußte Patrika einsehen, daß seine Streitkräfte nicht genügten, den vier Heeren der Römer hinlängliche Massen entgegen zu stellen, anderseits verlangte jeder Ort, daß vorzugsweise Patrika zu seiner Rettung herbeieile, und daß jedenfalls *seine* Mannschaft nach Hause zur Vertheidigung zurückkehre. In dieser schwierigen Lage faßte er den Entschluß, auf keine Einreden zu hören, sondern dem Plane des Ursicinus dadurch die Spitze abzubrechen, daß er mit seiner ganzen Mannschaft diesem entgegentrete und wo möglich einen Sieg über ihn erringe, wodurch dann die übrigen römischen Abtheilungen von selbst aufgehalten werden würden. In überraschender Weise rückte er daher schon am folgenden Morgen nach Süden ab, und marschirte so schnell, wie er konnte,

über Nazareth, erreichte den Gebirgszug des kleinen Hermon, und besetzte dessen südliche Abhänge, um dem Ursicinus den Weg zu verlegen, und ihn zu einem Kampfe zu zwingen. Aber er hatte sich verrechnet. Langsam und mit den außerordentlichsten Vorsichtsmaßregeln zog der römische Feldherr von Jesreel herauf, und als er die sichere Kunde von der Besatzung des Gebirges durch Patrika erhalten hatte, lenkte er links ab und in die Ebene Esdraelon hinein, umging das Gebirge, und drohte Patrika von Sepphoris abzuschneiden. Vergebens sandte Patrika Streifparteien ab, welche die Römer zum Kampfe aufreizen und in eine Schlacht hineinziehen sollten. Die Römer blieben in ihren geschlossenen Gliedern, oder rührten sich nicht in ihren umwallten Nachtlagern, und — Patrika mußte an den Rückzug denken, bevor es zu spät würde. Er gedachte nun, sich zwischen Nazareth und Sepphoris zu werfen, und daselbst ein verschanztes Lager zu bilden. Aber es waren hierüber viele Tage vergangen, und die andern römischen Heere waren ihren Bestimmungsorten immer näher gerückt, die Schwärme des aufgebotenen Volkes, die sich ihnen entgegen gestellt, vor sich her treibend. Da kamen die Nothrufe immer dringender bei Patrika an, und die Boten verhandelten mit den Männern aus ihren Orten, und drangen in sie nach Hause zurückzukehren, um ihre Frauen und Kinder, ihre Eltern und Geschwister zu vertheidigen. Und ob Patrika wollte oder nicht, in jeder Nacht verließ ein Haufe sein Heer, um nach Safed oder Tiberias, nach Gabara oder sonst einem Platze zu eilen, und die Mauern zu vertheidigen, hinter denen ihr Theuerstes geborgen war. Patrika konnte es nicht verhindern, sein Heer schmolz zusammen, die fünfmal überlegene Armee des Ursicinus drückte und drängte auf ihn, ohne ihm auch nur die geringste Gelegenheit zu geben, seinen Heldenmuth an ihr zu

erproben, und so sah auch er sich gezwungen, sich in Sepphoris einzuschließen. Der Plan des Römers war vollständig gelungen, und es kam nun darauf an, die Festungen zu brechen, um die Juden Galiläas dem gänzlichen Verderben anheimzugeben.

19.

Mirjam ging unruhig in dem Gemache auf und ab, welches sie jetzt im Castell von Sepphoris bewohnte. Es war dasselbe Gemach, in welches Joseph der Abtrünnige sie zuerst gebracht hatte, aber in ganz veränderter Ausstattung und kostbar verziert. Ob Patrika dasselbe mit Absicht für sie gewählt, um sie für jeden Fall in der Nähe des unterirdischen Ganges zu haben? Niemand gesteht sich gern böse Ahnungen ein, aber handelt mit mehr oder weniger Bewußtsein nach ihnen. Jedenfalls hatte er durch Amnon, den Zimmermann und einige Vertraute den Hauptgang, in welchen von Amnon's väterlichem Hause der Seiteneingang mündete, weiter verfolgen, reinigen und wo es Noth that, wieder herstellen lassen; und es hatte sich gefunden, daß derselbe weitab von der Stadt in eine abgelegene Felsschlucht führte, welche von oben her durch den jähen Abfall der Wände unzugänglich schien und jetzt im langen Laufe der Zeit, wo der Gang nicht betreten und unbekannt geworden, mit dichtem Dornengestrüpp erfüllt war. Sie hatten dieses vorerst unberührt gelassen, damit nicht einmal der Zufall den schwer aufzufindenden Eingang einem Unberufenen entdecken möge. Außerdem hatte Patrika in einigen oben schon erwähnten Seitenhöhlungen einen bedeutenden Vorrath von Lebensmitteln, Werkzeugen, Waffen und Fackeln niederlegen, lassen, um im unglücklichsten Falle eine Flucht oder gar einen längeren Aufenthalt hier im Innern der Erde zu ermöglichen.

Mirjam war von lebhafter Unruhe beseelt. Bald ließ sie

sich auf einen Divan nieder, stützte das schöne Haupt sinnend in die Hand; dann wieder wie von einem Gedanken ergriffen, sprang sie auf und maß das Zimmer mit ihren Schritten. Durch die Stille um sie her drang von draußen mancherlei Getöse, dem sie dann und wann ihr Ohr aufmerksam lieh, sich aber bald wieder abwendend und ihren Gedanken sich überlassend. Kriegsgeschrei des Angriffs wie der Abwehr, Schmerzensruf von Verwundeten, das Zischen der Wurfgeschosse, das Dröhnen gewaltiger Steine, die an die Mauern prallten und dann schmetternd niederstürzten, alles dies erschallte vereinzelt herein, bald lauter, bald schwächer, bald von ferne oder von nahe.

Da öffnete sich die Thüre des Zimmers, und herein trat Patrika langsamen, wenn auch festen Schrittes, mit der Rechten auf Amnon gestützt. Sein Antlitz war bleich, aber es lächelte dennoch Mirjam entgegen, als sie von diesem Anblick betroffen, mit einem Angstruf ihm entgegenstürzte: „Um Gott, Patrika, was ist Dir?!“

„Sei ruhig, theures Weib, es ist nichts, es hat gar nichts zu bedeuten; ein Pfeil hat mir das Fleisch am rechten Arm etwas aufgeschlitzt, und da wir eben einen heftigen Angriff abgeschlagen, will ich einige Stunden bei Dir ruhen. Reiche mir einen Trunk Weines.“ Damit hatte er mit seiner Linken ihren Arm ergriffen, und ließ sich von ihr zum Divan geleiten.

Mirjam blickte Amnon an, aber schon aus dem heitern Gesichte des treuen Freundes las sie heraus, daß ihr Gemahl die Wahrheit gesprochen. „Es ist so, Mirjam,“ hob er an, „aber was Dir Patrika verschweigt, ist, daß er von seiner, an sich nicht bedeutenden Wunde sich nicht abhalten ließ, fortzukämpfen und des rinnenden Blutes nicht achtend, den Arm im Streite so lange gebrauchte, bis dieser zu Ende, aber auch der Blutverlust so

stark war, daß eine fühlbare Schwäche ihn überkam und ihn nöthigte, sich meiner Hülfe zu bedienen, um hierher zu gelangen. Darüber magst Du ihm immerhin eine Strafpredigt halten."

Patrika drohte dem Freunde mit der Hand, und erwiederte lächelnd: „Das fehlt noch; bring mir keinen Streit hier herein, Amnon, wir haben dessen draußen genug; bei meiner Mirjam will ich Friede haben. Geh Du nur wieder hinaus, mein Amnon, auf Deinen Posten; dann bin ich ruhig, während ich hier verweile."

Amnon ging. Aber schon hatte Mirjam den Aermel von Patrika's Arm abgestreift und den leichten Verband abgenommen, der ihm draußen um die Wunde angelegt worden. Die letztere klaffte bedeutend, aber schien nicht tief. Ein kühlender Balsam und eine feste Binde thaten Patrika wohl und in kurzer Zeit war er, auf den Divan zurückgelehnt, entschlummert. Mirjam saß neben ihm, den Blick unaufhörlich auf sein Angesicht gerichtet, wie wenn eine Mutter den Schlaf ihres kranken Kindes bewacht, ihre Lippen bewegten sich zu leisem Gebet, und dann und wann stahl sich eine Thräne aus ihren glänzenden Augen. Ach, sie liebte ihn so sehr....

Plötzlich schlug er die Augen auf und blickte seiner Gattin ins Angesicht. Er erhob sich. „Wie, theure Mirjam, Thränen in Deinem Antlitz? Was ist Dir, was bewegt Dein Gemüth so sehr?"

„Ach, Patrika, zürne nicht Deinem schwachen Weibe. Ich überwinde es schnell wieder. Aber diese ununterbrochenen Kämpfe, diese unermeßlichen Anstrengungen, wohin werden sie führen? Wann und wie werden sie enden! Sechs Wochen sind bereits verflossen, seitdem der Römer diese Mauern umlagert, und nicht Tag und nicht Nacht den bedrängten Vertheidigern Ruhe läßt...."

Patrika ergriff die Hände Mirjams. „Nun, meine Mirjam, fehlte es uns an Erfolg? Sind die Römer einen Fuß breit weiter gekommen? Sind wir einen Fuß breit zurückgewichen? Und wenn wir so manchen braven Streiter für Gottes und seines Volkes Sache verloren, haben wir es den römischen Söldnern nicht zehnfach zurückgezahlt, daß bereits tausende ihrer Leichen in den Schooß unserer Erde sanken?"

„Ja, und der Heldenmuth eurer Vertheidigung wird in der Geschichte unsres Volkes sicher eine glänzende Seite füllen. Aber wer uns entrissen wird, der fehlt uns für immer, während stets neue Schaaren in das feindliche Lager rücken und jeden Verlust schnell wieder ersetzen. Müsset ihr nicht endlich unter der Last dieses Kampfes, unter der Ermüdung der unaufhörlichen Wachsamkeit erliegen, daß das Schwert aus der erschlafften Hand zu Boden sinkt, während das Herz noch kampfesmuthig schlägt?"

„Nicht so; Mirjam, Du siehst es trüber an, als nothwendig ist. Unsere Zahl ist noch groß genug, so groß, daß ich heute die Verfügung getroffen, sämmtliche Mannschaft in zwei Abtheilungen zu bringen, von denen die eine, die Jüngeren und Stärkeren befassend, nach je zwei Tagen einen Tag, die zweite, einen Tag um den andern ruhen soll, und für die Nächte die eine mit der andern abwechseln. Nur, wenn die Gefahr dringend, soll ein bestimmtes Alarmzeichen Alle auf die Mauern rufen. So denke ich, wird jeder Erschöpfung vorgebeugt. Auch sind sie noch Alle guten Muthes, und wehe Dem, der nur ein Wort von Ergebung spräche! Diese Einmüthigkeit, diese unbegrenzte Hingebung, sie ist es, welche die Hoffnung in mir nährt, und meine Zuversicht nicht wanken läßt."

„Aber wie, theurer Gatte, fuhr Mirjam fort, ich stieg heute auf die Zinne dieses Thurmes, und da gewahrte ich wohl, daß die Feinde

Fortschritte gemacht. Sie haben ihre schrecklichen Werkzeuge, die eisenbeschlagenen Widderköpfe, die hohen, gewaltigen Thürme bis an unsere Mauer gebracht. Also umsonst waren eure siegreichen Ausfälle; vergebens habt ihr die Gerüste ihrer Belagerungswerke verbrannt und zerstört; sie haben andere errichtet, von deren Eisenpanzern die Fackel und die Axt abprallen. Und ich gewahrte, wie die Mauer bereits erschüttert und voll Risse ist; die großen Sand- und Wollsäcke, die ihr gegen die Widder an den Mauern herunterließet, haben deren Wirkung und die Wucht ihrer Steingeschosse nicht abhalten kön- und die Mauer wird ehestens zusammenbrechen."

„Du hast recht gesehen, Mirjam. Aber blicktest Du nicht auch rückwärts? Sahest Du nicht, wie wir einen Gürtel von Häusern hinweggeräumt, und eine zweite stärkere und höhere Mauer aus den Bestandtheilen jener aufgerichtet haben? Laß sie nur einstürzen, diese erste Mauer — wenn sie nach schwerem, blutigem Kampfe durch die Bresche eingebrochen sein werden, werden die Tyrannenknechte am Fuße des zweiten Bollwerks stehen und erfolglos zurückweichen...."

„Ha," rief Mirjam aus, „Du und Juda sind groß und des Sieges würdig.... Aber wenn auch diese Mauer dasselbe Schicksal ereilt, denn Ursicinus kann und wird nicht ablassen, was soll dessen das Ende sein?"

„Sei nicht so schwachmüthig, Mirjam, was ist Dir heute, Dir, die mir sonst nur mit freudigem Muthe entgegentritt und mit dem holden Lächeln ihres Mundes mir verkündet, daß Du mit uns zufrieden bist und Dein Geist des Schwunges nicht entbehrt, der sich über die dunkeln Wolken des Tages zum hellen Sonnenlicht einer bessern Zukunft zu erheben vermag? Hat Dich die leichte Schramme an meinem Arme so hart getroffen, so schwer niedergedrückt? Ei, Dich hat das Glück verwöhnt. Weil

ich bis heute unversehrt aus allen Kämpfen in Deine Arme zurückgekehrt bin, schreckt Dich der erste Tropfen Blutes, der den rollenden Wogen in meinen Adern entzogen wird, bis zum Verzagen? Nicht doch, jetzt erst beweise, daß Du das Weib eines Feldherrn bist, der nicht ohne Erfolg den Schreibestift mit dem Schwerte und die Waarenniederlage mit dem Schlachtfelde und den Mauern vertauscht hat. Wenn auch die zweite Mauer gefallen, so werden wir die dritte errichtet haben, und diese Stadt ist groß genug, um noch auf Jahre hin Raum zu neuen Bollwerken zu bieten. Vor Allem vergiß aber nicht, daß wir noch Einen Bundesgenossen haben, der seine Hülfe zur rechten Zeit senden wird! Hat er uns nicht vor drei Tagen, für diese Jahreszeit wunderbar genug, die starken Regenwetter geschickt, die alle unsere Cisternen wieder bis an den Rand gefüllt? Dies sei uns eine Bürgschaft für Mehr und Größeres. Einst lagen hundert Tausende der Assyrer um die Mauern Jerusalems, und in Einer Nacht sah Sanherib seine Heere vor dem Schwerte des göttlichen Boten, vor der mörderischen Seuche hinfallen. Hoffen wir auf ihn! Wir kämpfen für seinen Glauben, und dieser Glaube sollte uns nicht stärken und aufrecht erhalten? Noch sind wir gesund und stark, noch unsre Vorräthe unermeßlich, warum sollten wir verzagen? Laß nur die Zeiten der Stürme und des Regens wieder kommen, daß sie nur unter ihren Zeltdächern vom eisigen Nordwind, der von den Eisgipfeln des Libanon herunterstürzt, von den Fluthen des Himmels, die aus dem Schoße der Wolken herniederströmen, betroffen werden, und das Ansehen unserer Lage wird sich ändern. Dann zur rechten Zeit hinaus gestürzt und mit den Tatzen der Löwin, die ihre Jungen vertheidigt, in die geschwächten Glieder des verhaßten Feindes hineingegriffen — und der Sieg wird unser sein und wir wieder frei!"

Die Begeisterung Patrika's drang auch in Mirjam's Seele ein. Das Feuer seiner Augen zündete auch die Flamme in den ihrigen wieder an. Sie blickte voll Bewunderung in sein schönes, männliches Antlitz, das von Kampfesmuth und Siegesfreude sich wieder höher geröthet und ihr so anmuthig entgegenleuchtete, als ob jede Fiber desselben ihr sagte: siehe, ich kämpfe ja nur für Dich, und all mein Triumph gehört Dir, und meine Liebe ist der Sieg und kann nichts Anderes sein! Aber noch ein Mal senkte sich ihr Haupt, und mit zögernder Stimme sprach sie: „Vergieb mir, theurer Partrika, ich sollte wohl eigentlich vor Dir schweigen, daß ich Deinen erhabenen Geist nicht herunterzöge in den niedern Kreis weiblicher Angst und Besorgniß. Aber Du hast mir stets geboten, Dir Alles zu sagen, was mir im Herzen lebt, und Dein Gebot ist mir heilig, daß ich Dir nichts verschweigen kann. Was mich so schwer bedrückt, und mich in diesen fieberhaften Schrecken versetzt hat, das ist die Flammensäule, die in voriger Nacht den nördlichen Himmel so furchtbar durchglühte, daß ihr Wiederschein bis in die Fenster dieses Thurmes drang.... ich habe sie gesehen, stundenlang wuchs und wuchs sie an, bis sie riesenhaft in das Herz des Himmels zu dringen schien, immer weiter und weiter dehnte sie sich aus, als ob sie den ganzen Rand der Erde verzehren wolle.... Ich weiß es wohl, es war das brennende Safed, das mit Flammenschrift in die Wolken zeichnete: Safed, das hohe, große, weisheitsvolle Safed ist nicht mehr!.... Und wie wird es Tiberias ergangen sein? Hinter den Höhen verborgen, kann es uns seine Zeichen nicht sichtbar machen, und mir nicht verkünden, ob die Stätte meiner Kindheit und Jugend, ob das Haus meiner Väter noch besteht.... was mag der liebliche See unterdeß an den Ufern

seines blauen Spiegels gesehen haben?!....“ Mirjam bedeckte mit ihren Händen ihr kummerdurchzogenes Antlitz.

Patrika seufzte tief auf. „Auch ich will Dir nichts verbergen, theures Weib. Ich würde Dich minder achten, wenn ich dies für nothwendig halten müßte. Safed ist nicht mehr; gestern früh fiel es durch Verrätherei von Samaritanern, welche die thörichten Führer gegen meinen ausdrücklichen Willen in der Stadt zurückgelassen hatten. Aber auch Tiberias ist nicht mehr unser. Der abtrünnige Joseph, der die Schwächen dieser Stadt nur zu genau kannte, führte die Feinde nächtlicher Weile auf hunderten von Barken an eine vernachlässigte Stelle des schwachbefestigten Ufers, und so drangen die Römer hinein, haben aber die Stadt selbst auf Befehl des Gallus verschont.... So sind es allerdings Gabara und Sepphoris allein, welche, hoch auf ihren Bergesspitzen, dem Römer widerstehen und mit Gott für immer widerstehen werden! Nun, Mirjam, wir sind unschuldig an dem Blute unseres Volkes, das in Strömen den Boden unsrer Väter tränkt. Nicht ich, nicht diese und jene haben den Aufstand gemacht und die Erhebung unsres Volkes bewirkt. Dieses selbst hat ihn gemacht, unsre Feinde haben ihn mit tausend teuflischen Künsten in's Leben gerufen. Wir können mit ruhigem Bewußtsein in die Feuerflammen und auf das Mordfeld blicken. Und was thuts? Bleiben wir nur an diesem einen Fleck Erde bestehen, hält nur Sepphoris seine Bergkrone hoch in der Höhe: mit dem ersten Schritt aus seinen Thoren wieder, gehört auch das Land wieder uns, und seine Städte und Flecken füllen sich wieder mit rüstigen und schaffenden Menschen, die den Einig-Einzigen rühmen als den Gott des Sieges und des Friedens!.... Darum frisch und muthig beim Werke! Nur der Fuß, der zurückweicht, fällt in

die Schlinge; und der Arm, der die Hand sinken läßt, wird von der Fessel umschlungen!“

Und mit diesen Worten umschlangen die Arme Patrikos sein Weib, und sie legte ihr Haupt an seine Brust, und ihr Mund fand den seinen, und in einem heißen Kusse sagten sich ihre Seelen: wir sind Eines, und was uns beschieden, es findet uns bei einander und gehört uns gemeinsam an, sei es Sieg, sei es Untergang!

20.

Wunder der Tapferkeit von beiden Seiten!

Die Mauer der Stadt war an verschiedenen Stellen eingestürzt. Als aber die Römer nach einem furchtbaren Kampfe durch die Breschen eingedrungen, sahen sie sich zu ihrem Entsetzen vor einer breiten Fläche, einem tiefen Graben und einer neuen höheren und stärkeren Mauer, die um so schwerer zugänglich war, als das Terrain der an dem Berge hinangebauten Stadt aufwärts stieg. Muthlosigkeit überfiel alle Feinde von Sepphoris; kaum daß sie sich überwanden, sich in den Breschen festzusetzen und aus der eroberten Mauer eine Vertheidigungslinie zu machen.

Ursicinus tobte und raste, denn er sah sich jetzt noch nicht viel weiter gekommen, als er zu Anfang der Belagerung gewesen. Aber es kam für ihn ein noch härterer Schlag hinzu. Bei der Rückkehr vom Sturme fand er zwei Depeschen vor. Die eine meldete ihm den Tod seines eifrigsten Beschützers, des Cäsars Gallus. Der eitle, eifersüchtige und tückische Kaiser Constantius hatte das große Ansehen, welches Gallus in allen östlichen Provinzen des Staates sich erworben, lange schon mit Mißmuth wahrgenommen. Bald bildete er sich ein, daß Gallus nach der Alleinherrschaft strebe. Ist in einem Despoten der Verdacht erst rege, so wird er von den Kreaturen, die ihn umgeben, schnell erlauscht und sorgfältig genährt. Jeder Schritt, jedes Wort des Gallus, von Spionen aufgefangen, wurde als ein Zeichen seiner verbrecherischen

Absichten dem Kaiser hinterbracht, und dieser beschloß, ihn aus dem Wege zu räumen. Der Befehl kam von Rom, und der Mitkaiser fiel durch das Schwert. Ursicinus war wie vom Donner gerührt. „Gallus todt, vom kaiserlichen Meuchelmörder gemordet!“ rief er aus, „o Ursicinus, was wird dann Dein Schicksal sein?!“ Er öffnete mit zitternder Hand die andere Depesche. Sie war an ihn von Rom selbst datirt, und befahl ihm bei der höchsten Ungnade, die Einnahme Sepphoris sofort zu bewerkstelligen, da jede Verzögerung bei dem großen Heere, das man ihm bewilligt, und bei der Verächtlichkeit und Geringfügigkeit der Gegner als böser Wille angesehen werden würde. Es wurde ihm deutlich zu verstehen gegeben, daß die schlechten Erfolge des Feldzuges in Mesopotamien, der Verlust Amida's, ebenso wie der Aufstand der Juden nur ihm und seinem Verfahren zugeschrieben wurden. Nur der schnellste Sieg könne ihn retten, sonst würde ihm alsbald der Prozeß gemacht werden.

Eine unsägliche Bitterkeit erfüllte die Seele des wilden, aber tapfern und erfahrenen Feldherrn. Dies war also der Erfolg eines unter Kämpfen und Strapazen vollbrachten Lebens; dies der Lohn Roms für tausendfache geleistete und mit dem eigenen Blute vollbrachte Dienste! Hinter all' den Kämpfen und Siegen, der wiederholten Rettung des Reiches aus den drängendsten Gefahren drohte ihm das Henkerschwert!.... Da erwachte in ihm aus der Tiefe des Unmuths leise die Frage, ob er nicht oft genug allzuviel gethan? Ob er diesem Rom, diesem eitlen und grausamen Kaiser nicht das Leben und Glück zahlloser Menschen geopfert? Die Schatten Tausender von Menschen, die sein Befehl weit über die Grenze der kriegerischen Nothwendigkeit hinaus hingeschlachtet, das Feuermeer von hundert zerstörten Städten, die er seiner Soldateska übermüthig preisgegeben, umringten sein nächt-

liches Lager, und wiesen als gerechte Vergeltung auf seinen Sturz und Tod in naher Zeit hin. Doch mitten durch die Qualen seines Geistes hindurch mußte zu einem Entschlusse gekommen werden. Er wollte einen Versuch anderer Art machen, und er ließ Joseph den Abtrünnigen rufen.

Am andern Morgen trat ein Kriegstribun als Parlamentair vor die neue Mauer der Stadt, mit einer weißen Standarte versehen. Patrika wurde zur Stelle gerufen und bewilligte eine Unterredung für Den, welchen Ursicinus senden werde. Zu dem Ende wollte auch er eine weiße Wimpel auf der Mauer aufstellen lassen, und behielt sich vor, zu jeder Zeit durch das Herablassen der Wimpel die Unterredung abbrechen zu dürfen, und dann noch eine Viertelstunde für die Entfernung der römischen Abgesandten vorübergehen zu lassen. Die weiße Wimpel erhob sich in die Luft, das neugierige Volk von Sepphoris versammelte sich auf der Mauer, so weit diese Raum dazu bot. Plötzlich erschien auf dem Raume zwischen der alten und neuen Mauer — Joseph der Abtrünnige in einem kostbaren Priestergewande und machte das Zeichen, sprechen zu wollen. Sowie das Volk ihn erblickte, schrie es: „Nieder mit der Wimpel! Wir wollen ihn nicht hören, den Verräther, den Mörder des Patriarchen!“ Drohende Geberden zeigten sich überall, und leicht hätte es zu Thätlichkeiten kommen können. Aber Patrika gebot mit Donnerstimme Ruhe; sie sollten ihn anhören und antworten, damit der Römer erkenne, daß die Vertheidigung von Sepphoris die freie That freier Männer sei, daß hinter den Mauern dieser Stadt kein Zwang, keine Gewalt geübt werde. Man gehorchte ihm, und die wildbewegte Woge des Volksgrimmes legte sich allmälig, es ward Stille, daß jedes Wort auch in weiter Entfernung gehört werden konnte.

„Männer von Sepphoris!“ hob Joseph an, „hört auf meine Worte. Wer euch gesagt, daß ich euch hasse, der hat das Gift der Lüge in eure biedern Herzen geträufelt. Ja, ich liebe euch, meine Brüder in Juda, liebe euch mehr als alle die, welche euch zu den Werken des Krieges aufgestachelt, für die ihr nicht bestimmt seid, und die euch an den Rand des Verderbens bringen. Aber ich verstehe meine Liebe anders, und wünsche das Glück des Friedens euch zurückzubringen, dem ihr entflohen seid und das euch geflohen. Darum höret auf mein Wort. Genug sind der Gräuel geschehen. Sehet ihr nicht zahllose Leichen den Vögeln des Himmels und dem Gewilde des Feldes zum Fraße hingeworfen? Eure Städte sind zu Trümmern geworden, auf euren Feldern wachsen Dornen und Disteln, eure Straßen sind verödet, und selbst das Getümmel des Krieges hat sich von ihnen zurückgezogen — ihr allein, Männer von Sepphoris, seid noch übrig, und ihr könnet glauben, daß ihr allein der Weltherrscherin Rom widerstehen könnt? Was kann euer Loos sein? Noch einige Tage, vielleicht auch einige Wochen, und eure stolze Stadt liegt in Trümmern wie Safed und alle Städte Judäas und Galiläas, und die Pflugschar geht über ihre Stätte, um ihre Trümmer zu ewigem Schweigen zu verdammen, und eure Frauen und Kinder schmachten in der Sklaverei und ihr selbst seid zum Fraße des Schwertes geworden! Könnet ihr hierüber zweifelhaft sein? Wollet ihr noch ferner denen folgen, die eure Verblendung benutzen, um euch in dieses Verderben zu stürzen? Wohlan, kehret auf eurem Wege um — ich, ich rufe euch den Gruß des Salem zu, ich bringe euch den Oelzweig, der zu einem Baume werde, unter dessen Schatten ihr euch labet, ich trage euch Versöhnung entgegen, Verzeihung alles Geschehenen, Wiederherstellung eurer Stadt, eures Wohlstandes, eurer Freiheit! Nur die Wenigen,

die euch verführt haben, sollen die gerechte Strafe erleiden, alle Andern aber frei ausgehen, und Niemand zur Rechenschaft gezogen werden für das Vorgefallene. Ja, die Hand des Kaisers will noch mehr thun, sie will euch das Geschenk seiner Gnade bieten, indem er denen Ersatz verheißt, die Schaden erlitten, denen Aufhülfe, die in ihrem Besitzthum herunter gekommen. ...“

Das Volk auf den Mauern hatte aufmerksam zugehört. Waren die ersten Worte des Verhaßten mit höhnischem Gelächter beantwortet worden, so horchten doch die Hörer bei der Aufzählung seiner Verheißungen immer mehr auf, immer tiefer wurde die Stille, ein Nachdenken flog über manches Gesicht, und wenn hier und da aus der Menge der Ruf ertönte: „Das ist Alles Lug und Trug!“ so rief man von allen Seiten: „Stille, stille!“ Jetzt aber, nach einer kleinen Pause, erhob sich Joseph in der ganzen Länge seiner Gestalt, und mit noch stärkerer, ja kreischender Stimme rief er: „Wollet ihr dies Alles haben, Frieden, Glück und Reichthum, Zufriedenheit und Ehre, so öffnet die Thore, strömet heraus und folget diesem Zeichen!“ und plötzlich zog er ein goldenes, mit Edelsteinen besetztes Crucifix unter seinen Kleidern hervor, und hob es mit ausgestrecktem Arme in die Höhe, daß die Strahlen der Sonne glänzend darauf fielen. „Ja,“ fuhr er fort, „dies ist das Zeichen, worin wir Alle siegen werden, dies das Zeichen des Heils und des Friedens! Zu ihm wendet euch, ihr verlorenen Schafe aus Israels Heerde, die ihre Hirten irre geleitet haben! Dieser ist euer wahrer Hirt, verleugnet ihn nicht ferner, seid nicht das hartnäckige Volk von vordem, das den Fluch auf sein Haupt gerufen. ...“ Aber weiter konnte seine Stimme nicht gehört werden. Mit fürchterlichem Geschrei stürzte das Volk auf die weiße Wimpel los und riß sie gewaltsam nieder und zersetzte

sie in tausend Stücke. „Fort mit dem Gotteslästerer!" rief es aus tausend Kehlen. „Fort mit dem Verräther, fort mit dem Seelenverkäufer!" Und das Gebrause der Stimmen wurde so gewaltig, daß man nichts mehr daraus vernehmen konnte. Mit vieler Mühe gelang es endlich Patrika und seinen Begleitern durch immer wiederholte sichtbare Zeichen einige Ruhe wieder herzustellen, die sogleich ganz wiederkehrte, als die klangvolle Stimme Patrikas hörbar geworden. „Kriegstribun," redete er den römischen Parlamentair an, „das Volk von Sepphoris hat euch Antwort gegeben. Hättest Du gleich Anfangs gesagt, wen Du hierherbringen und wen Du sprechen lassen wolltest, so hätten wir Dir die Mühe des Kommens erspart. Ich glaubte, Du hättest uns Anträge von eurem Feldherrn zu bringen, und diese sollte das ganze Volk von Sepphoris vernehmen und darüber beschließen. So aber wollet ihr nur, daß wir das aufgeben, wofür wir den Streit unternommen, daß wir Gott entsagen und unsern Vätern fluchen sollen, daß wir für ein armseliges Stück Leben das opfern sollen, wofür wir in tausend Tode gehen — es ist eitel Wind, gehet, und kommet nicht wieder. Das Volk von Sepphoris ist einig, es will keinen Verrath an seinem Heiligthume, es ruft mit seinem letzten Athemzuge: „Der Ewige ist Gott, und Keiner mehr!"

Kaum waren diese Worte von den Lippen Patrika's gekommen, so hallte es in tausendfachem Echo wieder: „Der Ewige ist Gott, der Ewige ist Gott, Keiner mehr!" Und die Arme des Volkes erhoben sich, Schwerter wurden gezückt, Bogen gespannt, Wurfspieße in die Höhe gerichtet — Joseph eilte schnell vom Platze, langsamer folgte ihm der Kriegstribun. Ursicinus sah ein, daß abermals sein Glaubenseifer seine Feldherrnklugheit überwunden und geschlagen hätte.

21.

Wieder waren einige Monde vergangen. Auch Sahara war gefallen, und sein stolzes Haupt heruntergerollt vom Gipfel seines Berges. Die Legionen, welche es belagert und mit Sturm eingenommen hatten, waren in das Lager des Ursicinus gerückt, um die Lücken seines Heeres wieder auszufüllen und neuen Muth in die niedergeschlagenen Gemüther der Belagerer von Sepphoris zu bringen. Mit den außerordentlichsten Anstrengungen hatten die Römer ihre Sturmböcke und Widderköpfe auch an die zweite Mauer gebracht, und man konnte den Tag voraussehen, an welchem auch diese ihrem Schicksale erliegen werde. Aber konnten nicht die hartnäckigen Vertheidiger hinter derselben ein neues Bollwerk geschaffen haben? Man konnte es ihnen zutrauen, und Zeit und Materialien hatten sie genug gehabt. Die Männer in der eingeschlossenen Stadt zeigten immerfort denselben hartnäckigen Muth, dieselbe unerschütterliche Entschlossenheit; unter den Hammerschlägen des Kampfes war ihr Herz nur immer eiserner geworden und immer gestählter. Dennoch sah es innen übel genug aus. Ganze Straßen waren durch die Feuerbrände und glühenden Pfeile, welche die Römer hineingeschossen, entzündet und niedergebrannt worden. Weit über ein Drittheil der Streiter ruhte bereits vom Kampfe im Schoße der Erde aus; mancherlei Krankheiten hatten unter den Einwohnern gewüthet. Auch die Vorräthe waren knapper geworden. Aber die Seelengröße Patrika's, seiner Genossen, ja aller Bewohner der Stadt, sah über diese unvermeidlichen Uebel

ruhig hinweg; jede Gefahr, jede Anstrengung, jede Noth traf sie auf ihrem Platze, bereit zur Abwehr und zum Ertragen. War die Gefahr vorüber, die Anstrengung überstanden, die Noth beseitigt, dann füllte sich ihr Herz mit Jubel, ihr Geist mit neuer Zuversicht; sie eilten nach den Gotteshäusern, so viele deren übrig geblieben, und drückten ihre Gefühle in Psalmen und Hymnen aus. Auch waren ihre Aussichten durchaus noch nicht ganz dunkel. Ihre Widerstandskraft hatte sich bewährt; ein Jeder von den Uebriggebliebenen war ein Held; ein Jeder konnte sich auf alle Andern verlassen, mehr als auf Brüder, fast noch mehr als auf sich selbst; ein heiliger Bund umschloß sie und machte aus ihnen Allen eine unzerreißbare Kette, aus welcher nur der Tod dieses oder jenes Glied zu lösen vermochte. Auch war es Patrika gelungen, in dunkeln Nächten Sendboten durch den unterirdischen Gang zu entlassen, und kleine Vorräthe unbemerkt hereinzuschaffen. Auf demselben Wege waren ihm Zusicherungen gekommen, daß Sapor dennoch sich entschließen könnte, im Frühjahr einen neuen Feldzug zu beginnen, da alle Friedensverhandlungen zwischen ihm und Rom gescheitert waren. Vor Allem aber sah Patrika gespannt dem Beginn der Regenzeit entgegen, denn wenn diese nur rauh und stürmisch einträte, hoffte er, daß Ursicinus genöthigt sein würde, Winterquartiere zu beziehen, und so die Belagerung zu unterbrechen, wenigstens doch in eine bloße Umzingelung auf einige Zeit zu verwandeln.

Diesem immer frischen Muthe in dem Herzen der Juden glichen die Gefühle in der Seele des Ursicinus nicht. Düster und in sich versunken saß er in seinem Zelte, und konnte seinem entschlossenen Geiste nur mit Mühe die stete Erneuerung des Angriffs und die Fortsetzung der Belagerungsarbeiten abringen. Freilich stand ihm das Ziel nicht minder sicher vor den Augen, wie

Patrika das seine. Er glaubte, Sepphoris müsse fallen, ebenso fest wie Patrika, Sepphoris müsse widerstehen. Das ganze Land war unterworfen, Stadt für Stadt niedergebrannt, Dorf nach Dorf verwüstet, die Bewohner getödtet oder in die Gefangenschaft geschleppt — Galiläa war nur noch ein großer Altar, auf welchem dem Geiste der Verwüstung zahllose Opfer gebracht waren, und die Opfer rauchten nicht mehr, sondern waren in Asche zerfallen auf den erloschenen Feuerscheiten. Und dieses Sepphoris mußte fallen, früher oder später; es glich einem Sterbenden, dessen Herz noch schlägt, aber aus seinen Gliedern weicht das Leben Stunde für Stunde zurück. Aber wird er den Augenblick erleben, wo auch dieses Herz dem Tode erliegen, diese Brust den letzten Athemzug ausstoßen werde? Er knirschte mit den Zähnen, denn vor ihm lag ein Befehl des Kaisers Constantius an ihn, daß in wenigen Tagen ein anderer Befehlshaber eintreffen werde und er selbst sich nach seinem Vaterlande Dacien in die Verbannung zu begeben und dort den Ausgang des wider ihn zu eröffnenden Prozesses zu erwarten habe. Und was konnte der Ausgang dieses Prozesses sein, in welchem Ankläger und Richter dieselben Personen, seine erbittertsten Feinde waren, und er nicht einmal gehört wurde?

Aber die Regenzeit kam nicht und wollte nicht kommen. Kein Luftzug bewegte sich, um die Winde anzumelden, auf deren Schwingen die dunkeln Wolken über den azurblauen Himmel gezogen kämen. Unendliche Gluthen strömten vielmehr von diesem unveränderlichen Himmelsgewölbe herab, und steigerten sich zur Unerträglichkeit. Fluren und Berge lagen wie verbrannt da, und die Bäume des Waldes wie der Gärten hatten ihr falbes Laub längst abgeworfen und in Staub zerfallen sehen. Selbst in den Nächten kam keine Kühlung, denn die stillstehende Luft war

so durchglüht, daß auch die Schatten der Nacht die Hitze nur wenig zu mindern vermochten. Die Ordnung der Dinge war umgekehrt: Menschen und Thiere lagen am Tage wie gefesselt danieder, und nur um Mitternacht konnten die Arbeiten fortgesetzt werden. Eine unsägliche Bangigkeit ging durch die ganze Natur, und hielt selbst die stärksten Gemüther in den Banden ängstlicher Erwartung dessen, was einer so außergewöhnlichen Erscheinung folgen werde.

Patrika befand sich eines Nachmittags in dem Gemache Mirjams in dem oft erwähnten Thurme. Ausdrücke ihrer Liebe, Bemerkungen über die Lage der Dinge, Hoffnungen und Befürchtungen hatten sie mit einander ausgetauscht. Die Jugend ist stets geneigt, die hellste Seite an Gegenwart und Zukunft herauszukehren, noch dazu, wenn sie damit ein geliebtes Wesen zu erfreuen und zu erleichtern denkt. Es war daher fast eine fröhliche Stimmung über die beiden Gatten gekommen, und nur Mirjam blickte bisweilen sinnend nieder, und erhob dann ihr Haupt, als ob sie etwas sagen wollte, was sie dennoch wieder zurückhielt. Aber es mußte dies nichts Betrübendes sein, denn ihre Augen leuchteten dabei in wundersamen Glanze und eine liebliche Röthe übergoß ihr Angesicht.

Plötzlich fuhr Mirjam auf, entwand sich den Armen Patrika's und rief: „Um Gott, was ist das?" Sie eilte zum Fenster, und Patrika folgte ihr. Ein schwefelgelber Glanz hatte sich über den ganzen Himmel gezogen, so sonderbar, so stark, und er wuchs an Dichtigkeit und Glanz der Farbe, wie an Ausdehnung, daß er bereits einen tiefgelben Schein durch die Fenster in das Gemach warf. Die Bläue des Himmels war davor gänzlich geschwunden. Und hinter dem schwefelgelben Glanze erhob sich langsam von Nordosten her eine tiefschwarze Wolke, sie stieg wie

ein schlanker Stamm aus dem Saume des Horizontes herauf, und als sie die Höhe des Himmels erreicht hatte, breitete sie sich wie ein dichtes Laubdach aus, daß sie von dem gelben Hintergrunde wie ein schwarzer, riesiger Baum abstach, und immer höher stieg sie, und immer greller unterschied sie sich von dem gelben Glanze um sie her. Dabei war die Natur lautlos, und nur in diesen Himmelsgebilden schien das Leben, ein verderbenschwangeres Leben sich zu bewegen. Da brach mit einem Male ein Sturm los, der mit Krachen und Tosen durch die Lüfte fuhr. Einen Augenblick, dann war Alles still, und er kam wieder in einem furchtbaren Stoße, daß es raste und heulte um die Höhe des Berges, um das Castell und seine Thürme, über die Dächer und Mauern. Dann wieder Ruhe und lautlose Stille. Und immer höher und weiter dehnte sich das schwarze Gewölk aus, und hatte die Sonne, die sich nach Westen senkte, erreicht und überdeckt, daß sich wie Dämmerung über die Erde legte. „Was ist das?“ rief Mirjam voll Angst und Schrecken, und klammerte sich an den Armen ihres Mannes an. „Nur ruhig, theure Mirjam,“ sprach Patrika, „es geht etwas Außergewöhnliches vor; das Wetter steigt vom See bei Tiberias auf; aber es verkündet uns wahrscheinlich das Ende dieser Dürre und das Nahen der Regenzeit, die wir so sehnlichst herbeiwünschen. Gott ist allmächtig, und seine Gnade steht uns bei!“

Da mit einem Male begann es wie Donner zu rollen. Aber es war kein Donner, der durch den Himmel rollt, und seine Blitze aus dem Gewölke wirft, bald hier hin, bald dort hin auf die Erde: es war ein dumpfer Donner, der durch die Erde selbst unter den Füßen der Menschen rollte. Er klang nicht wie Zorn und Groll, der dann und wann seinen Ungestüm losläßt, und sich dann wieder besänftigt: er tönte wie das Verderben

selbst, das ewige, unerbittliche Verderben, das alles Lebende verschlingen und in seinen Schlund begraben will. Und wie dieser Donner unterirdisch in der Tiefe dahinzog, begann die Fläche der Erde zu beben, und hob und senkte sich wie ein Schiff auf wildbewegter Welle. Und mitten in dieses Schwanken scholl ein furchtbares Gepolter und Krachen herein, und der gegenüber liegende Thurm beugte und senkte sich, und stürzte zusammen. Und von überall her erhob sich das Krachen einstürzender Bauwerke, herunter geschleuderter Dächer, zusammen brechender Mauern, und mitten hindurch der Weheruf und das Jammergeheul unzähliger Menschenstimmen und Gebrüll von Thieren. Das Schwanken der Erde wiederholte sich, und auch der Thurm, in welchem Patrika und Mirjam sich befanden, wankte hin und her, wenn auch die mächtigen Quadersteine, aus denen er in ältester Zeit, der er entstammte, erbaut war, sich noch nicht von einander zu lösen schienen. „Es ist ein Erdbeben!“ rief Patrika entsetzt aus, „wir müssen hinaus, daß der Thurm uns nicht begräbt — Gott stehe uns bei!“ und mit starkem Arme erhob er die ohnmächtige Mirjam und stürzte mit ihr aus dem Thurme auf den Hof des Castells hinaus. Hierhin eilten bereits die Bewohner des Castells zusammen, so weit sie nicht schon unter den Trümmern und Schutthaufen ihrer Wohnungen erschlagen und begraben lagen. Die Verwirrung und das Wehklagen war grenzenlos. Alles lief durch einander, Männer und Frauen und Kinder, und jammerten und rangen die Hände und warfen sich zur Erde. Und aus der Stadt tönte nicht minder der Nothschrei der Menschen, und durch denselben das Krachen des Einsturzes, und darüber hinweg der wilde Klang der Hörner und Tuba's vom Felde her, als ob der Feind die entsetzten Menschen seine Gegenwart und seine verderbliche Macht nicht vergessen lassen wolle. Auch Amnon stürzte

herbei. . . . Da erhob sich Patrika, und seine gewaltige Stimme drang durch das furchtbare Gewühl, und er rief das donnernde Befehlswort: „Alle Männer herbei und in das Glied getreten! Wir müssen hinaus zu Hülfe und Vertheidigung, ich stelle mich an eure Spitze!“ Immer öfters und lauter wiederholte er dies Commando, und hier und da sonderte sich ein Mann aus dem Knäuel, und eine kleine Schaar begann sich zu sammeln. Da warf sich Mirjam an die Brust Patrika's und schlang die Arme um seinen Nacken und rief flehend: „Bleibe bei mir, Patrika, verlaß mich nicht!“ Aber Patrika rief ihr zu: „Ich muß, ich muß, theures Weib, meine Brüder rufen, mein Volk merket auf mich, ich muß retten, wenn der Feind jetzt anrückt, ist Alles verloren!“ Er suchte sich ihrer Umarmung zu entwinden, aber sie umhalste ihn nur um so fester und flüsterte ihm zu: „Patrika, ich trage das Pfand deiner Liebe unter meinem Herzen, bleibe bei mir, verlaß mich nicht!“

Schauern durchrieselten Seele und Gebein Patrika's, und er vermochte einen Augenblick nicht zu antworten. „Wie, stammelte er, diese Botschaft des Glückes in einem solchen Augenblicke! Mirjam, Mirjam . . . .“ und er drückte sie fester an seine Brust . . . . Da rollte der Donner noch einmal unter ihren Füßen, da schwankte und stürzte es von Neuem um sie her, da erhob sich wieder das Jammergeschrei, und stärker als zuvor der Schall der feindlichen Drommeten. „Ammon,“ rief Patrika, „Du bleibst bei Mirjam und wachest über sie, ich weiß es, mehr als über Dein eigenes Leben — ich muß fort, an jedem Augenblick hängt Leben oder Tod!“ Er riß sich los, stellte sich an die Spitze der zehn oder zwölf Männer, welche sich gesammelt hatten, und verließ das Castell. Mühsam und nur langsam konnte er in die Stadt eindringen, und durch sie hindurch nach den Außenwerken gelangen. Ueberall versperrten die Balken und Steine

zusammengestürzter Häuser die Straßen; die Plätze waren durch Menschenknäuel verstopft, immer mehr breitete sich Dunkelheit aus, dichte Staubwirbel beklemmten den Athem und verschleierten den Blick, ein feiner Aschenregen fiel herab, und begann die Schreitenden zu bedecken, hier und da brach eine Feuersäule aus den eingestürzten Häusern hervor. Schritt vor Schritt bahnte Patrika mit seinen Begleitern sich den Weg über die Trümmerhaufen und zahlreichen Leichen Erschlagener, durch die Menschenhaufen, die besinnungslos durch einander liefen. So gelangte er nach übermenschlicher Anstrengung zu den Außenwerken der Stadt, und in welchem Zustande fand er sie! Die schon vorher erschütterte Mauer hatte den unterirdischen Stößen, dem Wellengang der Erde an vielen Stellen nachgegeben, war eingestürzt und zeigte weite, klaffende Breschen. Patrika war unterwegs auf einen seiner Alarmbläser gestoßen, und dieser ließ jetzt sein Horn mit aller Kraft erschallen. Aber nur wenige Bewaffnete folgten dem Tone, welchem früher Alle freudig und mit Hast gehorcht hatten. Der jüdische Held stellte sich mit seiner Schaar hinter dem größten und dem Feinde nächsten Mauerrisse auf, entschlossen den letzten Rest ihrer Kräfte zur Vertheidigung der unglücklichen Stadt zu verwenden. Siehe, da noch einmal unterirdischer Donner, noch einmal Zusammensturz — — dann ward es still umher, es war vorüber. . . . Die Nacht war noch nicht angebrochen, da hellte sich der Himmel wieder auf; die Sonne sandte hinter einer glühenden Rosenwolke ihre letzten Strahlen vergoldend über die Höhen und die Ebene und die zerstörten Menschenwohnungen hin. Ein linder Wind zerstreute die Wolken, daß der Mond und die Sterne bald schimmernd am lichten Himmelsgewölbe hervortraten.

Als das furchtbare Erbeben der Erde, der schreckenvolle Auf-

ruhr der Natur begonnen, hatte Ursicinus sofort sein Heer zur Schlachtordnung durch die Hörner und Tubas aufrufen lassen, die Zeltdächer und Laubhütten des Lagers waren theils eingestürzt, theils vom Sturmwinde fortgerissen worden. Auf dem weiten Blachfelde standen die bewaffneten Krieger in festgeschlossenen Gliedern aufmarschirt, und erwarteten ruhig, was da kommen werde. Sobald nun die Natur zu ihrer Ordnung und zur Ruhe zurückgekehrt schien, und die Sonne ihren Scheidegruß der wieder beschwichtigten Erde zusandte, erkannte der römische Feldherr all zu sehr den Vortheil, den ihm das Geschick über den hartnäckigen Feind gegeben, und er ließ alsbald zum Angriff schreiten. Die Wege waren ihm geöffnet. Von allen Seiten drangen die Römer über die niedergestürzte Mauer in die Stadt ein. Patrika warf sich entschlossen mit seiner Schaar dem Feinde entgegen, aber bald war er umzingelt, ein Wurfspieß lähmte seine Linke, ein Schwertschlag spaltete seinen Helm und warf ihn bewußtlos nieder. Ueber seinen und der Seinigen Körper hielt das römische Heer seinen Einzug in die verwüstete Stadt und ihren namenlosen Jammer, und traf nur noch auf wehrlose Menschen, für die das Schwert nur den Tod, die Fesseln den Beginn einer langen Knechtschaft bereit hatten. . . .

Als Amnon das Heranrücken des Feindes gewahrte, und so lange wie es nur möglich, auf die Rückkehr Patrika's gewartet hatte, führte er endlich Mirjam in den Thurm zurück, um in den unterirdischen Gang hinunterzusteigen. In dem Gemache suchte er die Spuren der Oeffnung so viel wie möglich zu beseitigen, und versenkte sich nun in die Tiefe des Ganges. Er wollte bis an das äußerste Ende desselben vorrücken, um vom Feinde so weit es nur ging, entfernt zu sein und bei nahender Gefahr den Ausgang leicht erreichen zu können. Aber kaum hatte

er einige hundert Schritte zurückgelegt, so fand er das Gewölbe eingestürzt. Was die Jahrhunderte nicht vermocht, hatte das Erdbeben in wenigen Augenblicken vollbracht. Er fand sich eingeschlossen, gebannt in den Schoß der Erde, ein dunkles, stilles Grab für Lebende. . . . . Aber Amnon durfte der Verzweiflung, die sich seiner Seele bemächtigen wollte, keinen Raum gestatten. Er hob die ohnmächtige Mirjam auf, und wandte sich nach einer der Seitenhöhlen, die durch die Fürsorge Patrika's mit allerlei Vorräthen versehen war. Hier mußten sie verweilen, so lange der Feind sie nicht aufgefunden oder die dichte, dumpfe Luft es gestatten würde.

Das war das Ende von Sepphoris. Das letzte Stück Erde, das die Söhne Israels auf diesem Erdball das ihrige genannt, war nur noch ein Trümmerhaufen, ein Aufenthalt für Schakale geworden. Jahrhunderte vergingen, bis einige elende Beduinen aus den Trümmern Steine entnahmen, um am Fuße des Berges ein armseliges Dorf zu erbauen.

Zweiter Theil.

Rom.

Ein gewaltiger Königsadler sitzt einsam auf der Spitze eines Hügels. Ringsum noch andere Hügel, an deren Fuße eine weite, unfruchtbare, sumpfige Ebene beginnt, rechts und links von hohen Gebirgszügen begrenzt, deren kahle, zackige Felsengipfel sich in die Wolken erheben.

Was macht diesen Aar so gewaltig? Nicht die mächtigen Klauen allein, deren Masse dem Erze, deren Spitzen den Speeren gleichen, sondern mehr noch der furchtbare Blick des Auges, der weit über Berg und Ebene mit unglaublicher Schärfe nicht blos das Reh, das durch die Gebüsche schlüpft, das Lamm, das sorglos auf der Weide springt, auch das kleine Kaninchen gewahrt, das zwischen den Kräutern des Feldes hockt, und die Schlange, die im Staube sich ringelt.

Da entfaltet der Adler seine mächtigen Schwingen, und fährt mit sicherem Stoß auf die Beute, die er sich erkoren. Er erfaßt das Reh im Gebüsch, das Lamm auf der Weide, das Kaninchen zwischen den Kräutern und die Schlange im Staube, und trägt eines nach dem andern nach seinem Horste, sich und seinen Jungen zur Nahrung.

Und was hilft es, daß kräftige Jäger und Hirten ihn endlich nach der Spitze des Hügels, auf der er seinen Raub verzehrt, verfolgen und ihr stürmender Fuß die Hügel betritt?

Der Adler erhebt sich, und, nicht mehr sicher auf Erden, fährt er hinauf in den Himmelsraum, immer höher und höher, wo nicht der Stab des Hirten, nicht das Geschoß des Jägers ihn ereilt; dort zieht er seine gewaltigen Kreise, scheinbar bis zur Sonne hinauf, und von dort schießt er aber- und abermals auf die Beute nieder, die sein flammendes Auge erschaut hat. Seinen Horst hat er aber nunmehr auf der Höhe eines unzugänglichen Felsen in einer Klippenspalte angelegt: es wird lange währen, viele Jahrhunderte lang, bevor der Pfad dahin gangbar gemacht werde.

Ich stehe in dunkelndem Abend auf dem Capitol Roms. Ich erblicke am Fuße desselben gegen Süden das Forum und die mächtigen Trümmer, die es bedecken und umgeben, die zerbrochenen Mauern, die umgestürzten Säulen, das hochragende Colosseum, die einsam stehenden Triumphbogen mit den verstümmelten Bildwerken. Die Schatten der Dämmerung haben sich darüber gebreitet. Aber die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergolden drüben die Kuppel von St. Peter und die zahllosen Fenster des Vaticans. Aber auch sie sind in Schweigen gehüllt, und nur elende Hütten in engen Gassen umgeben den Fuß dieser riesigen Bauwerke. Nach Norden hin dehnt sich das moderne Rom; eine weite Flucht von Häusern mit Plätzen und Thoren: nichts Großes, nichts Bedeutungsvolles, nichts für die Zukunft Ahnungsreiches strebt daraus hervor; es ist eine Stadt der Fremden und des arbeitsamen Bürgers. Aber der Fremde kommt nur um jener Ruinen, um des Vaticans und St. Peter's willen, und der Bürger arbeitet für den Fremden. . . .

Rom ist der gewaltige Königsadler, der von der Spitze dieser Hügel die ganze Welt der Erde zu seiner Beute machte, dann, von einem kräftigeren Menschengeschlechte von seinen

Hügeln vertrieben, vom Himmel her die Kreise seiner neuen Herrschaft zog und auf einem unzugänglichen Felsen seinen Horst anlegte. Rom, nicht Deine zerfallenen Trümmer, nicht Dein himmelanstrebender Dom, nicht Deine Stadt mit dem Corso und dem Monte Pincio machen Dein ewiges Interesse im Herzen des Menschengeschlechtes aus, sondern Deine Geschichte von dritthalb Jahrtausenden. Denn wo ist noch ein Fleck dieser Erde, wo so viel gekämpft, gerungen und gestritten worden, wo so viel Kriegsgeschrei und Triumphgesänge, so viele Seufzer der Gefallenen und so viel Stöhnen der Gefangenen ertönten, wo so viele Reichthümer aufgehäuft und wieder vergeudet wurden, wo so viele Thränen und so viele Ströme des Blutes flossen? Und doch war all dies nur Beute, die Dein scharfes Auge in der Ferne geschaut und Deine ehernen Klauen aus der Ferne geholt. Du selbst hast Nichts geschaffen, höchstens vermochtest Du nachzuahmen. Deine Götter holtest Du aus allen Ländern, Wissen und Kunst brachten die Söhne der Gefangenschaft zu Dir, und die Lehre, auf welche Du Deine Herrschaft zum zweiten Male gründetest, stammte aus dem kleinen, verachteten Volke, das Du mit dem Fuße zu zertreten dachtest, und doch nur mit dem Arme über die Erde zu zerstreuen vermochtest, wo es alle Deine Trümmer überdauert. Aber Du bist von den sieben Hügeln bereits in die Ebene hinabgestiegen, und sollte endlich auch Dein zweiter Horst von den Jägern umstellt, von den Kämpfern, dies Mal des Geistes, erstiegen werden: Du magst immerhin noch die Hauptstadt eines Staates werden, die Hauptstadt der Welt wirst Du niemals wieder. . . .

Schlagen wir *eine* Seite dieser langen und wirrenreichen Geschichte auf. Auch sie ist an Kampf, an Thränen und Blut reich, wie alle ihre Schwestern. Aber aus den einzelnen Schrift-

zügen, die darauf verzeichnet stehen, lesen wir bereits eine lange inhaltsreiche Zukunft heraus.

Gehe unter, strahlendes Licht der Sonne; komm, Schatten der Nacht, und verhülle diese Trümmerstätten und Menschenwohnungen; der Morgen kommt doch wieder, und die Sonne geht auf mit Licht und Wärme, und wenn sie sich zu Mittag hebt, erhellen ihre Strahlen alles Verborgene und Verhüllte, und verscheuchen die Nebel trotz des Widerstrebens all derer, welche das Licht zu fürchten haben.

1.

Wenn man im alten Rom von dem Forum oder andern großen Plätzen, die von Tempeln und Prachtbauten umgeben waren, in das Innere der Stadt einlenkte, so lag ein Knäuel von längeren und kürzeren, meist schmalen Straßen und Gassen vor dem Wanderer, in denen es schwer war, sich zurecht zu finden. Die Wohnhäuser zeigten nichts als die grauen Mauern, die nur wenig durch die Hauspforte und einige kleine vergitterte Fensteröffnungen unterbrochen waren. In den Hauptstraßen allerdings waren in dem Erdgeschosse vieler Häuser Verkaufsläden eingerichtet, vor denen aus der vorüberfluthenden Menge diejenigen stehen blieben, welche Einkäufe zu machen gedachten. Hatte man das Haus erreicht, in welches man eintreten wollte, so mußte man an die verschlossene Hausthüre klopfen, und harren, bis sie geöffnet werde. Durch einen kurzen, schmalen Gang gelangte man in das Atrium, ein viereckiges, großes Gemach, das aber ungedeckt war, so daß der Himmel sein blaues Dach darüber wölbte. Hier stand der Hausaltar, den Laren, den Göttern des Hauses, geweiht; hier hingen die Bildnisse der Ahnen, die nur bei einem Todesfalle von ihren Stellen genommen wurden, um bei dem Leichenbegängnisse vor der Bahre einhergetragen zu werden. Symmetrisch geordnete Thüren führten von hier in Seitengemächer, die für die verschiedenen Bedürfnisse des häuslichen Lebens bestimmt waren. Durch eine Hauptpforte trat man vom Atrium in das große Peristy-

lium. Um einen bedeutenden Raum zog sich ein luftiger Säulengang, von welchem wiederum Thüren in eine große Zahl Zimmer sich öffneten. Mitten in diesem Raume befanden sich Blumenrabatten, die einen Springbrunnen umgaben, der seine feuchte Kühle mit dem Dufte der Gewächse vereinigte. Dies war das Haus des geringen wie des vornehmen Römers, und nur die Pracht der Ausschmückung und die Größe der Räumlichkeiten bildeten einen mannigfaltigen Unterschied. Die feinen oder groben Malereien auf den Wänden, die Kunst und Schönheit des Mosaikbodens, die Menge der kostbaren Hausgeräthe, Kunstwerke und Bildsäulen, welche das Atrium und das Peristylium enthielten, die Seltenheit und Pracht der Blumen und Sträucher, diese zeugten von dem Reichthum oder von den geringen Mitteln des Bewohners.

Und also war auch das Haus des Kaisers, der kaiserliche Palast, beschaffen, nur daß hier die Größe und Zahl aller Räumlichkeiten, die außerordentliche Pracht in den Vorhängen von purpurner Seide und Sammet, in der Fülle der edelsten Metalle, die überall verschwenderisch angebracht waren, in der unübersehbaren Menge von Kunstwerken, den erhabenen Rang und den unermeßlichen Reichthum dieses allmächtigen Herrschers über die halbe Erdenwelt kundthaten; nur daß hier sich auf kühnen Bogen und gewaltigen Wölbungen mehrere Stockwerke über einander thürmten, und in dem ausgedehnten Raume, den der kaiserliche Palast bedeckte, die Zahl und Größe der Säle unübersehbar war. Aus den köstlichsten Steinen und Stiften waren die Mosaikböden in wunderbarem Farbenglanze und nach den reizendsten Mustern angelegt; hoch aufstrebten die Säulen aus den verschiedensten Steinen und in mannigfacher Ordnung, das Getäfel bestand aus den köstlichsten Hölzern, und die fernsten

Zonen mußten ihre schönsten und edelsten Gewächse liefern, um an Formen, Farben und Düften ein Paradies zu schaffen. Ein solcher Palast glich an Ausdehnung einer ganzen Stadt, und seine Bevölkerung war nicht minder zahlreich.

Vor wenigen Tagen hatte der Kaiser Constantius mit seiner von ihm zärtlich geliebten Gemahlin Eusebia wieder einmal, was selten geschah, seinen Aufenthalt in Rom genommen, und der kaiserliche Palast, der Jahre lang vereinsamt gelegen, glich jetzt einem Bienenstocke, in welchem unzählige Beamten und Würdenträger ein- und ausströmten. Der Kaiser liebte nicht, sich öffentlich zu zeigen, und hielt daher stets seinen Einzug in später oder früher Stunde. Sein Begriff von der Würde des Augustus war ein so hoher, daß er dem Volke nicht wie ein gewöhnlicher Erdensohn erscheinen mochte, und mußte er vor diesem sich sehen lassen, so richtete sich seine lange Gestalt hoch auf, er vermied möglichst jede Bewegung, und hielt den starren Blick nur nach einer Richtung hingewendet.

Es war noch in den Morgenstunden, und Constantius daher noch nicht sichtbar. Aber in dem Atrium schritt ein Weib lebhaft auf und nieder. Es war ein schönes Weib, noch in der Vollblüthe der Jugend, schlank und von Anmuth und Würde zugleich. Sie allein wandelte auf und ab, und nur wenige Frauen standen an der linken Wand, deren Thüren zu den Gemächern der Kaiserin führten, unbeweglich neben einander, wenn auch ihre Blicke die Bewegungen ihrer Gebieterin verfolgten. Ja, es war die Kaiserin selbst, aber eine Wolke des Unmuths lag auf ihrem schönen, ovalen Antlitz, auf ihrer weißen hohen Stirn, um ihren reizenden Mund, dessen Lippen sich stolz und zornig gewölbt, und aus ihren großen dunklen Augen blitzte es wie verwundete Eitelkeit und Verlangen nach Rache. Sie stand bisweilen still, nicht

weit von dem Altar mit dem Cruzifixe, der den alten der Laren ersetzt hatte. Aber sie achtete dessen nicht, sondern lauschte nach der rechten Seite des gewaltigen Saales hin, und stampfte mit dem zarten Fuße auf den glänzenden Mosaik, wenn sie wieder und wiederum von dorther Nichts vernahm. Offenbar hatte der Unmuth sie hierher getrieben, um dem Kaiser sobald wie möglich zu begegnen, dem sie wohl die Ursache ihrer Erregung klagend vortragen wollte.

Endlich vernahm man ein unverkennbares Geräusch, das sich aus den Gemächern der rechten Seite näherte; die Flügel einer Thüre sprangen auf, ein Zug von Kämmerern, Ministern, Quästoren, Schatzmeistern und Comites, gekleidet und geschmückt nach ihren verschiedenen Aemtern und Rangstufen, trat ein, dann kam der Oberkämmerer mit dem Zeichen seiner Würde und hierauf der Kaiser selbst im Purpurgewande und mit dem Diadem. Die Kaiserin war in der Mitte des Atriums stehen geblieben, und als der Zug der Hofbedienten zur Seite geschritten und der Kaiser sich ihr näherte, verbeugte sie sich tief. Er aber schritt auf sie zu, umarmte und küßte sie auf die Stirn.

„Eusebia," rief er erstaunt aus, „Du schon hier, was führte Dich so frühzeitig hierher?"

„Mein kaiserlicher Herr und Gemahl, wäre mir nicht schon das Verlangen, Dein Antlitz zu schauen, eine genügende Entschuldigung, da Du am gestrigen Tage durch die mühseligen Geschäfte und Audienzen von mir fern gehalten worden? Allein ich gestehe, es waltet noch eine andere Ursache vor, eine Ursache ernstester Art, die mich nöthigte, Dir so bald wie möglich zu begegnen."

„Ja, ja," erwiderte der Kaiser, und ein Lächeln schlich heimlich über sein Gesicht, „ich bemerkte es gleich, Du bist aufgeregt, beinah sagte ich erzürnt; so sprich es nur aus, was Dich verletzt

hat oder was Du wünschest. Du weißt, wie gern ich Dir Alles erfülle." Und er verbeugte sich leicht vor ihr.

„Die Sache ist von Bedeutung, Constantius, laß die Leute abtreten, nur der Oberkämmerer Eusebius mag hier bleiben."

Der Kaiser machte eine Bewegung mit der Hand, wodurch er allen Anwesenden sich zu entfernen gebot, und winkte zugleich seinem Vertrauten, dem Oberkämmerer, zurück zu bleiben. Die Herren und Frauen schritten, nachdem sie eine tiefe Verbeugung gemacht, zu den verschiedenen Thüren hinaus, und Eusebius trat einige Schritte dem in der Mitte des Atriums weilenden Herrscherpaare näher.

„Mein kaiserlicher Gemahl," hob Eusebia an, „mir sind tiefe Kränkungen widerfahren, und da ich weiß, daß Du die kaiserliche Würde in mir so hoch hältst, wie in Dir selbst, so halte ich es für meine Pflicht, die ich Deiner Majestät schulde, Dir mitzutheilen, was vorgefallen."

Constantius wurde auf diese Anrede sehr ernst, blickte die Kaiserin prüfend an und nickte ihr dann mit dem Haupte schweigend zu.

„Nachdem wir hier angelangt," fuhr die Kaiserin fort, „hielt ich es für Schuldigkeit und rathsam, den armen Christen meine Gegenwart durch freigebige Spenden fühlbar zu machen, und ich sandte daher eine bedeutende Summe an den Bischof Liberius von Rom, mit der Bitte, sie an die Armen seines Sprengels zu vertheilen. Da sandte mir dieser Mann das Geld zurück mit den Worten: Da ich mich zu den ketzerischen Bischöfen Auxentius und Epictetus hielte, so sollte ich diese auch zur Verwaltung meiner Almosen gebrauchen, und ehe ich mich nicht zum nicäischen Symbolum bekannt hätte, werde er nichts von mir annehmen."

Der Kaiser schien betroffen, und sprach: „Das ist allerdings vermessen!“

„Aber das ist noch nicht Alles. Ich hatte erfahren, daß Leontius, der Bischof von Tripolis in Lydien hier verweile, und da ich längst vorhatte, alldort eine fromme Stiftung zu machen, ließ ich ihn gestern einladen, vor mir zu erscheinen. Wie lautete nun aber seine Antwort? Er ließ mir sagen: da ich für die arianischen Bischöfe so viele Ehrerbietung hätte, so müßte er bezweifeln, ob ich ihm, dem katholischen Bischof, genügende Ehrfurcht bezeugen werde. Er müsse daher, wenn er der Einladung folgen sollte, die Bedingung stellen, daß ich, sobald er eingetreten, von meinem Throne herabsteige, ihm bis an die Thüre entgegenkomme, seinen Segen in einer demüthigen Stellung annehme, und so lange stehen bleibe, bis er seinen Platz eingenommen und mir erlaube, mich niederzusetzen. Ich brauche es Dir nicht auszudrücken, mein Gemahl, mit welchem Mißmuthe mich dieses unehrerbietige und hochmüthige Verlangen erfüllte. Wie? Sind wir schon so weit gekommen, daß diese Priester ihren Stuhl hoch über den kaiserlichen Thron stellen? Daß sie den Augustus und seine Gemahlin als ihre Untergebenen behandeln? Die Hand Deines großen Vaters hat sie aus dem Staube erhoben, sind sie schon so mächtig geworden, daß sie uns erniedrigen können? Wagen sie dies heute schon, geben wir ihnen hierin nach, weisen wir diese Uebergriffe einer eingebildeten Priesterschaft nicht jetzt ernstlich zurück, wie wird es uns später ergehen? Werden sie nicht aus diesen Vorgängen nur immer neue Ansprüche erheben? Wie, ist das die Lehre unseres Heilandes: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ wenn man dem Kaiser die schuldige Ehrfurcht verweigert? Ist das die Vorschrift des heiligen Apostels, der Obrigkeit sich unterthan zu zeigen, weil sie von Gott verordnet

ist, wenn man sich über sie erhebt und von ihr Demüthigung und Unterordnung verlangt? Ja, vergieb, Augustus, meine Stimme erstickt der Ingrimm, und mein Auge füllt sich mit Thränen — und doch weißt Du am besten, was hier zu thun, und ich füge nur hinzu: ich klage diese Bischöfe vor Deinem Throne an, entscheide Du als Richter über die Strafe, die sie treffen soll."

Eusebia hatte mit vieler Leidenschaft gesprochen; jetzt senkte sie das Haupt, kreuzte die Arme über die Brust, und schien ruhig den Ausspruch des Kaisers zu erwarten, ohne jedoch verhindern zu können, daß es wie ein Zittern durch ihre Glieder fuhr und ihr Busen sich hob und senkte. Der Kaiser hatte nach seiner Gewohnheit, je länger seine Gemahlin sprach, sein Gesicht desto mehr abgewandt und seinen Blick seitwärts auf die Wand des Saales gerichtet. Nach längerem Schweigen sprach er: „Eusebius, was ist Deine Meinung?"

Der Oberkämmerer trat mit tiefer Verbeugung näher, und sprach dann in unterwürfigem Tone: „Kaiserlicher Herr, ich kann nur Deine und meiner erhabenen Gebieterin Meinung aussprechen: beide Vorgänge sind Majestätsverbrechen, und müssen als solche bestraft werden. Aber ich habe aus Deinem göttlichen Munde ein Wort gehört, das seitdem niemals aus meinem Geiste geschwunden; Du sagtest: „Ich vergesse Nichts, aber ich warte." Die Zeitumstände sind schwierig. Mein kaiserlicher Herr hat seine Hand offen gegen den finstern Glauben des Götzendienstes erhoben; Du hast aus der Fülle Deiner Weisheit das Dekret erlassen: Jedes öffentliche heidnische Opfer soll mit dem Tode des Priesters und mit der Einziehung der Güter aller Anwesenden bestraft werden. Die heidnische Welt liegt zu Deinen Füßen, denn sie fühlt sich zu schwach, den christlichen Kriegern gegenüber. Aber hüten wir uns, diese selbst zu einer offenbaren Spaltung

zu bringen: dann würden sich dem gegnerischen Theil alle Heiden mit ihrem heimlichen Groll anschließen, und das Reich in unübersehbare Gefahren stürzen. Warten wir eine Zeit lang, bis diese katholischen Bischöfe in ihrem Einfluß auf das Volk abgeschwächt worden, bis die erhabenen Lehren des Arias sich über das gesammte Volk verbreitet haben — dann wird es Zeit sein, sie zur Rechenschaft zu ziehen, und Diejenigen zu zertreten, die es wagten, der Würde der erhabenen Kaiserin nahe zu treten. Dies ist es, was aus dem Worte meines göttlichen Gebieters folgt."

Man sah es der Kaiserin an, daß sie sich nur wenig von diesen Worten befriedigt fühlte, und schon schwebte eine Antwort auf ihren Lippen, als Constantius sich zu ihr wandte und sprach: „Eusebius hat Recht, theure Gemahlin, wenn er die Anwendung meines eigenen Wahlspruches auf diesen Fall anräth. Mein Vater, der große Constantin, da er einsah, daß das Heidenthum nur noch ein verkommenes Geschlecht für sich habe und die Begeisterung würdigte, welche das Christenthum seinen Bekennern einflößt, hat dieses für die herrschende Religion des römischen Staates erklärt. Seitdem ist der Augustus identisch mit ihm geworden, und seine Herrschaft stützt sich auf die Herrschaft des Christenthums. Aber kaum zu dieser Bedeutung gelangt, welchen Anblick bietet es uns dar! Hundert verschiedene Lehrmeinungen treten auf, hundert Sekten und Parteien machen sich geltend. Kaum ist die eine niedergeschlagen, so drängen sich zehn dafür hervor. Mein Vater hat die Donatisten mit Gewalt ausgerottet, viele starben den Tod durchs Schwert, mehr noch wanderten ins Exil, aber sind sie darum verschwunden? Jetzt ist die Christenheit in die beiden großen Lager der Arianer und Katholiken gespalten, und schon tauchen aller Orten neue Ketzereien auf, die sich Manichäer, Pelagianer, Unitarier und wer weiß wie! nennen. Es wäre mir

dies schon ganz recht, denn allerdings erheben sich die katholischen Bischöfe zu ungeahnter Anmaßung und ein Gegengewicht that Noth. Ich aber darf jetzt noch keiner Partei mich anschließen, ich muß die Christenheit zusammenhalten, bis das Heidenthum ganz ohnmächtig geworden. Daher gedulde Du Dich, meine Gemahlin. Ich vergesse Nichts, aber ich warte. Gehe in Deine Gemächer, beruhige Dich aus Liebe zu mir, ich werde Deine Liebe belohnen. Die einzige Strafe sei, daß Du dieser Männer nicht achtest. Begegnest Du ihnen, siehst Du sie nicht; Deinen Wohlthaten und Gunstbezeugungen werden sich schon Hände genug öffnen. Ist die Zeit gekommen, sollen Liberius und Leontius sammt ihrem Anhange die Strafe ihres Vergehens schon fühlen."

Die Kaiserin war noch nicht zufrieden gestellt, sie wollte sprechen, aber Constantius umarmte und küßte sie, ergriff ihre Hand und führte sie zu den Thüren ihrer Gemächer. Sie sah ein, daß sie sich beherrschen müsse, und verschwand schweigend hinter den Pforten ihrer Zimmer. Dann kehrte Constantius zu seinem Vertrauten zurück, und redete diesen an: „Laß Dich nicht bekümmern, daß die Kaiserin ungnädig ist. Sie besitzt zu viel Einsicht, um nicht bald zu erkennen, welchen treuen Diener wir in Dir haben, daß Du um unsres Nutzens willen selbst ihren Unwillen nicht scheust. Jetzt aber zu etwas Anderem; Du wolltest mir noch einen Vortrag halten."

Der Oberkämmerer verbeugte sich abermals und hob an: „Du weißt, göttlicher Augustus, daß der Aufstand in Galiläa niedergeschlagen worden; aber wir haben diesen Sieg mit einer völlig verwüsteten Provinz, mit dreißig zerstörten Städten und dem Verluste aller Einkünfte aus ihr erkauft. Ursicinus, das Werkzeug des Gallus, des Cäsars, der sein Verlangen nach Deinem Purpur mit dem Tode gebüßt, hat zwar die Empörer ver-

nichtet, aber er war es auch, der das ruhige Volk durch seine Härte und Grausamkeit zum Aufstande gezwungen, und als die Ursache dieses Unheils aus ehrgeizigen Absichten strafbar ist. Er wollte sich Dir unentbehrlich machen, und zettelte darum die Empörung an, um durch ihre Besiegung sich Verdienst und Ruhm zu gewinnen. Derselbe schickte nun den Führer des Aufstandes in Fesseln hierher, einen gewissen Patrika, hoch angesehen unter den Juden, und frägt bei Deiner kaiserlichen Majestät an, ob Du nicht über diesen Sieg, wie zugleich über die ruhmreiche Schlacht bei Straßburg über die Deutschen einen Triumphzug halten wolltest, wobei Patrika und einige Genossen, so wie die gefangenen deutschen Fürsten, die der Cäsar Julianus Dir zugesandt, vor Deinem Triumphwagen einherziehen können. Du hättest, Herr, Siege genug erfochten, als daß diese Ehren Dir nicht zukämen, ja, daß man sie anzunehmen von Dir verlangen müsse. Dein Diener, mein kaiserlicher Herr, erwartet Deine Befehle."

Der Kaiser trat einige Schritte zurück, und eine Zornesröthe breitete sich über sein Gesicht. „Was maßt sich dieser Mensch an?" stieß er mit heiserer Stimme aus. „Habe ich seinen Rath verlangt? Will er mir Vorschriften machen? Ich will keinen Triumphzug; ich will mich vom Pöbel nicht begaffen lassen; ich will seine trunkenen Lieder nicht hören; ich bin kein Schauspieler. Ich habe Siege genug erfochten und werde alle meine Feinde zertreten. Julianus soll nicht sagen, daß er mir einen Triumph bereitet hat. Ich nehme es Dir übel, Eusebius, daß Du mir von so ekeln Dingen nur sprichst. Ich habe Dir schon gesagt, Ursicinus geht ins Exil nach Illyricum, und Du streichst ihn aus der Liste aller Beamten und Würden aus. Er ist schuld, daß der Perserkrieg so unglücklich ausgefallen. Er hat den Persern Amida verkauft. Ich will ihn nicht mehr nennen hören. Ihm

zum Trotze soll dieser Patrika leben bleiben; es wird dies die Juden wohlgesinnt machen, und das ist mir lieb, und so soll es auch mit den deutschen Fürsten gehalten werden. In's Gefängniß mit ihnen, Eusebius; da mögen sie ihre Verbrechen verbüßen. Aber leben sollen sie bleiben; und keinen Triumphzug, Eusebius, hörst Du!"

„Ich bewundre in Demuth Deine göttliche Bescheidenheit, mein Herr und Kaiser. Dir genügt es, unsterblichen Siegen Deinen Namen zu geben, und die Völker sollen es hören und schweigen."

Der Kaiser nickte diesen Worten beifällig zu und wandte sich zum Gehen. Der Oberkämmerer eilte ihm voran zu der Pforte, und öffnete sie. Hinter ihr stand der kaiserliche Zug bereit. Eusebius trat dem Kaiser voran, und bald verloren sich die Schritte in das Innere der Gemächer.

2.

Hinter der Kirche, welche nach ihrem Stifter die Basilika des Constantin benannt wurde, lag ein großes Gebäude, das derselbe Kaiser zum Sitze des Bischofs von Rom bestimmt hatte, bis später der in der Nähe befindliche Lateranpalast hierzu erkoren wurde. In einem geräumigen Gemache dieses Hauses saßen zwei Prälaten im eifrigen Gespräche neben einander. Der eine, eine hohe, magere Gestalt mit sehr markirten Gesichtszügen und mit feurigen, stechenden Augen über den bleichen, hagern Wangen, verrieth den Asketiker, der mit strenger Uebung frommer Gebräuche einen heißbewegten Geist, zu Kampf und Abwehr stets geneigt, verband. Der andere zeigte die ganze Fülle eines behäbigen Wesens, ohne daß jedoch Geistesschärfe und Willenskraft dem Inhaber dieses wohlbeleibten Körpers abzusprechen gewesen. Der erstere saß in einem etwas erhöhten Lehnstuhle, über dessen Arm er sich zu dem Andern neigte, der auf einem Divan Platz genommen und sich ruhig mit dem Rücken an die Wand lehnte. Es waren Liberius, der Bischof von Rom, der schon damals Papa angeredet und dessen Würde als die erste in der katholischen Christenheit anerkannt wurde, ohne daß ihm jedoch eine hierarchische Macht über seine Collegen bis jetzt eingeräumt worden; der andere Leontius, der Bischof von Tripolis. Sie waren Jugendfreunde, und wenn auch in ihrer Gemüthsart sehr verschieden, doch von gleichen religiösen und kirchlichen Ansichten

beseelt, und von gleichem Eifer für die katholische Kirche angetrieben.

„Wie gesagt, theurer Bruder," sprach der Erstere, und Ton und Geberde verriethen die leidenschaftliche Bewegung seiner Seele, „die schönen Zeiten des Friedens und der unbedingten Herrschaft, welche unsre heilige Kirche unter Constantin gesehen, sind jetzt vorüber. Die Feinde derselben erheben wieder ihr Haupt, und mehren sich von Tag zu Tag. Aber dies darf uns nicht beirren. Die Kirche muß eine ecclesia militans, eine kriegführende, streitende werden und es bleiben, bis dem letzten Ketzer das verruchte Wort auf den Lippen entschwunden. Die katholische Kirche ist die allein wahre Heilsanstalt Christi, sie muß den ganzen Erdball beherrschen und alle Menschenkinder unter ihren seligmachenden Hirtenstab bringen. Sie darf nicht ruhen, nicht dulden, und hätte sie das Schwert des heiligen Geistes bis zum Tage des jüngsten Gerichtes zu führen. Sie darf nicht nachgeben und nicht Sanftmuth üben, denn dies ist ihr Beruf. Es war ein Traum, ein Wahn, daß diese Herrschaft in friedlicher Weise gewonnen sei und niemals bestritten werden würde. Es ist damit vorbei. Das Reich des Satans hat sich wieder Raum geschafft und sendet seine schwarzen Rauchwolken über die Völker hin, die sich zu Christo bekennen, um sie zu betäuben und in Finsterniß zu verstricken. Dürfen wir müßig zusehen? Und wenn die Strahlen der Heilssonne stechen und brennen, sollen wir darum lieber unsre Schutzbefohlenen dem Feuerpfuhl der Hölle überlassen?"

„Und sollte wirklich," erwiderte Leontius, „dieser Constantius der arianischen Ketzerei sich zuneigen? So ungleich seinem Vater, so wenig seinem Bekenntniß treu, und noch weniger seinen Vortheil begreifend? Schlägt er die Unterstützung, die

wir ihm gewähren können, minder an, als die Kraft unsrer Gegner, deren Zahl doch noch immer gering ist? Zeigt nicht vielmehr seine Strenge gegen die Heiden, daß er völlig auf uns rechnet?"

„Lieber Bruder," lautete die Antwort, „in einer so entfernten Stadt wie Dein Bischofssitz, kann man die Gedanken und Wege der Personen, welche den Staat beherrschen, weniger verstehen und beurtheilen. Constantius hat sein Reich mit einer zahlreichen Rotte von Spionen bedeckt, die ihm von jedem Schritt, der gethan, ja von jedem Wort, das gesprochen wird, Kunde geben. Nun, ich habe dies von ihm angenommen, so weit es nöthig ist, und meine Kundschafter wissen mir ebenso gut über Alles, was er und seine Vertrauten vorhaben, genaue Mittheilungen zu machen. List gegen List, und sogar Gewalt gegen Gewalt. O, er ist schlau, dieser Constantius. Warum hat er seinen Vetter Julianus, dessen Vater und Brüder er hingeschlachtet, zum Cäsar und Feldherrn der westlichen Provinzen erhoben? Ist doch dieser Julianus einer unsrer erbittertsten Feinde, und wird, ich sehe es voraus, sobald er die Macht dazu hat, seine heuchlerische Maske abwerfen und als heidnischer Philosoph auftreten, der den schnöden Götzendienst wieder emporbringt. Der Kaiser verfolgt auf der einen Seite die Heiden, und begünstigt sie wieder in diesem schändlichen Apostaten. Warum schlägt er die ketzerischen Arianer nicht ebenso nieder, wie sein Vater die Donatisten? Warum schützt er das Verlangen der Gerechtigkeit vor und beraumt Concil nach Concil an, ihre Vereinigung mit der katholischen Kirche zu bewerkstelligen, während er doch die reine Lehre gegen jeden Schmutzfleck vertheidigen sollte? O, ich durchschaue seine Absicht. Er will uns Alle beherrschen; er will ein Gleichgewicht zwischen den Parteien her-

stellen, die Starken schwächen und die Schwachen stärken, daß wir Alle ihm unterthan seien!"

„Deine Ansicht ist gewiß die richtige, und ich bewundre die Schärfe Deines Geistes, mit der Du diese verworrenen Verhältnisse so klar durchschaust. Warum aber reizest Du den eitlen Mann noch mehr, wie durch unser Benehmen gegen die Kaiserin Du es soeben gethan? Ich bin Deinem Rathe gefolgt, aber ich gestehe, mit widerstrebendem Herzen. Von unsrer Provinz aus hat man eine so tiefe Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät, daß sie zu verletzen wie ein todeswürdiges Verbrechen erscheint."

„O, mein Freund, das sind kindische Ansichten, die wir Alle aufgeben müssen! Vor der heiligen Majestät der Kirche erlischt alle irdische Herrlichkeit, und es muß die Zeit kommen, wo diese Kaiser und ihre Frauen an den Pforten der Kirche ebenso in Büßergewändern erscheinen müssen, wie die Geringsten ihrer Unterthanen. Ihre Kronen sind nur eitel Gold und Edelgestein, die erst von unsrer Hand gesegnet und geheiligt werden, und darum ebenso leicht von unsrer Hand zerbrochen werden, wenn ihre Träger ungetreu sind. Warum ich so handelte? Weil wir den Männern im Palaste zeigen müssen, was wir sind; weil wir es ihnen in kleinen Dingen zeigen müssen, damit sie sich gefaßt machen, was wir in großen thun werden. Beuge Dich vor solch einem Menschen, und er wird Dir den Fuß auf den Nacken setzen; stelle Dich ihm aufrecht gegenüber, und er wird zurückweichen oder mit Dir kämpfen."

Es trat eine kleine Pause ein, denn der Prälat, zu welchem diese feurigen Worte gesprochen wurden, schien Zeit haben zu müssen, um sie in sich aufzunehmen. Er saß sinnend da, wie wenn eine neue Welt der Anschauung ihm eröffnet worden. Aber auf seinem ruhigen Antlitz verrieth Nichts, ob er die An-

sichten seines Freundes billige oder nicht. Jener aber war wiederum mit seinen Gedanken allzusehr beschäftigt, als daß er seinen Freund zum Gegenstand prüfender Beobachtung gemacht hätte. Endlich hob Leontius an: „So sage mir denn, Liberius, welche Deine Pläne, Deine bestimmten Entwürfe für die Zukunft sind?“

„Gerade hierzu habe ich Dich zu mir berufen,“ antwortete der Bischof von Rom. „In den nächsten Tagen werden noch mehrere unsrer vertrauteren Brüder hier eintreffen, um einen gemeinsamen Rath zu pflegen. Dich aber habe ich zuerst eingeladen, sowohl weil Niemand meinem Herzen so nahe steht und meine Gesinnungen so theilt, wie Du, theils weil ich Deine ausgezeichneten Gaben kenne, mit welchen Du das zu vertheidigen weißt, was Du einmal als recht und wahr anerkanntest; wodurch Du denn auch, so wie durch Deine Bescheidenheit und Ruhe das größte Vertrauen bei unsern Collegen besitzest. Wir müssen zu jenem Concil in Rimini mit festen Entschlüssen kommen und mit treu gegebenem und fest gehaltenem Worte, damit unsre Phalanx einen unerschütterlichen Wall um die heilige Kirche bilde. Also höre. Wir haben dreifache Feinde: die Heiden, die Juden und die Ketzer. Alle drei müssen vernichtet werden. Denn so lange noch irgend eine Genossenschaft wider die katholische Kirche zeuget, wird dieselbe weder im Innern dauernde Ruhe haben, noch nach Außen die Herrschaft des Satans verdrängen können. Gegen die Heiden müssen wir den weltlichen Arm verwenden, und dieser römische Staat muß begreifen, daß, weil er ein christlicher geworden, er jeder Einheit entbehrt, so lange noch einer seiner Unterhanen den Geistern des Hades huldigt. Gegen die Juden haben wir einen andern Weg zu verfolgen, und Du wirst in wenigen Augenblicken einen Mann hier eintreten sehen, der uns

die Mittel dazu darbieten wird. Gegen die Ketzer aber müssen wir selbst Front machen, wir selbst, die Diener der Kirche, müssen alle unsre Kraft vereinigen, sie zu zermalmen. Unsre nächste Aufgabe ist daher, die Irrlehren des Arias zu unterdrücken. Keine Vermittelung, keine Ausgleichung, das nicäische Symbolum und kein anderes! Wir verdammen sie, wir schließen ihre Anhänger von jeder Kirchengemeinschaft aus, wer es auch sei, wie hoch er auch stehe, wer sich nicht zu uns bekennt, wird von den vereinigten Bischöfen ausgestoßen, in den Bann gethan! .... Glücklicher Weise ist der Ketzer Arias so weit gegangen, daß ihm doch nur Wenige gänzlich folgen werden. Ich sehe es daher kommen, daß unter seinen Anhängern Zerwürfnisse nicht ausbleiben werden, und ist erst die Verwirrung in ihre eigenen Reihen gedrungen, so wird der Sieg uns leicht werden. Er wagte es, die Gleichheit des Sohnes mit dem Vater zu leugnen; weil der Sohn erzeugt worden, könne er nicht ewig sein, darum auch nicht unveränderlich, folglich auch nicht Gott an sich, sondern nur Gott durch die Gnade des Vaters, darum auch nicht rein und sündenlos an sich, sondern in der Freiheit, zu sündigen und Recht zu thun, daß er das Letztere aus eigenem Willen wählte. Dies ist zu stark, zu sehr gegen die Lehre der Kirche, zu frech aus der menschlichen Vernunft und falschen Auslegung der Schrift gezogen, als daß nicht die meisten Derer, die sich seine Schüler nennen, jetzt, wo ihr Meister dahin ist, wohin er gehörte, in dem Feuer der Hölle, nicht einen Ausweg suchen sollten. So fängt sich Satan in seiner eigenen List, und weil er die Maschen seines Netzes zu groß angelegt, wird er seine Beute verlieren. Von uns aber heischt es: unbeugsame Ausdauer, und an solchem Felsen wird alle Brandung zerschellen. Ich habe daher, werther Bruder, einen Entwurf abgefaßt, worin die Wege

genau angegeben sind, die wir für die nächste und weitere Zukunft einzuschlagen haben. Ich werde ihn Dir vorlegen."

Kaum waren diese Worte beendet, als ein leises Klopfen an der Thüre vernehmbar ward, und ein Diener hereintrat, der zu seinem Herrn sprach: „Der Fremde ist da." Liberius hieß, diesen nach einigen Augenblicken eintreten zu lassen, und wandte sich zu seinem Freunde: „Der Mann, den Du sogleich erblicken wirst, ist ein großer Gewinn für unsre heilige Kirche. Es ist ein Jude, aber der das Heil erkannt hat und nun ein Streiter Christi geworden, der mit seinem Leben für die heilige Sache einsteht. Er hat bereits Großes gethan, und der Untergang seiner Stammesgenossen in Galiläa ist vorzugsweise sein Werk. Du mußt von ihm gehört haben, er nennt sich Joseph."

„Allerdings habe ich von ihm gehört, denn er hat in Asien einen großen Ruf."

Die Blicke beider geistlichen Herren richteten sich auf die Thüre, durch welche alsbald eintrat — Joseph der Abtrünnige. Mit vorgebeugtem Oberkörper schritt er langsam auf die beiden Bischöfe zu, und angekommen vor dem Lehnstuhle des römischen Priesters, warf er sich auf beide Knieen, ergriff den Fuß des Liberius und küßte ihm den Pantoffel, auf welchen ein goldenes Kreuz gestickt war. Dann rief er aus: „Heiliger Vater, gieb mir Deinen Segen! So wie ich jetzt Dich verehrt habe, so werden die Geschlechter aller zukünftigen Zeiten hierher pilgern, um die Nachfolger des heiligen Petrus in selbiger Weise zu verehren und ihren Segen zu erflehen!"

Die beiden Prälaten hatten erfreut dem Beginnen dieses Mannes zugesehen und seine Worte vernommen. In den Augen des Liberius flammte es wie die Befriedigung eines Gedankens, den er seit langer Zeit, wenn auch verborgen, in sich getragen

und der jetzt unerwartet, plötzlich den Ausdruck gefunden. Auf dem Antlitz seines Freundes dagegen konnte man ein Mißbehagen erkennen, das sich durch ein leichtes Schütteln mit dem Haupte kund that. Aber der Bischof von Rom war zu sehr von dem Strome der Gefühle und Gedanken, der seinen Geist augenblicklich durchfluthete, ergriffen, als daß er seinen Nachbar hätte beobachten können. „Steh auf, mein Sohn," sprach er mit bewegter Stimme, „ich ertheile Dir den apostolischen Segen, den der heilige Apostel des Herrn in die Hand und das Wort seines demüthigen Knechtes gelegt hat." Bei diesen Worten erst streifte sein Blick über seinen Collegen hin, fand hier aber nichts als den tiefen, ruhigen Ernst, den dieser stets bewahrte. Dies machte ihn um so sicherer. Er lehnte sich in seinem Sessel zurück, und sagte: „Du wolltest mir besondere Mittheilungen machen, mein Sohn, sprich jetzt, dieser ehrwürdige Bischof kann Alles, auch das tiefste Geheimniß, so gut hören wie ich selbst: es ist der fromme Bischof Leontius von Tripolis."

Joseph machte auch vor dem Letzteren eine Kniebeugung, erhob sich dann und sprach mit fester Stimme: „Heiliger Vater, es ist Dir bekannt, daß ich es als den Beruf meines Lebens ansehe, die verirrte Heerde Israel zu sammeln, und zu der Hürde der heiligen Kirche zu führen. Eine innere Stimme sagt mir, daß ich für diese Aufgabe erwählt sei, und mit der Gnade unsres Heilandes werde ich sie vollführen, so weit ich es vermag."

„Gut, wir glauben es auch. Aber welche Wege meinst Du, daß sie dahin führen?"

„Mein Volk ist mit dem Fluche des Herrn beladen, und dieser muß von ihm abgenommen werden. Nichts gleichet der Sanftmuth des Hirten für die, welche seinem Rufe folgen und sich von seinem Stabe leiten lassen; aber wehe denen, die sich

widersetzen, ihnen kann keine Gnade werden, und kein Mittel darf gescheut werden, um, wenn nicht sie selbst, doch die Seelen ihrer Kinder und Nachkommen vor der ewigen Verdammniß zu retten."

„Du sprichst, Mann, die Ueberzeugung Aller aus, welche vor dem Altare des Gekreuzigten stehen, und was denkst Du nun weiter? Du bist im Aberglauben Deiner Väter erzogen, Du kennst die Weise Deiner ehemaligen Brüder genau, und mußt daher wissen, auf welchem Wege wir zu dem hohen Ziele gelangen, die Verlorenen Israels in den Schooß der Kirche zu retten."

„Wohl, heiliger Vater, es giebt zwei Mittel, und beide müssen angewendet werden: so Viele wie möglich zum Abfall von ihrem Aberglauben zu bewegen, und die Uebrigen — aus Rom zu vertreiben. Laß mich von dem Letzteren zuerst sprechen. Ein jedes zerstreute Volk muß irgend einen sichtbaren Mittelpunkt haben, ein Haupt oder Herz, ohne welches die vereinzelten Glieder absterben müssen. Darum strebt ein solches Volk stets, selbst unbewußt, einen solchen Mittelpunkt wieder zu erlangen, wenn er ihm genommen worden. Nun, Jerusalem ist zerstört, Tiberias und Sepphoris durch die Hand Gottes selbst zertrümmert; im Orient diesseits des Euphrats und in Griechenland wohnt nur noch eine geringe Zahl — und so ist es Rom, Rom allein, wo sie seit Jahrhunderten Wurzel gefaßt, wo ihre Gemeinde zu einem starken Stamme aufgeschossen, Rom, das sie als ihren Mittelpunkt, als ihr Haupt und Herz ansehen müssen. Hierher flüchten sich viele ihrer verjagten Lehrer, daß sich hier bald ein ansehnliches Lehrhaus erheben wird; hierher wandern die Verjagten des Morgenlandes, und der frische Anwachs wird immer neue Massen an sich ziehen. Wohlan, so muß diese Wurzel noch rechtzeitig abgeschnitten werden. Auch darf nicht vergessen werden,

daß in Rom, der Hauptstadt des Reiches, die Juden bei den Großen und Mächtigen durch ihre Schlauheit und ihren Reichthum sich immer den Weg offen halten, immer einen großen Einfluß bewahren werden, und dies muß ihnen verwehrt werden."

Der Bischof hatte mit Aufmerksamkeit zugehört, und die Worte Joseph's machten einen großen Eindruck auf ihn. „Du hast Recht," rief er lebhaft aus, „bei dem Heiland, Du hast Recht. Daran hätten wir längst denken sollen, und hätten es wohl auch, wenn nicht die abscheulichen Ketzereien alle unsere Gedanken in Anspruch genommen hätten. Rom, das durch die Kirche des heiligen Petrus zum Haupte der Christenheit bestimmt ist, muß von diesem Flecken gereinigt werden. Du hast Recht, und ich glaube selbst, daß, wenn wir diese Hauptgemeinde der Halsstarrigen erst aus einander gesprengt, die andern Splitter der lodernden Flamme nicht werden widerstehen können. Aber es ist kein leichtes Werk, und wir werden hart damit zu schaffen haben. Aber sprich weiter."

„Was den Weg der Bekehrung betrifft, so kommt es darauf an, einige bedeutende und angesehene Häupter ihrer Nation dahin zu bringen, das Beispiel zu geben, und durch dieses Tausende nach sich zu ziehen. Sehen sie, wie die Gewitterwolken sich über ihnen sammeln, wie die Blitze niederschlagen und treffen und zünden, so werden sie in ihrer Bangigkeit auf ihre Führer schauen, und gewinnen wir Einige dieser, so folgen ihnen die Anderen wie von selbst, um den Pfad der Rettung zu finden. Hieran, heiliger Vater, will ich selbst die Hand legen und mit Deiner Erlaubniß und unter Deinem Schutze sofort beginnen. In diesen Tagen ist ein gewisser Patrika in Rom eingebracht worden. Er war der Führer des Aufstandes in Galiläa und genießt bei den Juden ein unbegrenztes Ansehen. Fürwahr, hätte er gewollt, sie würden

ihn für ihren Messias erklärt haben. Aufgefunden unter den Trümmern von Sepphoris, welche durch das Erdbeben eingestürzt, hat den schwer Verwundeten Ursicinus sorgsam pflegen lassen, um ihn, in Fesseln geschlagen, dem Kaiser zuzusenden, diesem dadurch zu huldigen, den Gefangenen bei einem etwaigen Triumphzuge figuriren oder doch sein Schicksal aus der Hand des Kaisers empfangen zu lassen. Aber die Feinde des Ursicinus wußten den Kaiser zu bestimmen, dem Patrika das Leben zu schenken, um dem Ursicinus zu beweisen, daß er ihn schuldiger erachte, als den Führer des Aufstandes. Er ist zu ewigem Gefängniß verurtheilt. Nun, heiliger Vater, wenn wir diesen Patrika zur Verleugnung seines Aberglaubens bringen können, wenn wir ihm dafür die Freiheit bieten, und ich glaube, daß er in kurzer Zeit dazu geneigt sein wird, so würde dies bei allen Juden einen großen Einfluß üben, und die Wege wären uns geebnet bei Tausenden. Hierzu bedarf ich aber Deiner Vollmachten, heiliger Vater, und Deiner Empfehlung, die mir die Pforte des Gefängnisses öffnen wird."

Ein tiefes Wohlwollen und der Ausdruck heiterster Befriedigung hatte sich auf das Antlitz des römischen Bischofs gelagert. Er nickte dem Sprechenden wiederholt seinen Beifall zu, und sagte endlich: „Man hat mir nicht zu viel von Dir gesagt, mein Sohn. Ich erkenne Deinen Eifer, und finde alle Deine Vorschläge recht und vernünftig. Die gewünschten Vollmachten und Empfehlungen sollst Du erhalten; melde Dich hierzu in meiner Kanzlei. Auch wenn Du der Geldmittel bedarfst, fordere sie, und sie sollen Dir angewiesen werden. Wir werden noch Weiteres mit einander verhandeln; für jetzt bist Du mit meinem Segen entlassen."

Der Angeredete ließ sich noch einmal auf die Knie, senkte

sein Haupt tief vor dem Prälaten, erhob sich und verließ das Gemach. Auch die beiden Bischöfe standen von ihren Sitzen auf, und Liberius ergriff die Hand seines Gastes und führte ihn mit den Worten: „Laß uns jetzt zur Tafel gehen, mein Bruder," durch eine andere Thüre in ein Seitengemach. Leontius folgte ihm schweigend.

3.

Wir befinden uns in dem Toilettenzimmer einer römischen Dame, einer Dame, die, wenn nicht zu den vornehmen, doch zu den reichen Geschlechtern der Welthauptstadt gehörte. Beschreiben wir es nicht näher; denn zu allen Zeiten waren solche Räume ein Platz, auf welchem die kostbarsten und geschmackvollsten Kleinigkeiten, welche die betreffende Zeit hervorzubringen vermochte, sich zusammenfanden, die aber doch nur den einen Zweck erfüllten, dem weiblichen Geschlechte zur vermeintlichen Zier und Ausschmückung zu gereichen, und der Kunst zu dienen, die Schönheit zu erhöhen oder deren Mangel zu verdecken. Oft ersetzt hier die Seltenheit den Geschmack und die Kunst, und der Reichthum die Zweckmäßigkeit. Das Boudoir war in der That ein Sammelplatz aller Herrlichkeiten der damaligen Welt, und jene Zeit war mit solchen überladen genug. Dennoch fällt es uns auf, daß wir in den Wandgemälden dieses reich geschmückten Zimmers, unter den Deckenbildern und auf dem Mosaikboden jede Darstellung einer Menschengestalt, sei es eines Gottes oder einer Göttin, eines Genius oder einer allegorischen Figur vermissen; der Pinsel oder der Griffel des Künstlers hat mit den lebhaftesten Farben und Formen doch nur eine Fülle von Arabesken, Blumen und Thieren hervorgebracht, wie wir sie sonst auf den Wänden des Alterthums nicht erblicken. Selbst in den Formen der Gefäße

gewahren wir dasselbe, und jede Andeutung des heidnischen Glaubens und heidnischer Kunst scheint mit Aengstlichkeit vermieden zu sein. Auch in der Ausstattung des weiten und doch traulichen Gemaches zeigt sich etwas Fremdartiges, sagen wir Orientalisches mit dem römischen Geschmacke vermischt, wie sich z. B. schwellende, aber niedrige Divans rings an den Wänden hinziehen. Die Besitzerin muß eine Römerin, aber aus fremder, eingewanderter Familie sein. Sie sitzt auf einem Sessel, und viele Dienerinnen sind um sie beschäftigt, ihre Toilette zu beenden. Ihr prachtvolles schwarzes Lockenhaar ist bereits unter den kunstfertigen Fingern ihrer Sclavinnen nach der Mode des Tages geordnet, und ihr prüfender Blick betrachtet das künstliche Werk in vorgehaltenen großen Metallspiegeln, die ihr das schöne Bild ihres anmuthigen Kopfes von verschiedenen Seiten wiedergeben. Man beginnt jetzt die Schminkbüchschen zu öffnen, welche in goldenen, mit Edelsteinen besetzten Gefäßen die verschiedenen Ingredienzen enthalten, mit welchen die Augenbrauen, die Fingerspitzten und alle Theile des Gesichtes gefärbt werden, welche irgend ein Fältchen, irgend eine Spur der vorrückenden Zeit, die auch die Schönheit nicht verschont, tragen. Man mußte freilich hier mit sehr scharfem Auge bewaffnet sein, um etwas Dergleichen zu gewahren, denn obschon die Dame über die erste Frische der Jugend hinaus war, blühte sie noch in der Fülle jugendlicher Schönheit, und eine vollendete Grazie schmückte ihr Antlitz, ihre Gestalt, jede Geberde und Bewegung.

Eine Dienerin trat ein, und fragte die Herrin, ob die alte Fausta, die Amme der Gebieterin, eintreten dürfe. . . .

„Ja wohl, laß sie kommen!" rief die Herrin, und eine gewisse Befriedigung sprach sich in ihrem Gesichte aus. „Warum habe ich Dich so lange nicht gesehen, gute alte Fausta? Bist

Du so gleichgültig gegen Deine Iddo geworden, daß Du Dich nicht mehr gedrungen fühlst, sie dann und wann aufzusuchen?"

Die Alte schmunzelte bei dieser Begrüßung, und erwiderte: „Es ist nicht meine Schuld, theure Herrin, die alte Fausta war oft genug hier, um das Antlitz ihres schönen Kindes zu sehen, aber dies ist ja immerfort so umlagert und beschäftigt, daß der Zutritt selten gewährt werden kann. Ich preise mich daher glücklich, heute den rechten Zeitpunkt getroffen zu haben, und meine erste Frage ist: wie geht es der theuren Iddo?"

Die Dame lehnte sich in den Sessel zurück, und antwortete mit scheinbar trübseligem Tone: „Wie es mir geht? Wie es einer armen Wittwe gehen kann, die nun schon über Jahr und Tag ihren Ehegemahl betrauert, und in Zurückgezogenheit die Tage ihres Wittwenstandes hinbringt. Du hast Recht, Fausta, Dich danach zu erkundigen, denn wem läge sonst etwas an meinem Befinden?"

Ein schalkhaftes Lächeln schien über das runzlige Antlitz der Alten zu gleiten, das wohl sagen mochte: Deine Trauer war und ist wohl eine erträgliche, denn Du wurdest ja nur durch die Hand des günstigen Geschickes von dem verlebten und eifersüchtigen Greise befreit, den Du Deinen Ehegespenst nennen mußtest; und Deine Einsamkeit ist von so vielen Zerstreuungen, Besuchen und Festen unterbrochen, daß sie sich auf die Stunden verkürzter Nächte beschränkt. Aber die kluge Fausta wußte das Lächeln schnell wieder zu verdrängen, und ihr Gesicht in ernste Falten zu bringen.

„Es wäre nun aber wohl Zeit," erwiderte sie, und schien ihre Worte mit einem Seufzer zu begleiten, „daß meine theure Herrin diese Trauer aus ihrem Herzen und ihren Umgebungen entferne, denn die Jugend darf nicht für immer an den Rand

eines Grabes gebannt sein, das bereits einzusinken beginnt, so viele Tage gingen darüber hinweg. Sie hat ja auch Pflichten gegen die Lebenden, und deren schmachten genug nach dem Anblick der schönen Iddo. Das Trauern und Seufzen mußt Du dem Alter überlassen." Und bei diesen Worten kamen schwere Seufzer über die falben Lippen der Alten, und drangen recht hörbar in das Ohr der jungen Dame.

Diese blickte schärfer das Gesicht ihrer Amme an, und sagte, wenn auch ohne einen Ausdruck der Besorgniß: „Fehlt Dir was, Fausta? Mangelt Dir Etwas? Brauchst Du wieder Geld, um die Schulden Deines lockern Sohnes zu bezahlen? Sprich nur, wenn es nicht allzuviel ist, weißt Du, daß ich es Dir nicht versage."

Fausta schien diese Worte wohlgefällig zu vernehmen, erwiderte aber lebhaft: „Nein, Geld brauche ich nicht. Ich danke Dir, theure Gebieterin, und weiß, daß Deine Freigebigkeit mich vor allen Nöthen schützet. Aber meinen armen Faustus mußt Du nicht schmähen. Deine Ungnade würde ihn elend machen, und er ist ein so treuer Gesell, ein so wackrer Bursche, wie wohl Wenige in diesem schlechten Rom. Er mag wohl dann und wann ein wenig über die Schnur hauen, aber dies geschieht so selten, und ist ihm wahrlich nicht zu verargen, denn wenn ein junger Mensch Tag für Tag hinter den Mauern des Gefängnisses einen harten Dienst bei den schlechten Gesellen leisten muß, welche die Hand der Gerechtigkeit hinter Schloß und Riegel gelegt, so verdient er wohl, daß ihm dann und wann ein kleines Vergnügen mit seinen Altersgenossen gestattet werde. Nein, Herrin, tadle ihn nicht, er ist ein braver Junge, und seine Vorgesetzten sind sehr zufrieden mit ihm, und loben ihn als den zuverlässigsten Gefangenwärter, und treu ist er bis in den Tod, und wie unbe-

grenzt ist sein Verlangen, Dir einmal durch einen Dienst die Wohlthaten vergelten zu können, die Du uns unaufhörlich zufließen läßt."

Jetzt war es wohl an Iddo, zu lächeln, und sie scheute sich nicht, es auf den rosigen Lippen sehen zu lassen, die sich sanft von dem Gedanken kräuselten, wie es wohl einem niedrigen Gefängnißdiener möglich sein könnte, der Tochter des reichen Meschullam, der Wittwe des noch reichern Abthalion einen Dienst zu leisten, der seine Treue auf die Probe stellte. Die Alte merkte und verstand dies wohl, ließ sich aber nicht darüber aus, sondern hob nach einer kleinen Pause an: „Ich habe meiner Herrin allerlei Neuigkeiten zu berichten, aber ich muß hinzufügen, daß sie nicht für Jedermanns Ohr geeignet sind." Sie blickte dabei bedeutungsvoll auf die umstehenden Dienerinnen. Die Morgentoilette der Dame war jetzt beendet, und diese zögerte daher nicht, sie durch einen Wink zu verabschieden. Schnell brachten die Sclavinnen die Geräthe in Ordnung, stellten sie an die dazu bestimmten Plätze und verließen dann das Gemach. Iddo stand von dem Sessel auf, warf noch einen Blick auf einen großen Spiegel, der ihre ganze Gestalt wiedergab, und ließ sich dann auf dem Divan nieder und in eine bequeme Lage fallen. „Komm näher, Fausta, sprach sie, und berichte, was Du zu erzählen hast." Die alte Frau folgte dem Befehle und setzte sich auf ein Tabouret an die Seite ihrer Herrin.

„Es ist allerdings wieder eine Bitte, die ich Dir zuerst vorzutragen habe, und Du darfst es nicht übel nehmen, wenn ich Dich damit ermüde. Aber was kann ein Mutterherz dafür, daß es bis zu seinem letzten Schlage von Sorgen für das einzige Kind heimgesucht und bedrängt wird und nun nach der einzigen Stätte wandert, wo es Gehör zu finden glauben darf."

„Na, das dachte ich doch," antwortete Iddo, ohne damit Unruhe oder Unwillen zu verrathen. „Aber sprich nur und komme zur Sache."

„Die Sache ist einfach: es kommt jetzt die Stelle des Aufsehers auf dem linken Flügel unterster Stock zur Erledigung; die Stelle ist eine der besten im Gefängnisse, denn es werden da die gefährlichsten Verbrecher untergebracht und der Aufseher sehr reich bezahlt. Mein Faustus wünscht diese Stelle zu erhalten. Du weißt, der Kaiser weilt seit einiger Zeit hier, und da bedarf es nur einiger Worte der schönen, glänzenden Iddo oder ihres Vaters bei dem Oberkämmerer Eusebius, um meinem armen Faustus die schöne Stelle zuzusichern."

Iddo war ernst geworden; ihr schönes Haupt wiegte sich hin und her, und nach einigem Nachdenken sagte sie: „Das kann ich Dir nicht versprechen, Fausta. Das ist eine sehr schwere Sache. Unter uns, man ist bei Hofe jetzt sehr verstimmt, und weil man die Dinge nicht gehen sieht, wie sie gehen sollten, will man von Bitten und Gesuchen nichts wissen. Es muß Etwas im Werke sein, denn Eusebius hält sich zurück und zeigt sich sehr kalt gegen uns. Ueberdies ist die Stelle, die Du nanntest, mit großer Verantwortlichkeit verbunden, wie Du selber wissen mußt, und man traut sie daher schwerlich einem jungen Manne, wie Faustus ist, an, für welchen nur eine so geringe Bürgschaft geboten werden kann, wie die unsrige. Nein, Fausta, ich glaube nicht, daß wir hierin eine Verwendung nur wagen dürfen, und noch weniger, daß sie irgend einen Erfolg hätte. Du verlangst zu viel, Fausta, Dein Sohn muß sich noch gedulden."

Das alte Weib ließ den Kopf hängen, bald aber erhob sie ihn wieder und zeigte eine zuversichtliche Miene. „Ich habe meiner Herrin noch etwas Anderes anzuvertrauen, was freilich nicht

Viele wissen dürften. Du gedenkest doch sicherlich des jungen, schönen Mannes, Deines Vetters, der mehrere Jahre in Deines Vaters Hause weilte, der dann plötzlich es verließ, worauf Du kurze Zeit nachher Deine vielumworbene Hand dem seligen Abthalion reichtest?"

„Wessen?" fuhr Iddo heftig auf, und eine glühende Röthe ergoß sich ihr über Antlitz und Nacken.

„Patrika meine ich," fuhr die Alte ruhig fort, „den herrlichen Jüngling, dem wir Alle so herzlich zugethan waren, welches Glaubens wir auch waren, Christen oder Heiden. Ich sehe, Herrin, Du nimmst noch Theil an ihm."

Der flammenden Röthe war eine tiefe Bläße auf dem Gesichte Iddo's gefolgt; ihre Hand zitterte, als sie die der alten Fausta ergriff und mit bebender Lippe rief sie aus: „Um Gott Fausta, was weißt Du von ihm, er ist ja todt, gefallen unter den einstürzenden Mauern von Sepphoris. Ich denke ja sein nu wie eines geschiedenen Helden, und nur leise blutet mein Herz noch, das von der Trauernachricht zerrissen worden!"

„Nun, theures Kind, er ist nicht todt, aber gefangen. Wie er gerettet worden, weiß ich nicht, aber das weiß ich, er ist gefangen zu Rom, und sitzt im linken Flügel unterster Stock des Gefängnisses, wo mein Faustus so gern Aufseher werden will. Ich kann Dir noch mehr sagen, Kind, er war zuerst im rechten Flügel zweiter Stock untergebracht, wo diejenigen sitzen, welche dem Todesurtheil entgegenharren. Hier hatte ihn mein Faustus zu bedienen, aber seit einigen Tagen hat er das Beil des Henkers nicht mehr zu fürchten, denn er wurde in den linken Flügel übergeführt, wo diejenigen sich befinden, die zu einer langen oder ewigen Gefangenschaft verurtheilt sind."

Eine tiefe Traurigkeit hatte sich über das Antlitz der reizen-

den Iddo gebreitet; ihr Haupt war herabgesunken auf die Brust, und ihre Hände hatten sich in einandergefaltet. Desto lauernder fielen die Blicke der Alten auf die Gestalt ihrer Gebieterin, und schienen die Wirkung ihrer Worte und das nothwendige Ergebniß derselben aus ihr herausziehen zu wollen. Eine Todtenstille herrschte im Gemach, bis leise die Stimme Iddo's in der Frage erklang: „Und hat Dir Dein Sohn etwas über sein Befinden und seinen Zustand gesagt?"

„Nicht viel, denn es waren stets nur Augenblicke, in denen er ihn sehen konnte, wenn es etwas zur Bedienung gab und auch dann nur in Begleitung eines Andern. Denn Du weißt wohl daß einem solchen Gefangenwärter nur wenige Freiheit zusteht, während der Aufseher zu aller Zeit freien Zugang zu den Gefangenen hat. Faustus konnte nicht einmal dem gefangenen Herrn ein Zeichen geben, daß er ihn kenne, daß ihm ein Freund in der Nähe sei. Aber als ich ihn mit Fragen bestürmte, theilte er mir mit, daß sich Patrika ziemlich wohl befinde und sein Schicksal mit großer Ruhe ertrage; sein Aussehen wäre nach den überstandenen Leiden doch noch über Erwarten gut, und seine Gestalt aufrecht und fest; eine große Narbe ziehe sich über seine hohe, bleiche Stirn und sein linker Arm sei steif geworden. Dies ist Alles, was er wußte und mir sagte."

Nach einer Weile stand Iddo von ihrem Sitze auf und sagte mit ruhiger, klarer Stimme zu der alten Fausta: „Ich brauche es Dir nicht erst zu sagen: die Dinge haben sich hierdurch geändert; dein Sohn muß die Aufseherstelle erhalten; wenigstens werde ich Alles versuchen, um zu diesem Ziele zu gelangen. Aber er wird auch seine Bedingungen zu erfüllen haben. Sobald ich etwas erreicht habe, werde ich Dich rufen lassen, und Du wirst dann mit Deinem Sohne hierher kommen. Hier hast Du etwas für

Deine kleinen Bedürfnisse." Iddo ging nach einem Tischchen, auf welchem sich eine kunstvoll gearbeitete elfenbeinerne Truhe befand, öffnete diese, griff hinein und reichte der Alten eine Hand voll Goldmünzen. Diese beugte sich über die freigebige Hand, küßte sie und verließ das Gemach.

Lange Zeit schritt Iddo unruhig in dem Zimmer auf und nieder. Endlich blieb sie stehen, strich mit der Hand über die Stirn und ging nach der Thüre, durch welche sie alsbald in das Atrium gelangte. Sie eilte über dieses hinweg und versenkte sich in die Reihe der Gemächer auf der gegenüberliegenden Seite. An einer kleinen Pforte blieb sie stehen und öffnete ohne Zögern. Sie stand sofort vor ihrem Vater.

Meschullam war älter geworden, sein weniges Haupthaar noch weißer, sein Rücken noch gebeugter denn ehemals; seine Züge hatten aber in ihrem Ausdruck an dem Charakter gewinnender Schlauheit nichts verloren, und nur der stechende Blick hatte sich noch tiefer hinter die herabhängenden Augenbrauen zurückgezogen. Tief in Berechnungen und Papiere versunken, hörte er bei seiner steten Aufmerksamkeit doch sofort die Schritte seiner Tochter, und nachdem er einen flüchtigen Blick auf sie geworfen, sprach er: „Was ist Dir, meine Iddo? ich sehe, Du bist aufgeregt." — „Ja ich bin es, Vater, denn so eben habe ich vernommen, daß Patrika nicht todt, daß er gefangen, daß er hier in Rom zu ewigem Kerker verurtheilt ist. Vater, er muß befreit, er muß gerettet werden!"

Meschullam blickte seine Tochter scharf an, legte Schreibtafel und Griffel aus der Hand und antwortete ruhig: „Meinst Du, daß dies so geht, daß dies von uns abhängt? Ich sehe keinen Weg, auf dem dies gelingen könnte."

„Also wußtest Du es schon?" Und ein gewisses Erstaunen

malte sich auf dem Antlitze Iddo's. „Und warum hast Du es mir nicht mitgetheilt?“

„Auch ich habe es erst vor wenigen Stunden erfahren und war noch nicht einig mit mir darüber, ob ich Dich durch die Nachricht aufrege, oder sie Dir verschweigen soll, da wir schwerlich etwas in der Sache ändern können.“

„Vater, es muß etwas geschehen. Ich sage Dir, ich will es so haben, und wenn Dir der Sohn Deines Bruders nichts gilt, so mußt Du es um meinetwillen, um Deines Kindes willen thun, welche die Freiheit dieses Mannes mit ihrem eignen Leben bezahlen möchte. Vater, Du weißt, daß ich Deinen Wünschen und Plänen mich immer willig gezeigt, und ihnen meine Jugend geopfert habe. Jetzt verlange ich die Vergeltung dieser Opfer, die Freiheit Patrika's! . . . .“

Der alte Meschullam schien von der Heftigkeit seiner Tochter sehr betroffen; er sammelte sich etwas und sprach dann: „Liebe Iddo, Du bist sehr leidenschaftlich, und mußt doch wissen, daß mit solcher Heftigkeit nichts auszurichten, aber Alles zu verderben ist. Vor Allem beruhige Dich daher und laß uns die Angelegenheit mit Besonnenheit erwägen. Das Leben Patrika's ist nicht bedroht; eine Zeitlang Haft wird dem ungestümen Menschen, der so vie Unheil angestiftet, gar nichts schaden, und nun, weißt Du denn schon, ob er eine Wohlthat, und sei es die Erlösung aus dem Kerker von unsren Händen annehmen werde? Er hat unser Haus, worin ihm so viel Gutes geschehen, in einer für uns kränkenden Weise verlassen, und nie wieder etwas von sich hören lassen. Ich bin noch heute über die Ursache im Dunkel, oder kennst Du sie vielleicht?“

Unter den buschigen Augenbrauen des Greises schoß ein

lauernder Blick auf seine Tochter hin; diese aber murmelte nur: „Ich kenne sie nicht.“

„Nun gut, fuhr jener fort, es mag irgend so ein Liebeshandel gewesen sein, der ihn plötzlich von dannen getrieben. . . . .“

Iddo schüttelte heftig das Haupt. „Nein, nein, das war es nicht. Er hatte hier in Rom keine Bekanntschaft und das Mädchen, das er später geheirathet, war noch klein und unbedeutend, als er sein Vaterland verlassen hatte.“ Sie sprach dies mit trübem Tone und düsterer Miene, und es schien sie zu schmerzen, die Worte aussprechen zu müssen. Meschullam hingegen hatte den Ausdruck der Befriedigung und fuhr gelassen fort:

„Ich stehe mich jetzt mit dem Eusebius durchaus nicht gut. Komm näher, Tochter, was ich Dir sagen will, muß das tiefste Geheimniß bleiben, ich darf es nur in Dein Ohr flüstern. Der Hof verlangt von mir eine Anleihe, die alle meine Kräfte übersteigt; und wenn sie dies nicht thäte, würde ich die Summe auch nicht hergeben. Wisse, mein Kind, die Angelegenheiten des Reiches sehen sehr schlimm aus. Das gallische Heer ist schwierig; der Cäsar Julian steht im Begriff, sich gegen seinen Vetter aufzulehnen und sich zum Augustus ausrufen zu lassen. Die Partei des Constantius ist groß, aber schwach und durch seine Hinneigung zu den Arianern gespalten. Ich will allen Erwerb meines Lebens nicht auf dieses Spiel setzen. Darum ist der Hof mir jetzt abhold, obgleich ich für meine Person nichts zu fürchten habe, weil er meiner anderweitig nicht entbehren kann. Ich kann daher gegenwärtig für Patrika nichts ausrichten, und ich sage Dir, wir müssen sogar Alles vermeiden, was einen Verdacht wecken könnte, daß wir uns für ihn interessiren. Es wäre der nächste Schritt zu unsrem eigenen Verderben!“

Iddo hate aufmerksam den Worten ihres Vaters gelauscht; aber sie schüttelte jetzt ungläubig ihr Haupt, und sagte: „Ich sehe, Du willst es nicht, und so bin ich auf mich selbst angewiesen.“ Sie wandte sich und ging. Unruhig blickte ihr Vater ihr nach, und murmelte vor sich hin: „Es darf nicht sein. Hat das Erdbeben und der Feind ihn verschont, muß die Nacht des Kerkers ihn behalten. Sein Mund muß verschlossen bleiben auf immer.“

4.

Das moderne Rom dehnt sich nach Westen aus, während das alte im Osten lag. Wer vom Forum abwärts, an den Riesentrümmern des Colosseums vorüberschreitet, und die weite grasarme Flur durchwandelt, weiß kaum, daß sein Fuß über dem Grabe von Straßen, Palästen und — Gefängnissen schreitet. Ja, von Gefängnissen. Denn nirgends auf diesem Erdball besteht noch ein Platz, auf welchem wie in Rom, seitdem es gegründet worden, bis auf den heutigen Tag, also mehr als 26 Jahrhunderte hindurch, so viel politisch gekämpft wurde, die politischen Parteien sich so erbittert gegenüber standen, und Sieg und Niederlage so viele Menschen zur Herrschaft oder in die Gefängnisse brachten. Denn Niemand wird verkennen, daß der Kampf des Papstthums gegen die ihm widerstrebenden Elemente doch nichts Anderes war und ist, als ein Kampf um politische Herrschaft — die Religion stand fernab davon, und trauerte. . . .

In ziemlicher Entfernung von der Stadt lag das sogenannte Consulargefängniß. Ein Graben und eine hohe Mauer, mit Festungsthürmen versehen, umschlossen das kolossale Gebäude, welches aus einem Mittelbau und zwei langen Flügeln bestand. Alle Vorkehrungen waren hier getroffen, welche denjenigen, die das Innere betreten, und hinter welchen sich die Kerkerpforten geschlossen hatten, den versagten Ausgang auf immer behinderten. Was man auf beiden Flügeln den ersten Stock nannte, hätte man

richtiger als den untersten oder den unterirdischen bezeichnen sollen; denn viele Stufen führten in die Zellen hinunter und nur am obersten Rande der der Fronte zugekehrten Wand derselben ließ eine vergitterte Oeffnung, die sich gerade über dem Boden des Hofes befand, Licht und Luft in kargem Maße zu. Obschon dumpf, feucht und dunkel, waren diese Zellen doch nicht allzu klein, denn gewöhnlich nur für einen Gefangenen bestimmt, sollten sie doch zu andern Zeiten eine größere Anzahl aufnehmen können, weshalb rings an den Wänden eiserne Ringe eingelassen waren, von denen die Ketten herabhingen, durch welche die Unglücklichen angeschlossen wurden, und die ihnen nur einen kleinen Raum zu beschreiten gestatteten. Außerdem lief an den Mauern eine steinerne Erhöhung hin, welche den Eingekerkerten zum Sitz und Ruheplatze diente. Ein Wasserkrug daneben gestellt, und die Ausstattung des Raumes, aus welchem der Verurtheilte sich niemals wieder entfernen sollte, war fertig. Hatte er nach kürzerer oder längerer Zeit des jammervollen Daseins den letzten Athemzug gethan, so wurde sein Leichnam an derselben Stelle verscharrt, wo er die Ketten getragen.

Ein langer, hagrer Mann hat die Brücke und das gewölbte Thor, so wie die Wachtposten passirt. Er wird zum Vorsteher des Gefängnisses geführt, und legt diesem die Vollmacht des Bischofs von Rom vor, mittels welcher dieser für den Ueberbringer als den von ihm beauftragten Seelsorger den Einlaß in jede Kerkerzelle, die er bezeichnen würde, verlangt. Schon damals fand jede Forderung des römischen Bischofs in der von den letzten Kaisern hintenan gesetzten Hauptstadt der Welt mehr Gewicht und pünktlicheren Gehorsam als die Befehle des Kaisers selbst. Der Vorsteher winkte einem Aufseher, und dieser geleitete den Mann die Stufen hinunter, und öffnete ihm rasselnd die eisenbeschlagene

Pforte zu einer Zelle. Der Mann trat ein, und die Pforte schloß sich wieder hinter ihm. Es war dunkel in der Zelle, und längere Zeit stierte der Eingetretene in die Finsterniß hinein, ohne daß er irgend Etwas unterscheiden, oder ein dort vorhandenes Wesen auch nur in seinen Umrissen gewahren konnte. Aber das Rasseln von Ketten sagte ihm, daß hier doch Jemand da wäre, der sich von seinem Sitze erhoben. Endlich sah er aus der Nacht zwei große funkelnde Augen auf sich gerichtet, und als er sich mehr an die Dämmerung gewöhnt, eine aufgerichtete Gestalt, welche den rechten Arm über die Brust gelegt hatte.

Ach! Wenige Monde hatten an dieser Gestalt große Veränderungen hervorgebracht. Die jugendliche Frische, die stolze Haltung war verschwunden; in schlichten Strängen hing das dunkle Haupthaar herab, eine breite, kaum geschlossene Narbe, daher von rothen Linien noch umsäumt, lief über die hohe Stirn; wie bleich und eingefallen waren die Wangen und wild vom sich selbst überlassenen Barte umschlossen; und der linke Arm hing schlaff und steif am Körper nieder. Und dennoch waren die Spuren der Schönheit und des Edelsinns diesem jungen Manne so tief eingeprägt, daß sie selbst aus diesem dunkelnden Raume und aus den Schrecken solcher Umgebung noch erkennbar hervorleuchteten, und verbunden mit dem Gedanken des furchtbaren Geschickes, das über diesen Menschen hinweggegangen und das ihn noch jetzt in seinen Banden hielt, dem mitfühlenden Herzen Wohlwollen und Bewunderung in unbegrenztem Maße einflößen mußten. Vielleicht würde er dem Auge des Freundes schöner und edler als jemals zuvor erschienen sein. Die weiße Stirn leuchtete, die großen, dunklen Augen sprühten ein gedämpftes Feuer aus, und die ebenmäßigen Züge und die hochgeformte Gestalt drückten Trauer, Resignation und Hoheit der Gedanken sichtlich aus.

Die beiden Männer hatten sich eine Zeitlang stillschweigend angeblickt. Der eine empfand wohl Verwunderung, ja Entrüstung über den Eindringling, der andere Neugier und selbst Befriedigung über den Anblick, der sich ihm bot. Endlich begann Patrika, und seine Stimme klang dumpfer, aber immer noch voll Metalls und Kraft, wenn sie sich auch an den Kerkerwänden brach: „Wagst Du, Verräther, auch das Asyl des Kerkers zu betreten und zu entweihen? Ist Dir selbst das Grab des Gefängnisses nicht heilig genug, um sein Schweigen durch Deinen schleichenden Tritt zu stören? Was willst Du bei mir und von mir?"

Der Andere antwortete nicht; nur ein bitterer Hohn legte sich um seinen Mund, und ein giftiger Blick des Triumphes fuhr aus seinem Auge über den Gefangenen hinweg. Dieser, als er keine Antwort erhielt, wandte sich, und kehrte dem Eingetretenen den Rücken zu. Eine weitere Bewegung war ihm versagt.

„Rassele nur mit Deinen Ketten nicht allzusehr," hob dieser an, „Du erschreckst mich doch nicht; Du bist zwar ein gewaltiger Held, aber diese Fesseln vermagst Du nicht abzuschütteln, und Deine Drohungen sind leerer Schall."

Der Gefangene wandte sich dem Sprecher wieder zu, und rief aus: „Also bist Du kein Schatten, der aus den Höhlen der Unterwelt heraufgestiegen, mir noch einmal das widerwärtige Antlitz eines Abtrünnigen und Mörders zu zeigen, und meine Zelle mit den Gestalten des Abscheus zu bevölkern? Also auch Du bist den Trümmern von Sepphoris entkommen, um diesen Erdboden durch Deine Gegenwart zu beflecken? . . . . Doch still, so wenig wie ich Dir drohen kann, will ich auch mit Dir hadern; ich kann Dich nicht von meinem Angesichte hinwegtreiben, so will ich auch von Deiner Anwesenheit keine Kenntniß nehmen." Er ließ sich auf seinen Steinsitz nieder, und stützte das Haupt in seine rechte

Hand. Auch Joseph setzte sich auf die Mauererhöhung und zwar dem Gefangenen so nahe, wie es möglich war, ohne von dessen Arm und Ketten berührt werden zu können. Nach einer Pause sprach er in gelassenem Tone: „Ich habe gedacht, daß Du einige Befriedigung empfinden werdest, Deine ewige Einsamkeit durch das Erscheinen eines Menschen unterbrochen zu sehen, selbst wenn dieser Dir einst unangenehm gewesen. Dem Hungrigen ist ja selbst die bittre Frucht willkommen, und der Durstige verschmäht den Becher Wermuth nicht. Laß daher, Patrika, Deine Aufwallung vorübergehen. Vieles könnte ich Dir enthüllen, was mich in Deinen Augen rechtfertigen würde, und eine That der Feindschaft kannst Du doch darin nicht erblicken, daß ich in diese Höhle zu Dir hinabgestiegen, wo es nur dem erträglich ist zu verweilen, der gezwungen worden, alle seine Zeit an diesem Orte zu verbringen. Patrika, ein gleiches Schicksal hat uns Beide betroffen, und darum ein Band zwischen uns geknüpft, das uns zu gutem Vernehmen und Einverständniß bringen sollte. Ich sehe, Du hörst auf meine Worte, Du blickst verwundert auf. Wie? Haben wir nicht Beide um Ein und Dasselbe gerungen, und wir haben es verloren auf immer? Denk an Mirjam, denk an Galiläa und unsre Brüder daselbst. Die Tochter des Patriarchen war das Ziel unsrer Wünsche, aber auch Dir ist ihr Besitz auf ewig versagt; die Herrschaft über die Juden Galiläa's war der Preis unsres Ringens, und sie liegt im Staube, um sich niemals wieder zu erheben. Dies ist unser Schicksal, dies unser Schmerz, und weil Beides für und in uns gleich ist, sollten wir uns verstehen und an einander halten."

Patrika hatte sein Haupt wieder erhoben und erwiderte: „Wühle nur in den Wunden meines Herzens — es thut nicht weh. Zwischen mir und Dir ist eine weite Kluft: um die Gluth

meiner Trauer weht der kühlende Wind der Erinnerung, daß ich besessen, was ich verloren habe — Dir war es immer versagt. Ja, Mirjam war mein, und die Liebe und Anhänglichkeit meiner Brüder war mein — und nicht bloß besessen habe ich sie: ich habe sie auch vertheidigt mit meinem Arm und meinem Blute, und nicht der Feind hat sie mir entrissen, sondern der Wille Gottes, sein Name sei gepriesen! Fühle es mir nach, wenn du es vermagst — aus dem wühlenden Schmerz des Verlustes hebt mich der Jubel der Erinnerung empor, wie ich sie mir errungen und wie ich sie genossen! Ich stand auf der Höhe, und mein Auge trank das Licht und den Aether des Himmels, und ihre Verklärung wirft noch goldene Strahlen in die Schatten des Kerkers. Du aber bist aus der Nacht ungestillten Verlangens niemals herausgekommen. Galiläa ist eine Trümmerstätte; aber mitten in ihr erhebt sich ein Denkmal und neben ihm ein Schandpfahl; auf dem ersteren steht m e i n Name, auf dem andern — der D e i n i g e. . . . Nein, unser Geschick hat nichts Gleiches, denn Du hast nichts verloren, weil Du es nie besessen. . . .“

Ein seltsames Zucken war bei diesen Worten über das Gesicht Joseph's gefahren, seine stechenden Augen warfen giftige Blicke auf den Mann im Hintergrunde der Kerkerzelle. Aber er beherrschte sich, er empfand, daß er, wo er zu triumphiren gedacht, das Gefühl des Unterliegens nicht laut werden lassen dürfe. In einem leichtern Tone begann er: „Streiten wir nicht über das Vergangene, das doch niemals zu ändern ist. Wenden wir lieber unsern Blick auf die Zukunft. Hier wirst Du mir doch eingestehen, daß nur das tiefste Mitgefühl mich hierher führen konnte. Ich habe nichts zu fürchten und nichts zu hoffen von Dir; Du hast mir nichts zu nehmen und nichts zu geben, ich konnte Dich Deinem Schicksale überlassen, wie es Alle thun —

oder wer hätte schon diese Schwelle überschritten von Allen, die einst Dir nahe standen? .... „Er ließ jetzt seine Blicke in der furchtbaren Zelle umherwandern, und fuhr fort: „Man hat Dich in eine schreckliche Höhle gebracht — Dich, der Du von Kindheit an Luxus und Reichthum um Dich gesehen. Was die Erde Furchtbares hat, was jede Stunde zur Ewigkeit, jeden Tag zu endloser Qual machen kann, das ist hier vereinigt. Und doch konnte man nicht anders. Der Kaiser hat Dich zu ewiger Gefangenschaft begnadigt, und diese Gnade kann nach dem Gesetze der Römer nur in einem solchen Kerker genossen werden — — soll es so bleiben? Sollen wirklich Dir die Jahre, die Dir noch beschieden sind, hier vorübergehen? Von dem Manne, der noch in der Vollkraft der Jugend steht, bis zu dem gealterten Greise ist ein langer Weg, und einer so starken Natur öffnet sich das Grab erst spät. Du darfst nicht hier bleiben!“

„Ich habe entsagen gelernt; was könnte mich auch noch herausrufen in das wildbewegte Leben? Die Welt hat mir Alles genommen; was sie noch hätte, mag sie behalten....

„Das ist Schwäche, Patrika, eine Schwäche, die heute noch in Dir wohnen mag, die aber über Jahr und Tag wieder entschwinden und dann der wühlenden Verzweiflung Platz machen wird. Das Herz des Menschen hört nicht auf zu pochen, und wie die Blutwellen sich durch dasselbe drängen, bringen sie Verlangen und Sehnsucht zurück, bis sie im Tanz der wilden Leidenschaft wirbeln. Und dann — hättest Du wirklich Alles verloren? Doch verständigen wir uns erst. Höre mich an, Patrika; vergiß einen Augenblick, daß Du einen Feind und Gegner in mir siehst, und widme Deinen Sinn nur den Gedanken, die ich ausspreche. — Du mußt erkannt haben, daß es jetzt aus ist mit Juda, und daß der Christ gesiegt hat. Laß uns über Glaubenssätze nicht streiten.

Wo Gott spricht, da muß der Mensch verstummen; wo Er sein Wort durch den Mund der Geschichte verkündet, wo Er seinen Urtheilsspruch durch die unerbittlichen Thatsachen kundgegeben, muß der Sterbliche sich beugen. „Dies ist der Finger Gottes!“ rief man einst Pharao zu, und da er doch nicht gehorchen wollte, begruben ihn die Wogen des rothen Meeres. Juda hat seine letzte Pflanzstätte verloren, ist aus seiner letzten Zuflucht herausgetrieben. Vergeblich irrt es in dieser Welt umher, überall wird es zurückgewiesen. Entschließt es sich nicht, auf seinem Wege umzukehren, will es seine Pilgerschaft hartnäckig fortsetzen, siehe, die bis jetzt es befeindet, werden nicht ruhen; sie werden es jagen von Land zu Land, und nirgend es dulden. Siehe, die Treibjagd beginnt schon; das Dekret des Kaisers, das die Juden aus Rom verbannt, ist schon geschrieben. Und ist dies vollbracht, werden die andern Städte des Reiches nachfolgen. Mögen sie sich in den Wäldern des Nordens verbergen, auch dort wird das Schwert der Barbaren sie treffen, und was übrig bleibt, werden Hunger und Frost aufreiben. Vielleicht irrt dann noch Dieser und Jener am Rande des Oceans, bis dessen Fluth den letzten verschlingt. Dies ist Wahrheit. Sträube Dich nicht, sie zu erkennen. Der Prophet schon hat es gesagt: „Ihr habet Augen und sehet nicht, Ohren und höret nicht, Herzen und verstehet nicht!“ Wie? Wenn Du das Laub von einem Baume fallen, die Zweige und Aeste zu trocknen Reisern werden, den Stamm sich aushöhlen und sein Mark verlieren siehst, kannst Du noch zweifeln, daß die Wurzel todt, abgestorben ist? Der Löwe von Juda hat sich in seine Grabhöhle zurückgezogen; sein Auge ist erloschen, sein Gebiß ausgefallen, seine Tatze liegt hingestreckt, und der gewaltige Schweif regt sich nicht mehr — zweifelst Du, daß die Stunde des Ster-

bens gekommen, und die Verwesung es ist, die aus seinen Gebeinen den Geruch des Moders verbreitet? ...."

Tief war die Bewegung, welche diese Worte Joseph's in dem Herzen seines Zuhörers erregten: er hatte sich von seinem Sitze erhoben und sich wieder niedergelassen, er hatte seine Rechte wie zum Widerspruch ausgestreckt, und aus seinen Augen sprüheten feurige Blitze. Aber Joseph ließ sich nicht davon stören und fuhr fort:

„Und nun blicke auf das siegende Christenthum. Sein Stifter, ob von den Händen der Römer oder unserer Väter, wir wollen nicht darüber streiten, starb am Kreuze, schmachvoll verurtheilt. Aber seine Jünger ließen nicht ab. Unsere Väter verfolgten sie in ihrem Lande, aber sie nahmen den Pilgerstab zur Hand und wanderten hinaus unter die Heiden, und wohin sie kamen, erwarben sie Anhänger. Die Heiden, machten sich über sie auf, und verleumdeten und verurtheilten sie; Ströme von Blut wurden vergossen, die Zahl ihrer Märtyrer wuchs von Tag zu Tag — aber auch ihr Sieg. Stadt nach Stadt, Land nach Land füllte sich mit den Bekennern Christi, bis das römische Weltreich sich ihm unterwarf, und das Scepter der Welt in seine Hände überging. Wie lange noch, und die Barbaren des Nordens werden vor dem Kreuze niederfallen, und die Rosse der christlichen Krieger werden die Wasser des Indus schlürfen. Mehrt sich nicht die Zahl der Bischöfe schon in ganz Nordafrika, und das Licht der Kirche dringt über die Säume der Wüste hinaus? .... Patrika, dies überlege; vor solchen Thatsachen, die doch nur Deinem eigenen Glauben gemäß nach dem Willen Gottes sich vollbringen konnten, kein Menschenwerk, sondern ein Gotteswerk sind, wolle die Augen Deines Geistes nicht verschließen, und was Du so erkannt hast,

wie Du ein Mann warst im Kampfe für das vermeintliche Recht, so tritt als Mann vor die Welt und bekenne die Wahrheit!...."

Patrika hatte sich während dieser letzten Rede längst beruhigt, und als dies Joseph bemerkt, fuhr er fort: „Laß mich meine Gedanken ganz unverhohlen Dir entschleiern. Wenn es also wahr ist, daß das Christenthum als die alleinige Wahrheit die ganze Welt einnehmen und beherrschen soll, so ist dennoch Juda berufen, auch in ihm die erste Stelle zu behaupten. Vom Beginn an hat sich mitten im Schoße der Kirche eine stille Gemeinde zusammen gethan, die aus Söhnen und Nachkommen Juda's besteht, welche sich zum Kreuze bekannten, und welche das Gesetz Mosis, so weit es in der Schrift verzeichnet ist, mit der Lehre Christi vereinigen. Diese sind es, welche dereinst das Haupt der Kirche bilden und diese immer wieder von allen Verirrungen der Zeiten läutern werden. Siehe, Patrika, in diese tritt ein, sie ist bereit, Dich als einen ihrer Führer anzuerkennen und Dir eine einflußreiche Stellung zu bereiten, durch welche es Dir auch möglich sein wird, das traurige Geschick vieler unserer Brüder zu mildern."

Patrika blickte jetzt lange und scharf in das Angesicht Joseph's, und erwiderte dann: „So; jetzt also hast Du mir gesagt, weshalb Du gekommen. Es ist mir lieb, denn ich sehe doch, daß nicht das niedrige Verlangen, Dich am Anblick meines Unglücks zu laben, Dich hierhergeführt, sondern die Sucht zu bekehren, die einmal unvertilgbar in jedem Anhänger des Christenthums lebt. Ich habe Dir ruhig zugehört, so leihe auch Du meinen Worten das Ohr. Deine Schilderung, Joseph, paßt nicht, und wenn Du das unterliegende Juda und das siegende Christenthum gegenüberstellst, so ist dies unwahr. Das Christenthum hat nicht Juda besiegt, sondern der Römer. Nicht Juda ist der Gegner, dem

das Christenthum den Sieg abgerungen, sondern das große Schlacht- und Siegesfeld des Christen ist das Heidenthum. Mit dem Heidenthum kämpft der Christ, und jenes unterliegt diesem. Juda hat nie die Herrschaft der Welt beansprucht, hat nie sie besessen und darum nicht verloren. Deine Thatsache vom siegenden Christenthum beweist also Nichts, als daß dieses höher steht, mehr Wahrheit enthält und jugendlich frischer ist als das Heidenthum. Und dies bestreite ich Dir nicht. Und hätte ich die Wahl zu treffen zwischen beiden, würde ich das Christenthum wählen. Denn es ist hervorgegangen aus Juda, und was wahr und gut in ihm ist, hat es mitgenommen aus diesem. Aber nicht minder falsch ist es, was Du vom Untergange Juda's sagst. Meine Augen haben sich geöffnet, und aus dem Dunkel meines Kerkers heraus sehe ich jetzt, daß der Fall Galiläa's nichts ist als die Vollendung des Werkes, das die göttliche Vorsehung seit einem Jahrtausende vorbereitete. Israel soll nicht mehr zusammengedrängt und abgeschlossen im Lande seiner Väter wohnen, sondern als Zeuge Gottes hingestreut sein über die Oberfläche der ganzen Erde; es soll nicht mehr als ein abgesondertes Volk in engen Grenzen wohnen, sondern mitten unter den Nationen als Bekenner des Einig-Einzigen und Träger seiner heiligen Lehre. Wie? Kehrten alle unsere Väter aus Babel zurück, und blieben sie nicht zu Hunderttausenden in den Ländern des Ostens? Wanderten nicht Millionen in das Abendland und nach Afrika Jahrhunderte, bevor Jerusalem fiel? Und überall fanden sie ruhige Wohnstätten, und siedelten sich zu ihrem und der Völker Frommen überall an. Freilich, jetzt ist es anders geworden, und kaum hat das Christenthum die Macht erlangt, verhängt es Schwert und Verfolgung über die treuen Söhne Juda's. Aber was hilft es ihm? Verbannt aus einem Orte, finden wir neue Stätten im

andern. Juda hat nicht mehr Ein Haupt und Einen Leib, und so kann kein Schwert es zu Tode treffen. Oeffne doch auch Du die Augen, und was wirst Du da sehen? Wie wenn Du einen hellen, funkelnden Bergkrystall zerbrichst und in tausend Stücke zerschlägst, und jeder Splitter ist immer wieder derselbe Krystall, zeigt Dir dieselbe Form und denselben Glanz. So auch Juda. Mag der Hammer des Geschickes es in tausend Stücke zerschlagen und diese über die Länder zerstreuen, allüberall gestaltet es sofort die Gemeinde wieder, baut sich seinen Tempel, errichtet seine Lehrschule, legt sich die Ruhestätte für seine Entschlafenen an, und ordnet seine Werke der Barmherzigkeit. Dies ist die unerschöpfliche Lebenskraft, die in ihm treibt und die seinen Leib unsterblich macht, wie sein Geist es ist. Laß nur die Stürme darüber hinwegrasen. viele einzelne Bäume fallen vor der furchtbaren Gewalt der Elemente, aber der Wald bleibt bestehen und auch die geknickten Saaten richten sich immer wieder empor. Kennst Du, kurzsichtiger Sterblicher, den Rathschluß des Herrn? Weißt Du, weßhalb er diesen ewigen Erhaltungstrieb Juda eingesenkt? Wozu er es noch bestimmt hat? Was er noch aus ihm machen will? Ja, blick auf die Thatsache — aber diese ist, daß das Christenthum zwar das verkommene Heidenthum im Abendlande niedergeworfen — vom Euphrat an steht es noch unbesiegt — doch über Juda hat es nichts vermocht. Juda hat es von sich abgewiesen, weil es für einen Theil der Wahrheit nicht die ganze Wahrheit hingeben will. Israel ist noch heute unbesiegt. Und nun wirf einen Blick auf das Christenthum. Sprich selbst, wenn wir heute uns entschlössen, uns ihm zu ergeben, wohin sollen wir uns wenden? In hunderte von Sekten zerspaltet, in große, sich bekämpfende Kirchen getrennt, eine jede wieder von Parteien durchwühlt, zu welcher sollen wir uns wenden? Eine jede streckt

ihre Hand uns entgegen und ruft: Nur in mir ist das Heil, bei allen andern die Verdammniß — wer sagt uns, bei welcher wirklich das Heil? Wie Du mir da den Schleier lüftest, verriethest Du mir nicht selbst, daß Du und Deinesgleichen schon wieder der Gesammtheit entwichen, und ihr das Christenthum wo anders suchet, als wo es sich euch dargeboten? .... Nein, nein, wir haben nur ein Judenthum, das kennen und besitzen wir, darin leben und sterben wir, mit diesem ist unser Wesen verwachsen, unsre Seele athmet darin, und wer ihm absagt, sagt Gott und sich selbst ab."

Joseph schwieg lange Zeit, in Sinnen versunken; dann sprach er: „So hat sich die Hartnäckigkeit unseres Volkes auch in Dir erneuert, und mit solcher läßt sich nicht rechten und streiten. Kommen wir zu Dir selbst, Patrika. Was willst Du? Ist es wirklich Dein Ernst, in diesem furchtbaren Kerker zu verschmachten und zu verenden? Hast Du überlegt, was Deiner wartet? Ist er nicht jetzt schon schrecklich genug? und doch hast Du erst die Monde des Sommers darin verbracht. Laß nur durch jene schmale Oeffnung erst den eisigen Hauch des Nords hereinströmen und diese unterirdische Höhle mit Frost und Fieberschauern erfüllen, wie wird die Kälte schneidend in das Gebein und das Herz Dir dringen. Biete Deinen Eingeweiden fort und fort dieselbe elende Kost, sie werden sich empören und Dir den Dienst versagen. Und abgesehen hiervon, soll die Kraft Deines Geistes hier zur Ohnmacht erlahmen, bis die Oede der Einsamkeit Deine Gedanken verwirrt, Deine Phantasie mit Schreckensbildern erfüllt und die Trostlosigkeit Dein Herz langsam verzehrt..... Mensch, ich trete zu Dir in dieser Grabeshöhle, und rufe Dir ins Ohr: Freiheit, Erlösung, komm heraus an das goldene Licht der Sonne, auf die grünen Fluren und Höhen, unter das

blaue Gewölbe des Himmels — und Du wirfst nicht Alles von Dir ab, was Dich zurückhält, was Deinen Fuß und Deinen Arm in diesen ehernen Fesseln hält? ....“

Joseph hatte sich bei diesen Worten von seinem Sitze erhoben und war nahe an Patrika herangetreten, als ob er ihm die flammenden Worte gerade in das Ohr rufen wollte — und auch Patrika war aufgesprungen, und sein rechter Arm rasselte mit den Ketten, als ob er sie zerreißen, oder, da seine Linke ihm den Dienst versagte, an der Kerkermauer zerschlagen wolle.

„Patrika,“ fuhr Joseph fort, „Du hast genug gekämpft, geopfert und gelitten für das Judenthum, Du hast Deine Schuld bezahlt, Du bist quitt, Du bist todt für dasselbe in Zukunft, werde Christ — und Du bist frei, frei, ganz frei!“

Patrika sank in sich zusammen; ein schwerer Kampf zuckte durch seinen Körper, bis sein Haupt ihm auf die Brust sank. Er murmelte wie aus der Tiefe seines Herzens vor sich hin: „Freiheit, ja Freiheit, Luft des Lebens, Nahrung des Daseins! Einen Tag der Freiheit und nimm ein Jahr meines Lebens dafür! .... Doch nein, ich kann nicht....“ Seine Gestalt richtete sich hoch auf, er trat einen Schritt zurück und streckte seinen Arm abwehrend gegen Joseph aus. „Es ist ein hohes Gut, das Du, Versucher, mir bietest, aber der Preis, den Du dafür von mir verlangst, ist zu hoch, ich vermag ihn nimmer zu zahlen.“ Und seine Stimme erhob sich, und klang wundersam von dem düstern Gewölbe zurück.

„Was ich dem Judenthum gethan, und ob ich ihm noch etwas leisten könne, darauf kommt es nicht an. Ich kann nicht hintreten, und sagen: Alles, was ich gewesen, was ich gethan und gesprochen, es war falsch, und das heilige Erbe meiner Väter ist eine Lüge, und der Gott, der Himmel und Erde ge-

schaffen, ist ein Wahn! Wie, was jeder Tropfen meines Herzblutes enthält, was jede Fiber meines Geistes in sich schließt, ich soll es verläugnen vor der Welt, vor mir selbst, vor Gott? und wie, ich soll leben fortan ohne das Gesetz, das mich verpflichtet, ohne die Sitte, die meine Väter geübt, ohne den Brauch, den die Weisen meines Volkes eingesetzt? Nimmermehr. Auch um der Freiheit willen kann ich zum Lichte nicht sagen: Du bist dunkel, und zur Dunkelheit: Du bist Licht; zur Wahrheit: Du bist Lüge, und zur Lüge: Du bist Wahrheit! .... Geh, und komme niemals wieder! Willst Du den Schandfleck Deines Lebens mit dem meinigen bedecken: es soll niemals geschehen! .... O Mirjam, o Amnon, wenn ihr nicht mehr unter diesen Sterblichen wandeln solltet, wenn eure treuen und erhabnen Seelen hinaufgestiegen zur Versammlung der verklärten Väter, wie könnte ich dereinst euch entgegentreten, und sagen müssen: ich habe euch verleugnet, ich habe euer heiliges Andenken in den Staub geworfen! ....“ Er warf sich auf seinen Sitz nieder und bedeckte sein Antlitz mit seiner Rechten, als ob er Reue empfände, einem solchen Gedanken nur einen Augenblick den Zugang zu seiner Seele gestattet zu haben. Joseph aber war von den letzten Worten Patrika's betroffen, ein schlaues Lächeln zog um seinen Mund, und mit einer erheuchelten Sanftmuth der Theilnahme sprach er: „Und wenn nun Mirjam und Amnon aus den Trümmern von Sepphoris ebenso gut gerettet wären, wie Du — wolltest Du nicht um ihrerwillen frei werden? Du könntest sie aufsuchen, Du könntest Dich wieder mit ihnen vereinen, Du ....“ Die Stimme schien ihm hierbei zu versagen, aber Patrika merkte es nicht, sondern war von Neuem aufgesprungen, und rief ihm zu: „Wie, leben sie? weißt Du von ihnen? wo sind sie, was machen sie? sprich, halte nicht zurück, ich flehe Dich an, Joseph, wenn noch eine Spur von

Gefühl in Dir ist, wenn Du nicht ganz Schlange, ganz Tieger geworden, sage mir, was Du weißt! ....“

Patrika hatte sich soweit vorgedrängt, Joseph nahe zu kommen, wie die Fesseln es ihm nur erlaubten, seine Brust, sein Kopf ragten weit voran, während die Ketten seine Arme und Füße zurückhielten. Joseph erwiderte ruhig: „Sie leben, ich weiß auch, wo und wie; ich werde wiederkehren, überlege Dir, was ich Dir angeboten; Du sollst es erfahren, sobald Du frei bist, und Du wirst dies sein, sobald Du thust, was ich verlange.“

Mit diesen Worten wandte er sich und verließ das Gefängniß. Patrika rief ihm nach: „Halt ein, bleib hier, sage mir ....“ Aber Joseph war schon verschwunden, und die Pforte wieder geschlossen. „Bösewicht, grausamer Schuft!“ rief Patrika voll Verzweiflung, und rang die Hände, daß die Ketten klirrten und rasselten. Dann sank er wie betäubt auf den Stein nieder. Schwere Stunden gingen über den Dulder dahin, der immer und immer mit sich rang. Aber auch immer wieder machten seine Gedanken und Gefühle sich in den Worten Luft: „Es ist Alles Lüge, Alles Trug — sie sind todt, wohl ihnen!“

5.

War Iddo wirklich das Schoßkind des Glückes, als das sie von aller Welt gerühmt und beneidet ward? Sie war allerdings sehr reich, eines der reichsten Männer Roms einziges Kind, nun auch eines der reichsten Männer Roms Wittwe. Sie war sehr schön, und wenn die Frische der ersten Jugend abgestreift war, so schmückten die Fülle der Formen, der Glanz ihrer schönen Farben und das Feuer ihrer Augen, so wie die hinreißende Anmuth ihres Wesens, die sich mit einer imponirenden Würde verband, ihre Erscheinung, so daß sie jetzt fast noch mehr bewundert und umworben war, als in ihrer ersten Blüthezeit. Sie war nach dem Maße jener Zeit fein gebildet, kannte die hervorragendsten Werke des klassischen Alterthums und war auch den heiligen Schriften ihres Glaubens nicht ganz fremd; denn trotz des Weltlebens, das in seinem Hause herrschte, hatte Meschullam stets auf die Uebung der religiösen Vorschriften für sich selbst und bei seiner Umgebung gehalten. Bei ihrem scharfen Verstande hatte sie sich daher auch die Gabe feiner und klarer Sprache in hohem Grade angeeignet, und galt hierin wie in edler Sitte und geschmackvoller Kleidung für ein Muster selbst im großen Rom. Aber glücklich war sie darum doch nicht, und wer durch alle diese äußern Hüllen in die Tiefen ihres Herzens zu schauen vermocht hätte, würde darin oft genug unbefriedigte Sehnsucht, Kampf und Traurigkeit gewahrt haben. Denn das ist der Bann, unter welchem die äußern Güter dieser Erde liegen, daß

ihr Mangel oder Verlust sehr schmerzlich empfunden wird, ihr Besitz aber entweder gleichgültig für sie oder immer begieriger nach ihnen macht. Es ist eine falsche Meinung, daß das Leben in der großen Welt, in großen Städten und oberen Kreisen den Geist für alles Höhere und Edlere abstumpfe. Es ist dies, namentlich bei den Frauen, viel weniger der Fall, als in den mittleren und unteren Schichten der Gesellschaft, wo die Kleinlichkeit der Beschäftigung und der Interessen die Seele des Weibes gefangen hält. So hatte sich auch Iddo ein reiches Leben der Phantasie und lebhafte, reizbare Gefühle bewahrt, die von außen nur durch die gemessenen Formen der feinen Welt und durch die Zurückhaltung, welche ihre Stellung ihr auferlegte, umschanzt waren. Frühzeitig der Mutter durch den Tod beraubt und von ihrem Vater zwar zärtlich geliebt, aber bei seiner außerordentlichen Geschäftigkeit wenig beachtet, fühlte sie stets den Mangel eines Herzens, dem sie sich vertrauensvoll anschließen und hingeben könnte. Darum machte der Eintritt Patrika's in ihr väterliches Haus einen so tiefen Eindruck auf sie. Er erschien ihr zuerst wie ein jüngerer Bruder, den sie bei der größern Reife ihres Geistes zu schützen und zu leiten habe. Dann aber, als der Jüngling sich so herrlich entfaltete, männlich schön und geisteskräftig sich entwickelte, umfaßte ihn ihr Herz mit inniger Liebe, und sie baute diesem Manne ein Heiligthum auf in der verborgensten Kammer ihrer Seele. Als er so plötzlich, und ohne daß sie die Ursache zu durchschauen vermochte, sich von ihr wandte und dann ihr Haus verließ, erhob sich zwar ihr Stolz gegen dieses sein Benehmen, konnte aber nicht verhindern, daß ihr romantischer Sinn sich seiner nur um so mehr bemächtigte und den Glorienschein des Geheimnisses um sein Haupt wand. In dem ersten Zorne ihres Stolzes reichte sie Abthalion ihre Hand,

aber ihr Herz gehörte ihm nicht. Als der Name Patrika's als ein glänzender Stern am Himmel des Morgenlandes aufstieg und zu einem feurigen Meteor ward, der schnell, aber um so strahlenreicher durch den Horizont fuhr, war ihre Seele bei ihm und begleitete ihn auf jedem Schritt seiner glänzenden, aber gefährlichen Laufbahn. Zwar füllte sich ihr Herz mit einer unsäglichen Bitterkeit, als die Kunde seiner Vermählung mit Mirjam zu ihr drang, aber diese wich schnell dem tiefsten Mitgefühl, da sie den Untergang Beider erfuhr. Zu derselben Zeit legte sich ihr Mann zum Sterben, und da sie so bald nur Gräber um sich erblickte, welche, ihren Vater ausgenommen, Alles umschlossen, was zu ihr in einer näheren Beziehung gestanden, so gefiel sie sich in dem Gedanken, daß ihr Leben nach dieser Seite hin abgeschlossen und für ihr Herz nichts mehr zu erhoffen sei. In welche Aufregung geriethen daher ihre Gefühle, als sie vernahm, daß Patrika gerettet und als Gefangener nach Rom gebracht sei. Das ganze Feuer ihres bis jetzt unbefriedigten Herzens erwachte von Neuem. Sie wollte ihn befreien, aber zugleich für sich erwerben, das Schicksal habe gesprochen, und beide auf einander angewiesen. Alles hatte ihr das Geschick bis dahin in den Schoß geworfen, aber dieses Alles mißachtete sie; das wahre und höchste Gut ihres Lebens müsse sie sich selbst erringen, und eine Fluth von Plänen und Entwürfen ging ihr durch den Kopf. Als eine Zuversicht, über deren Richtigkeit auch nicht einmal ein Zweifel in ihr erwachte, stand in ihr fest, daß auch Patrika sie lieben würde, wenn sie als Erretterin in seinen Kerker treten werde. Er gehöre ihr, und sie brauche nur die Hand auszustrecken, um Besitz von ihm zu ergreifen.

Iddo kannte die Verhältnisse zu gut, um nicht zu wissen, daß die Befreiung Patrika's mit außerordentlichen Schwierigkeiten

verbunden sei. Sie kannte den unverlöschlichen Haß, den der Kaiser Constantius gegen Jeden hegte, der irgend einmal die Hand gegen ihn zu erheben gewagt, und daß Patrika sein Leben nur demselben Hasse gegen Ursicinus als einen geheimen Anhänger des ermordeten Gallus zu verdanken habe. Niemand würde es daher wagen, der Rache des Kaisers eines ihrer Opfer zu entziehen. Aber sie verließ sich darauf, daß in Rom Alles feil sei, und daß es daher nur der Zeit und der Wachsamkeit bedürfe, um das rechte Werkzeug und den rechten Augenblick zu finden; daß ihr Vater seine Mithülfe ihr versagte, that ihr kaum leid. Sie brauchte keinen Mitwisser, und war eifersüchtig darauf, ganz allein für Patrika die rettende Vorsehung zu spielen. Ueber Geldmittel hatte sie genug zu verfügen und war Niemandem Rechenschaft schuldig.

Sie begann ihr Werk damit, dem Sohne ihrer Amme die Aufseherstelle über die Gefängnißreihe, unter welcher sich die Zelle Patrikas befand, zu verschaffen. Weniger die Fürsprache ihrer schönen Lippen, als ihre volle Hand führte sie zu diesem Ziele. Aber sie kannte ihre Leute zu gut, und bewirkte daher nur, daß Faustus unter dem Vorwande, er müsse noch erprobt werden, erst provisorisch auf ein Jahr den Posten erhielt, welchen seine Ehr- und Habgier so sehr erwünschte. Es hieß das nichts Anderes für den Oberaufseher der Gefängnisse, als Iddo müsse eine noch fünf Mal größere Summe zahlen, um ihren Schützling zur dauernden Bestallung zu bringen, und für Faustus, daß er seiner Beschützerin wesentliche Dienste leisten müsse, um zu diesem Ziele zu gelangen.

Die nächste Aufgabe war nun, Patrika's Lage in der feuchten und kalten Kerkerzelle erträglicher zu machen. Dies vermochte Faustus einigermaßen, weil ihm die Bedienung dieses Gefangenen

und seiner nächsten Nachbarn allein anvertraut war; jedoch mußte die größte Vorsicht beobachtet werden, um keinen Verdacht zu erregen, der alle Hoffnungen vernichtet hätte, und weil der Oberaufseher verpflichtet war, in jeder Woche wenigstens einmal von der Anwesenheit der Gefangenen sich persönlich zu unterrichten. Dagegen war der Knecht, den Patrika zu seiner Hülfe noch hatte, bald gänzlich gewonnen, und Faustus wußte die Dinge so anzulegen, daß derselbe die Entdeckung nicht minder als er selbst zu fürchten hatte. Es wurden also warme Decken und Kissen in die Zelle geschafft, bessere Kleidung dem Gefangenen gebracht, und eine bessere Kost ihm bereitet. Selbst einige Bücher und Rollen zur Lectüre wurden ihm nicht voreuthalten. Da der Oberaufseher es sich so bequem wie möglich machte, und daher seine Besuche in den Zellen wie den ganzen Gang der Geschäfte nur in mäßigster und geregeltster Weise betrieb, so vermochte Faustus den Zustand des Gefangenen immer wieder zu der früheren Weise herzustellen, und alles Verdächtige hinwegzuräumen, bevor sein Vorgesetzter in der Zelle erschien. Immerhin aber legte dies Beschränkungen auf und machte die größte Vorsicht nothwendig. Es versteht sich, daß Faustus dies Alles nicht aus Liebe zu Patrika oder aus Dankbarkeit gegen Iddo unternahm, ja daß er in's Geheim über diese Wagnisse und Beschwerden knirschte — aber nur so konnte er hoffen, sein Ziel zu erreichen, und daher mußte er sich diesem unterwerfen. Er hatte dabei durchaus nicht den Auftrag, die Quelle zu verschweigen, aus welcher alle diese Hülfe floß, und es bereitete dem Herzen Patrika's nur eine doppelte Befriedigung, Iddo als seine Beschützerin zu wissen, der er Zuneigung und Achtung immer bewahrt hatte. Seine Lage war auf diese Weise sehr erleichtert worden, und noch mehr durch das Gefühl, sich nicht mehr völlig vereinsamt auf dieser Erde zu

wissen, sondern ein Herz zu kennen, das ihm eine thatkräftige Theilnahme zugewendet, einen Menschen zu haben, der seiner noch gedenke.

Das Verlangen Iddo's ging nun dahin, Patrika in seinem Kerker zu sehen. Sie wußte, daß sie ihm dadurch eine große Freude bereite, und fühlte den innersten Drang, ihm einmal wieder gegenüber zu stehen und den Ausdruck seines Dankes entgegen zu nehmen; ohne daß sie es sich klar machte, lebte in ihr auch die Absicht, sich zu vergewissern, ob sie seine Liebe besäße.

Es bedurfte hierzu langer Vorbereitungen. Fausta mußte zu ihrem Sohne in das Consulargefängniß ziehen, wozu dieser wiederum die Erlaubniß nur durch die Gunst des Oberaufsehers erlangte, die er sich durch die unbedingte Willfährigkeit erwarb, welche er für seinen Obern bethätigte. Die Wachen gewöhnten sich hierdurch an das Ein- und Ausgehen der alten Frau, und es kam nun darauf an, Iddo in den Kleidern derselben das Passiren des Thores und des Hofes möglich zu machen. Die Gestalt und Größe beider Frauen boten hierin kein Hinderniß, und Iddo hatte die Bewegungen ihres Körpers zu sehr in der Gewalt, als daß sie sich nicht der Erscheinung ihrer Amme hätte anpassen können. In der Dämmerung eines Abends langte Iddo nun wirklich in der Wohnung ihres Schützlings an. Man hatte sie für Fausta gehalten und ohne sie zu befragen, passiren lassen. Eine weitere Vorkehrung, die man getroffen, war, daß man ein Brett und Vorhänge bereit hielt, um die Fensteröffnung in der Zelle so zu bedecken, daß kein Strahl der Lampe, die in der Zelle angesteckt werden sollte, nach außen dränge. Auch dies gelang, und die Kerkerthüre öffnete sich für Iddo.

Patrika erwartete sie. Unruhig hatte er sich seit Stunden innerhalb der wenigen Schritte bewegt, welche ihm seine Fesseln

zu durchschreiten gestatteten. Jetzt hörte er die Schritte des Aufsehers; jetzt vernahm er das Klirren des Schlüssels, das Aufschieben des Riegels, das Knarren der Thüre. Aber es war noch dichte Dunkelheit. Die Pforte schloß sich, eine Lampe wurde niedergesetzt und angezündet. Bei dem ersten Lichtstrahle gewahrte er die herrliche Frauengestalt, die sich der verhüllenden Gewänder der alten Frau entkleidete. In demselben Augenblicke entfernte sich Faustus.

Da standen sie sich gegenüber und blickten sich in die leuchtenden Augen und Angesichter. Wie sie sich einst gekannt und nahe gestanden, wie sie sich getrennt und Jahre vergingen und gewaltige Geschicke in ihrem Wandel gingen an ihnen vorüber, alles dies fuhr wie sich jagende Gedanken durch ihre Seelen; wie vergaßen sie der Kerkerwände, die sie umgaben, der Ketten, welche ihn belasteten, und vergebens bei jeder Bewegung ihre Anwesenheit verkündeten; Patrika streckte die gefesselte Rechte aus, und „O Iddo!“ „O Patrika!“ entfuhr ihren Lippen, und Iddo sank an die Brust Patrika's, und er umschloß sie und drückte sie an sein pochendes Herz. Langsam beruhigten sich ihre Gefühle in etwas, und sie nahmen neben einander auf der Steinerhöhung Platz. Patrika ergoß sich in feurigen Dankausbrüchen für Alles, was Iddo für ihn gethan, und in langen Gesprächen theilten sie sich mit, was ihnen begegnet, beantworteten sie sich die Fragen über das, was jedem aus dem Leben des andern noch dunkel war. Immer höher erhoben sich ihre Seelen, immer inniger ergossen sich ihre Herzen, Iddo hielt die Hand Patrika's fest und schaute ihm in die großen, von ebenso vieler Trauer wie Glück erfüllten Augen. Da begann sie: „Du sagst, Patrika, daß Du mir Dank schuldest; ich sehe dies nicht, denn was ich gethan, war eben so natürlich wie ein Gebot der Pflicht; wie hätte ich vor mir selbst

bestehen können, hätte ich es unterlassen?! Und dann, das größte und nothwendigste muß erst noch geschehen. Wenn einst diese Kerkerpforte sich hinter Dir geschlossen, um Dich auf immer frei zu lassen, dann erst ist unser Ziel erreicht. Dennoch erhebe ich einen Anspruch an Dich, und Du mußt ihn mir erfüllen. Es muß klar sein zwischen uns Beiden, völlig klar, und darum mußt Du mir mittheilen, was Dich damals von uns trieb, was Dich bewog, mir selbst, die Dir mit so vieler Liebe zugethan war, den Rücken zu wenden. ... ach, es hat mich sehr unglücklich gemacht."

Patrika schwieg; er war zurückgefahren und hatte seine Hand unwillkürlich aus der Iddo's gezogen; dunkle Schatten legten sich auf sein Gesicht, und seine Lippen bebten. Iddo erschrak über die Wirkung ihrer Worte, aber beharrte um so mehr in ihrem Verlangen. „Um Gott, Patrika, ist es denn etwas so Fürchterliches? Ich bin mir doch nichts bewußt, und habe niemals einen argen Gedanken, weder gegen Dich, noch gegen einen der Deinen gehegt." ... Patrika hatte sich gefaßt, und sprach in bittendem Tone: „Fordre dies nicht von mir, theure Iddo, nimm Deine Frage zurück, laß die traurigen Vorgänge mit der Nacht des Schweigens verhüllt! Nein, Du bist schuldlos, ebenso wie ich; aber Du kennst das Wort der Schrift: die Schuld der Väter wird an den Kindern geahndet, und warum die Wunde wieder aufreißen, nachdem sie vernarbt? warum den Riß wieder aufdecken, nachdem er verhüllt worden? ...."

Aber Iddo gab nicht nach. Sie fühlte, daß hier etwas verborgen lag, worüber sie hinweg müsse, wenn sie ihr Ziel erreichen wollte, daß etwas aus der Seele Patrika's geräumt werden müsse, was sonst ewig trennend zwischen ihm und ihr stehen würde. Immer dringender wurden daher ihre Worte, immer feuriger ihre

Blicke, immer zusprechender ihre Geberden, und Patrika konnte nicht länger widerstehen.

Er hob mit einer Stimme an, in welcher sich Abmahnung und Widerwillen mischte: „Siehe, Jddo, es betrifft besonders Deinen Vater und seine nicht zu rechtfertigende Handlungsweise; und warum muß ich die Tochter deshalb erröthen lassen? wirst Du mir nicht darum gram gesinnt werden? Doch Du forderst es unbedingt, und ich muß Dir willfahren."

„Von Kindheit an sah mein Vater in dem Umstande, daß er der Aeltere war, die Verpflichtung, Deinem Vater, als seinem einzigen Bruder, beizustehen und hülfreich zu sein, wie er nur konnte. Sie hatten ihr väterliches Haus in zerrütteten Umständen überkommen, die eine natürliche Folge der Unruhen und Heimsuchungen waren, die über ihr unglückliches Vaterland hinweggegangen. Es gelang meinem Vater frühzeitig, den drückenden Verhältnissen abzuhelfen, und als Meschullam erwachsen, vereinigten sie ihre Anstrengungen, und knüpften bald wieder die weitreichenden Verbindungen an, welche unsere Vorväter geschlossen, und durch welche sie Ansehen und Reichthum erworben hatten. Es wurde nothwendig, sich auch in Rom festzusetzen, und obschon es voraussichtlich war, daß dem Gliede des Hauses, das sich dort niederließ, eine glänzende Zukunft sich eröffnete, trat mein Vater dies seinem jüngern Bruder willig ab, und begnügte sich, sein bescheidenes Theil in der dunkleren Heimath zu behalten. Dein Vater, Jddo, besaß Gewandtheit und Klugheit genug, um sich in Rom empor zu arbeiten; aber seine Stellung war auch mit vielen Gefahren verknüpft, und jedes Mal fand er meinen Vater bereit, ihm die rettende Hand entgegen zu reichen und mit eigener Aufopferung ihn vom Rande des Verderbens zurückzureißen. Es liegen solcher Fälle nicht wenige vor. Mein Vater fand sein Glück und seinen

Stolz darin; so eifrig er in seinen Geschäften war, so lag ihm doch an dem Besitze von Reichthümern nur so viel, als er damit den Seinigen und Andern Gutes thun konnte. Doch gehen wir weiter. Du wirst es wissen, daß vor fünf und zwanzig Jahren sich sechs Männer in die Herrschaft des römischen Reiches getheilt; aber kaum waren die äußeren Feinde von den Grenzen des Reiches durch glückliche Schlachten zurückgewiesen, als jene Augusti sich einander zu befehden anfingen, und Einer durch den Andern in das unfreiwillige Grab stürzte. So blieben zuletzt nur Maxentius und Constantin übrig, und auch diese Beiden, lange verbunden, um ihre Mitkaiser niederzuwerfen, erklärten einander den Krieg auf Leben und Tod. Die Spaltung ging mitten durch alle Völker. Denn Constantin hatte sich zum Beschützer der Christen aufgeworfen; wohin er kam, gründete er Kirchen und Klöster und beschenkte sie aufs reichlichste mit den Gütern, die er seinen heidnischen und jüdischen Unterthanen abgenommen. Er erklärte die katholische Kirche für die Religion des Staates, und sicherte ihr die höchsten Vorrechte zu; und wenn er auch noch den Schein einer gewissen Toleranz gegen Andersgläubige zu bewahren suchte, so konnte ihm dies bei dem Hasse der Parteien nur schlecht gelingen. Alle daher, die dem Judenthume anhingen und die dem Heidenthume noch nicht entsagt hatten, blickten auf Maxentius als ihren Hort und Schützer, der wiederum nicht minder die Christen verfolgte und sich allen Andern geneigt erwies."

„Jedermann fühlte, daß es weniger einen Kampf zwischen den beiden Herrschern gälte, als zwischen den Religionen, von denen die eine die Herrschaft erringen, die andere nicht fahren lassen wollte und auch nicht konnte, ohne sich selbst den größten Gefahren, den furchtbarsten Verfolgungen auszusetzen. Auf welche Seite sollten die Juden sich stellen? Die Antwort war einfach.

Von jeher hatten die Heiden sich duldsam gegen sie bewiesen, und, sobald der nationale Haß zum Schweigen gebracht war, sie stets als freie Bürger behandelt. Die Christen hingegen bethätigten gegen sie einen Haß, den sie seit Jahrhunderten nicht verdient und der sie mit völliger Vernichtung bedrohte. So entstand eine große Verschwörung von Italien bis zum Euphrat, um den Maxentius mit allen Mitteln zum Kampfe zu versehen, eine Verschwörung, an der die Heiden und die Juden Theil nahmen, die im Allgemeinen bekannt, aber in ihren Details mit dem dichten Schleier des Geheimnisses verhüllt war. Sie ging besonders dahin aus, in jedem Lande die Widerstandsmittel zu organisiren, daß, wenn Constantin selbst dieses oder jenes erobert hätte, er in dem dritten denselben Kampf zu bestehen haben und sich in diesen unaufhörlichen Kriegen erschöpfen sollte. An der Spitze der jüdischen Partei standen unsre Väter, Iddo; indem die abendländischen ihren Mittelpunkt in Meschullam, die morgenländischen in Patrika fanden. Der Kampf brach aus, Constantin drang in Italien ein, und hier zeigte es sich, daß wir eine schlechte Bundesgenossenschaft in den Heiden hatten. Ohne Zuversicht, ohne Begeisterung, ohne Haupt und Zusammenhang gaben sie den Kampf nach dem ersten Angriff auf, und ließen uns im Stich. Die Juden hatten es fürchterlich zu büßen, und in Mailand und Ravenna flossen die Straßen vom Blute unsrer Brüder über, ihre Häuser wurden geplündert, ihre Güter confiscirt, ihre Synagogen zu Kirchen und Kapellen umgewandelt. Der Kampf zog sich um Rom zusammen und hier war es, wo die Heiden selbst Maxentius verriethen, so daß er seinen Tod in den Wellen des Tibers fand. Noch war Constantin nicht in Rom eingerückt, als Meschullam schon in seinem Lager erschien, und ihm Alles verrieth, was von dem geheimen Bunde noch übrig war;

alle Maßregeln, die getroffen, alle Vorräthe, die gesammelt waren. Auf der Liste der Verschworenen, die er dem Kaiser vorlegte, stand an der Spitze der Name — meines Vaters, gewiß eine Bürgschaft seiner Aufrichtigkeit. Meschullam wurde belohnt; nicht allein sein Leben und sein Reichthum waren ihm gesichert, sondern sein Einfluß verdoppelte sich. In Rom ist der Verrath und die Angeberei eine so tägliche Erscheinung, daß man nicht einmal mehr die Verachtung für den Verräther und Angeber hegt, die ihn anderswo am meisten bei denen trifft, welche aus seinem Frevel Nutzen ziehen. An demselben Tage gingen von Rom Boten nach allen Provinzen, welche die gemessensten Befehle brachten, alle Verschworenen einzuziehen und sofort hinzurichten und jeden Aufstand im Keime zu unterdrücken. Da Maxentius todt war, fand Constantin überall Gehorsam. Aber aus den Umgebungen des Kaisers selbst flogen, von treueren Herzen gesendet, andere Boten noch schneller über das Meer, um einige Häupter der Verschworenen zu rechter Zeit von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Mein Vater säumte nicht, eilte hierher und bot dem Euphrates, dem Günstling und Kämmerling Constantins, seine ganze Habe an, wenn er ihn rettete. Euphrates sah ein, daß, wenn mein Vater fiel, nur ein geringer Theil dieser schönen Beute in seine Hände käme. Er griff zu, und sicherte meinem Vater Leben und Freiheit. Als er aber dem Höfling die versprochene Summe auszahlen wollte, und dazu von Meschullam die Gelder verlangte, welche er in dessen Geschäft und zu dessen Rettung verwendet hatte, leugnete dieser sie ihm ab, oder wollte sie doch nicht herbeischaffen können. Mein Vater wäre verloren gewesen, wenn nicht einige andere Juden sich seiner angenommen und die fehlende Summe zusammengeschossen hätten. Mein Vater kehrte gebrochenen Herzens nach Hause zurück. Nicht der Verlust seines

Vermögens, selbst nicht die Niederlage der guten Sache — denn Beides sah er als eine Fügung und den Willen Gottes an — hatten seinen Mannesmuth geknickt, sondern die schwere Täuschung, welche ihm sein eigener Bruder bereitet hatte. Er erhob sich von diesem Schlage nie wieder, und selbst in der Liebe seines Kindes fand er keinen genügenden Trost. — Ich war ohne Kenntniß alles dessen aufgewachsen, ohne Kunde dieser Vorgänge in Euer Haus gekommen. Da brachte ein böser Zufall durch die Hand Meschullams selbst eine von meinem Vater an mich gerichtete und für mich hinterlassene Schrift mir zu, welche die einfache, aber um so erschütterndere Erzählung dieser Ereignisse enthielt, und die Dein Vater aus meines Vaters Schrank bei seinem Besuche in Sepphoris genommen, zu irgend einem geheimen Zwecke aufbewahrt und mir vorenthalten hatte. Du siehst ein, Iddo, von dem Augenblicke an, wo ich jene Schrift in meinen Händen gehalten, war meines Bleibens im Hause Meschullams nicht mehr. Jetzt weißt auch Du es."

Eine tiefe Traurigkeit war über Patrika selbst während seiner Erzählung gekommen, und klang in jedem seiner Worte, in jedem Ton seiner Stimme wieder. Es war, wie wenn er von Neuem den ganzen Schmerz seines Vaters und seinen eigenen noch einmal durchempfände, und wie ein trübes Geschick hiermit auch trennend zwischen die Kinder jener beiden Männer träte, und sie nicht mehr zu der unbefangenen Herzlichkeit kommen ließe, in der sich ihre verwandten Seelen so gern ergießen mochten. Iddo war bleich geworden und konnte keine Worte finden. Sie hatte ihren Vater nie hoch geachtet, weil sie trotz seiner Verstellungskunst doch längst den geringen Adel seiner Gesinnung erkannt hatte. Daß er aber so tief gesunken und der Verräther am eigenen Fleisch und Blute werden, und um sich zu retten, den großherzigen Bruder, seinen Wohlthäter, verderben und aus Geiz ihm dessen eigenes Gut

und die Mittel zu seiner Rettung vorenthalten konnte — das war zu viel für ihr stolzes und zugleich für ihr kindliches Herz. Und doch konnte sie in diese schlichte Erzählung keinen Zweifel setzen!

So saßen sie lange stumm neben einander, bis sie endlich flüsterte: „O Patrika, wie viel habe ich an Dir gut zu machen!“

Der Angeredete richtete sich auf: „Du, Iddo? Was hättest Du damit zu schaffen? In welcher Verbindung stehst Du damit? Was kannst Du dafür, daß Du die Tochter Meschullams, ich der Sohn Patrika's bin? Das ist nur Fügung Gottes. Es hätte ebenso gut umgekehrt sein können, und ich als der Sohn Meschullams vor der Tochter des verrathenen Bruders sitzen müssen. Nein, Iddo, Du bist so schuldlos wie ich, und hast Nichts gutzumachen. Alles, was Du für mich thust, kommt aus Deinem reinen, liebevollen Herzen, und legt mir unendliche Verpflichtung auf.“

Diese Worte übten eine heilende Wirkung auf Iddo aus, ihr Antlitz röthete sich wieder, ihre Augen leuchteten von Neuem auf, ihr Mund fand auf einen Augenblick sein Lächeln wieder. Sie faßte die Hand ihres Vetters, neigte ihr Haupt näher ihm zu, und sprach: „Wirst Du meinem Vater jemals vergeben.... Wirst Du es thun um meinetwillen?“....

Patrika blickte sie starr an und rief dann mit entschiedener Stimme aus: „Nein, Iddo, niemals.... Mein Vater hat mir jeden Versuch der Rache untersagt; und hätte er es nicht gethan, ich darf es sagen, ich bin meines Herzens sicher, ich hätte ihn nie unternommen.... Sieh, Iddo, ich hatte Deinen Vater in meiner Hand. Nachdem ich nach Sepphoris zurückgekehrt war, fand ich in einem Schreine meines Vaters wichtige Papiere, Dokumente, welche Deinen Vater noch heute in große Gefahr bringen, und die mich in den Stand setzen würden, große Summen von ihm zurückzu-

fordern. Ich habe keinen Gebrauch davon gemacht. Ob sie unter den Trümmern meines Vaterhauses sich erhalten haben oder nicht, ich weiß es nicht; ich würde nicht nach ihnen suchen, wäre ich auch frei — mögen sie unter den Ruinen meines Glückes, mögen sie im Schoße der Erde vergraben bleiben auf immer!.... Aber vergeben kann ich ihm nicht. Es ist keine Schuld, die er an mir begangen. Der Schatten meines Vaters stehet zwischen ihm und mir auf immer...."

Eine große Unruhe schien sich Iddo's zu bemächtigen, bis sie, wenn auch zögernd, die Frage an Patrika richtete: „Und wenn Du die Freiheit erlangest, würdest Du Dich unserm Hause nicht näher verbinden können?"

Patrika schien diese Frage nicht recht zu verstehen; er blickte Iddo an, und sprach: „Noch einmal, Iddo, was hast Du mit Deinem Vater zu schaffen? Du bist kein unmündiges Kind mehr, und hast seine Schuld nicht mitzutragen. Laß mich es offen sagen, Iddo, Du gehörst zu den edelsten Gestalten, denen ich begegnet bin, und ich habe mich immer glücklich gepriesen, Dich getroffen zu haben. Sieh, Theure, man trifft im Leben auf so viele Bosheit, Schlechtigkeit und Gemeinheit; man sieht so zahllose Menschen auf der Oberfläche der Mittelmäßigkeit schwimmen und bei dem ersten Gewichte, das die Prüfung ihnen anlegt, niedersinken, daß es der höchste Gewinn ist, nur einigen wenigen Personen zu begegnen, die von dem Lichte höheren Geistes angestrahlt und von dem Dufte edlerer Gesinnung umgeben erscheinen. Dazu gehörst Du für mich, Iddo, und ich habe Dir neben dem Heiligthum, welches meiner Mirjam im Innersten meiner Seele gehört, eine Weihestätte bereitet, in welcher Dein Bild in klarem Lichte glänzt. So habe ich Dich unzählige Male meiner Mirjam vorgestellt, und nun habe ich Dich also wiedergefunden.... Du

frägst, was ich thun werde, wenn ich die Freiheit wieder erlange? Kannst Du zweifeln? Ruft es mich nicht sofort nach der Stätte hin, wo mein letzter Blick auf mein Weib fiel, und muß ich nicht von da ab ihre Spuren verfolgen unablässig.... o, bis ich mein Schicksal weiß.... Hat ihre edle Seele den unter den Trümmern von Sepphoris begrabenen Leib verlassen und weilt unter den Verklärten? Oder wandelt sie noch auf dieser Erde, sie, und vielleicht das Kind, das sie unter ihrem Herzen getragen, mein Kind.... und sie ruft mich am Tage, und ruft mich in ruhelosen Nächten, und ich höre und antworte nicht.... Wo weilt sie? Was ist ihr Geschick?... Iddo welch andern Gedanken, welch andres Verlangen könnte ich in meinem Herzen hegen...."

Eine leidenschaftliche Aufregung hatte sich des Gefangenen bemächtigt, er athmete schwer, wie unter einem großen Drucke, Tropfen des Schweißes rannen von seiner Stirn, gewaltsam unterdrückte Thränen schimmerten in seinen Augen. Aber Iddo's Antlitz zeigte keine Theilnahme; ihre Züge erschienen kalt, die Formen ihres Gesichtes wie von Stein, ihre Haltung bewegungslos. Hatte sie von ihrer Gegenwart das Erwachen anderer Gefühle in dem Gefangenen erwartet? Vor dem eigenen Leid wich das Leid des Andern zurück. Als er zu sprechen aufgehört, erhob sie sich, und sagte mit kaltem Tone: „Wir wollen sehen, was sich machen läßt; wir müssen die rechte Zeit abwarten. Jetzt aber muß ich gehen; die Zeit, die mir vergönnt, ist bereits abgelaufen; wir werden uns wiedersehen, Patrika." Und ehe sich noch dieser zum Abschiedsworte wieder gesammelt, war sie zur Thüre getreten, hatte sie geöffnet und war verschwunden. Sofort trat auch der Aufseher ein, löschte die Lampe aus, nahm die Verhüllung von der Fensteröffnung, eilte hinaus und verschloß die Kerkerpforte.

Patrika wußte sich diesen schnellen Abschied Iddo's nicht zu deuten. Die Luft war schwül geworden in der Zelle und er wandte sich der Oeffnung zu, durch welche die frische Nachtluft hereinströmte und seine heiße Stirn abkühlte. Bald hatte er das Vorgefallene vergessen, und seine aufgeregten Gedanken verloren sich in der Erinnerung an sein entflohenes Glück. Seufzer hoben sich aus seiner Brust, und immer wieder flüsterten seine Lippen die Frage: „Lebst Du noch, Mirjam, oder schwebt Dein Geist um mich und begrüßt mich in den Tönen des Nachtwindes? Und mein Kind? .... o, wer mir Kunde brächte?!" ....

Iddo aber eilte durch die Gänge des Gefängnisses nach dem Zimmer des Faustus. Nur einmal war sie stehen geblieben; ihr zarter Fuß stampfte heftig auf den Boden, und sie ließ die Worte hören: „Nein, für eine Andere thue ich es nicht!" Der Geist ihres Vaters schien über sie gekommen und verzerrte ihre edlere Erscheinung.

6.

Im kaiserlichen Palaste herrschte große Beunruhigung. Es waren Nachrichten schlimmster Art eingetroffen, und es hatte sich erfüllt, was man längst gefürchtet, und was vielleicht geschehen, weil man es gefürchtet und ihm zuvorkommen gewollt hatte. Julianus, der, zum Mönch erzogen, zum Philosophen sich gebildet hatte, und welchen Constantius, nachdem er ihn auf die Fürbitte seiner Gemahlin Eusebia allein von allen seinen Verwandten verschont, auf ihren Rath zum Cäsar erhoben und als Feldherrn nach Gallien geschickt, war von seinen Truppen zum Augustus ausgerufen worden und hatte auch diese Würde angenommen. Alle Männer seines Hauses hatte Constantius seiner Herrschgier geopfert, und nur den Julian am Leben gelassen, konnte er aber auf dessen Dankbarkeit rechnen, da er ihm Vater und Brüder gemordet? Julianus rechtfertigte seine Wahl, wahrscheinlich wider Erwarten des Kaisers, erfocht die glänzendsten Siege über die Germanen, die unermüdlichen Feinde des römischen Reiches, und seine Leutseligkeit und Freigebigkeit gewannen ihm die Herzen aller seiner Offiziere und Soldaten. Es konnte dies dem Kaiser und seinen Räthen nicht unbekannt bleiben, und es bemächtigte sich ihrer das alte Mißtrauen. Obschon Julianus sich immerfort allen Befehlen und Instruktionen des Kaisers gehorsam zeigte, und Alles that, um ihn von seiner Ergebenheit zu überzeugen, obgleich er sich stets der unterwürfig-

sten Ausdrücke bediente und der schwachen Seite des Constantius huldigte, indem er ihm die Erfolge seiner Waffenthaten zuschrieb und seine Siege dem Namen des Kaisers zutheilte, hielt man dies am Hofe doch nur für eine Maske, die jener bei guter Gelegenheit fallen lassen würde. Es ist dies das rächende Geschick des Bösen, daß er allen Andern seinen eigenen Frevel zutraut. Aber es bildeten sich am Hofe über die zu ergreifenden Maßregeln zwei Parteien. Die Kaiserin, welche die Vorwürfe ihres Gemahls, die Schuld an Julianus' Erhebung zu tragen, von sich ablenken wollte, drang darauf, ihrem früheren Schützling in listiger Weise die Mittel zu entziehen, schaden zu können; sie rieth dem Kaiser, dem Julian einen Theil seiner Heere unter einem nachdrücklichen Vorwande abzufordern. Die Gegenpartei, den Oberkämmerer Eusebius an der Spitze, widerrieth dies, und verlangte, daß man dem Julian kein Zeichen des Mißtrauens zeigen und ihn vielmehr bei irgend einer kommenden Gelegenheit zum Hofe einladen solle, um sich seiner zu bemächtigen. Constantius, ungeduldig sich seines vermeintlichen Gegners zu entledigen, und voraussetzend, daß Julianus niemals zu ihm kommen werde, weil er in gleichem Falle dies nie gethan hätte, folgte noch ein Mal dem Rathe seiner Gemahlin. Er sandte seinen Geheimschreiber Decentius nach Paris, wo Julianus, nachdem er die Allemannen geschlagen und ihr Land verwüstet hatte, sein Winterquartier hielt, und stellte an ihn die Forderung, aus jedem seiner Heerhaufen dreihundert der auserlesensten Veteranen ihm zuzusenden, um den Krieg gegen die Perser mit genügenden Streitmitteln beginnen zu können. Es hieß dies nichts Anderes, als dem Julian den Kern seines Heeres nehmen, und zugleich die gallischen und germanischen Provinzen dem Eindringen der Barbaren preisgeben. Julianus zeigte sich dem Verlangen des Kaisers willfährig, versammelte

sein Heer zu einer großen Truppenschau, und sonderte die zahlreichen Schaaren aus, die nach Italien abziehen sollten. Aber die Truppen selbst erhoben den lebhaftesten Widerspruch. Es waren Völker, die unter der Bedingung in das römische Heer getreten, niemals in den südlichen und östlichen Ländern verwendet zu werden, sondern nur zur Vertheidigung der nördlichen Provinzen fechten zu müssen. Zugleich bestanden sie nur aus Nationen, die noch dem Heidenthum angehörten, und es hatte sich unter ihnen längst das Gerücht verbreitet, wie hart der Kaiser gegen Alle verfuhr, die zum Christenthume nicht übertreten wollten, weshalb sie sich fürchteten, die Länder zu verlassen, in welchen dieses noch wenig Boden gewonnen. Dazu kam, daß die Offiziere den eigentlichen Zweck dieses ganzen Manoeuvers wohl durchschauten und in ihrer Anhänglichkeit an Julianus für diesen das Aergste befürchteten. Durch Reden und Schriften wiegelten sie daher die Soldaten auf, dem Befehle des Kaisers nicht zu gehorchen. Kaum war auch die Kunde in das Volk gedrungen, als alle Bewohner Galliens in die äußerste Furcht geriethen, daß nach dem Abzuge der besten Truppen die Feinde über den Rhein in das Land eindringen, die Menschen niedermetzeln und das Land verwüsten würden. Alles stieß die lautesten Klagen aus, und das Jammergeschrei pflanzte sich von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf fort. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, es sei ein Kämmerling des Julianus von dem Kaiser gewonnen worden, ihn zu ermorden, und habe auch den Versuch hierzu gemacht. Sofort versammelten sich Soldaten und Volk um den Palast, welchen Julianus bewohnte, schlugen die verschlossenen Pforten desselben auf, holten den Cäsar aus seinen Gemächern, hoben ihn auf ihre Schultern, bekleideten ihn mit Purpurgewändern, setzten ihm ein Diadem auf, trugen ihn durch die Straßen der Stadt,

und riefen ihn als Augustus aus. Julian, ob gern oder ungern, fügte sich dem Willen seines Heeres und des Volkes und nahm die höchste Herrscherwürde an.

Dies waren die Nachrichten, welche in Rom eingelaufen waren, und am Hofe Schrecken und Entsetzen verbreitet hatten. Man suchte sie möglichst geheim zu halten, aber ein dumpfes Gerücht über jene Vorgänge war bereits in die Stadt gedrungen. Der Kaiser berief seine Vertrautesten zum Rathe. Die Kaiserin war nicht darunter, denn wie alle schwachen Gemüther, wälzte Constantius alle Schuld von sich ab und auf das Haupt derer, die ihm die unglücklichen Rathschläge gegeben haben sollten. Eusebius triumphirte, und mit ihm und dem arianischen Bischof Epictet schloß Constantius sich in das geheimste Gemach ein, um Rathes zu pflegen.

„Es wäre doch zu erwägen, erhabener Augustus," begann der Bischof, nachdem die Depeschen aus Gallien verlesen waren, „ob Julian wirklich verbrecherische Absichten gegen Deine göttliche Autorität hegt, oder ob er nur gezwungenermaßen dem Willen der aufrührerischen Soldateska nachgab, und bei erster Gelegenheit zu dem Gehorsam zurückkehrt, den er bis hierher stets gegen seinen kaiserlichen Herrn und Wohlthäter bewiesen. Wenn sich Deinem weisen Geiste dies also vorstellen möchte, so würde sich ergeben, daß am füglichsten der Befehl zur Absendung seiner Kerntruppen nach Italien unter der Bedingung zurückgenommen werde, daß er sofort den Purpur wieder ablege und einige der Rädelsführer zur Bestrafung in Fesseln hierherschicke. Käme ihm dies letztere auch hart an, so wäre es doch der vollgültigste Beweis seines Ernstes, die Majestät des Kaisers wieder zu versöhnen."

Constantius lächelte verächtlich, wandte sich aber zu Eusebius, und fragte ihn um seine Meinung.

Dieser erwiderte: „Ich finde den Rath des ehrwürdigen Vaters sehr angemessen, um dem abtrünnigen Cäsar eine Brücke zum Rückzuge zu schlagen. Aber wehe uns, wenn wir das geringste Vertrauen darauf setzen. Ja, hoffen wir den mindesten Erfolg von dieser Nachsicht, so könnte dies nur der Fall sein, wenn mein kaiserlicher Gebieter zugleich alle seine Macht entfaltete, und dadurch den Frevlern Bangigkeit und Furcht einflößte."

„Ich stimme Dir völlig bei, Eusebius," antwortete der Kaiser, aber was meinst Du, was wir deshalb zu thun hätten?"

„Wer den Purpur ein Mal um seine Glieder geworfen, und den Zauber des Diadems auf seiner Stirn empfunden, der läßt nicht davon, es sei denn mit dem Tode. Sollte, was ich nicht glaube, Julian jetzt im Gefühle der Schwäche nachgeben: früher oder später würde der Kampf dennoch losbrechen, um mit dem Sturze Julians zu enden. Deshalb müssen wir uns schon jetzt zu diesem Kampfe mit äußerster Anstrengung rüsten, als ob wir ihn für die nächsten Tage schon voraussähen. Was wir zu thun? Die Lage der Dinge antwortet uns auf die Frage. Julian ist, ich scheue mich nicht es zu sagen, nicht blos Verräther an seinem Kaiser, sondern auch Abtrünniger von seinem Gotte und dessen heiligen Kirche, er ist ein Apostat, und die Nachwelt wird ihn als solchen brandmarken. Er bekennt sich als einen Jünger der heidnischen Philosophen, er will die götzendienerischen Gebräuche wiederherstellen, und das Heidenthum wieder auf den Thron der Cäsaren erheben. Wohlan, mein kaiserlicher Herr, laß ihn das Haupt des barbarischen Heidenthums spielen, Du aber stelle Dich an die Spitze der Christenheit, rege den Glaubenseifer der Bekenner Christi zum flammenden Fanatismus an, mache den Kampf zwischen Dir und Julian zu einem Kampfe

der göttlichen Wahrheit mit der teuflischen Lüge, des Christenthums mit dem Heidenthume!"

Ein Lächeln der Schlauheit lief über das kalte Gesicht des Constantius. Er blickte den Eusebius scharf an, da er aber auch in dessen Augen nichts gewahrte, was etwa einem höheren Feuer, einer tiefern Begeisterung geglichen hätte, und somit wußte, daß dieß Alles nur kühle Berechnung sei, nickte er zustimmend mit dem Kopfe, und fügte nur die Worte hinzu: „Weiter, Eusebius, was sollen wir also thun?"

Dieser fuhr fort: „Vor Allem muß Deine göttliche Person, Augustus, in Sicherheit gebracht werden, und da man auf dieses Italien niemals mit Bestimmtheit rechnen darf, da seine Bewohner nur zu sehr geneigt sind, den Barbaren ihre Thore zu öffnen und sich ihnen zu unterwerfen, so glaube ich, daß Du dieses Rom verlassen und nach Syrmium gehen mögest. uZgleich müssen alle verfügbaren Truppen nach Griechenland gezogen werden, um die möglich größte Heeresmacht zusammenzubringen. Unterdeß muß Alles daran gesetzt werden, die streitenden Parteien im Christenthume mit einander zu versöhnen, und alle seine Söhne zu einem Glaubensheer zu vereinigen. Dein heiliger Wille, Herr, muß sich in den unerbittlichsten Gesetzen gegen die Heiden und ihre Priester aussprechen, der Tod muß verhängt werden über alle ihre Hierophanten, Auguren, Haruspices als über Zauberer, welche die Künste des Satans treiben, jede götzendienerische Handlung, die sich an das Licht des Tages wagt, muß ebenso mit dem Tode bestraft, und Belohnungen für die treuen Christen ausgesetzt werden, welche dergleichen Verbrechen zur Kenntniß der Behörden bringen. Während wir so entschieden mit unsern Gegnern brechen und den Eifer der Unsrigen von Neuem anfachen, müssen die arianischen und katholischen Bischöfe zu einer Aus-

gleichung gebracht werden, und dazu, ehrwürdiger Vater, müßtet Ihr die Hand reichen."

Constantius und Eusebius wandten ihr Gesicht dem Bischof Epictet zu, und erwarteten dessen Antwort. Nach einigem Stillschweigen sagte er: „Daß ich und meine Brüder, erhabener Beschützer der Kirche, so weit gehen wollen, wie es nur irgend möglich, haben wir schon oft genug versichert und es durch die That bewiesen. Nur unsre Gegner sind hartnäckig und wollen uns zum nicäischen Symbolum zwingen. Und das können wir nicht, ohne uns selbst zu verläugnen, und wenn wir es selbst wollten, würde das Volk nicht darauf eingehen, das hinter uns steht. Wer will dem Geiste Befehle schreiben? Genug, wir sind bereit, eine neue Satzung einzugehen, in welcher wir unsre Lehrmeinung so wenig wie es uns möglich ist, zum Ausdruck bringen."

„Da heißt es denn," fiel Eusebius rasch ein, denn er hatte diese Antwort erwartet und wollte dem Gedankengang zuvorkommen, „die katholischen Bischöfe auf eine andre Weise zu uns herüberbringen. Wir müssen ihre Nachgiebigkeit erkaufen, einerseits durch die Furcht vor den heidnischen Greueln des Julian, andrerseits durch neue Opfer, die wir ihnen bringen."

Constantius schüttelte mit dem Haupte. „Darauf gehe ich ungern ein. Wie? Die katholische Geistlichkeit hebt bereits ihr Haupt zu hoch empor; erinnert auch, welche Forderungen sie sogar an die Kaiserin gestellt. Sie wollen schon ihre Stühle über den kaiserlichen Thron erheben, und es kann bald kommen, daß sie die Majestät des Herrschers als ihnen unterthänig betrachtet wissen wollen. Ich bin es meinen Nachfolgern schuldig, ihre priesterliche Herrschgier in Schranken zu halten. Und welche Opfer wären dies, die sie zu befriedigen vermöchten?"

„Erlauchter Herr," antwortete Eusebius, „was die Zukunft

bringt, müssen wir der Zukunft auszumachen überlassen; unsre Sache ist es, die Schwierigkeiten des Augenblicks glücklich zu überwinden. Unsre Zugeständnisse müssen mehr ein Zuwachs an Hab' und Gut als an Macht und Einfluß sein; die ersteren können leichter als die letzteren zurückgenommen werden. Verleihe ihnen Abgabenfreiheit für alle Priester, ihre Frauen und Kinder, gieb ihren Bischöfen und Kirchen neue Einkünfte und Grundstücke; vor Allem aber gewähre dem Bischofe Liberius von Rom die erbetene Audienz, um zu hören, was er verlangt."

„Dies Alles soll geschehen, Eusebius, aber ich sehe noch nicht, woher wir die Mittel nehmen sollen, um ein so gewaltiges Heer auszurüsten. Du weißt, die Kassen sind leer, und die nächsten Einkünfte schon im Voraus verzehrt."

Eusebius schwieg eine Weile und verlor sich in Nachdenken. Dann sagte er langsam: „Die einzige Zuflucht hierfür bleiben die Juden. Aber sie sind schwierig. Die Summen, die wir brauchen, sind ihnen zu groß, und sie weigern sich hartnäckig, darauf einzugehen. Ich habe sie gebeten, sie beschworen und ihnen nunmehr die härteste Behandlung angedroht. Aber das Erstere läßt sie kalt und an das Letztere glauben sie noch nicht. Sie sind von Deinen Vorgängern, erhabner Augustus, zu sehr verwöhnt, und selbst Dein großer Vater, hat ihnen die Geißel mehr von ferne gezeigt, als auf den gekrümmten Rücken fallen lassen. Jetzt sind sie bei dem reichen Meschullam versammelt, denn ich habe ihnen die letzte Frist zur Erklärung gewährt."

Constantius war von seinem erhöheten Sitze aufgesprungen, und roth vor Zorn im Gesichte, sprach er zu seinen beiden Vertrauten, die sich alsbald ebenfalls erhoben hatten: „Gut, weigern sie sich, so will ich meine Geißel mit Stacheln besetzen, die ihnen in das verstockte Fleisch eindringen soll. Hinterbringe mir ihre

Antwort, sobald sie erfolgt ist, und bereite zur Audienz des römischen Bischofs Alles vor.“ Unruhig maß er das Gemach noch einige Male mit seinen Schritten, und entließ dann durch eine Handbewegung den Bischof und den Oberkämmerer.

Die Versammlung der Notabeln aus der jüdischen Gemeinde zu Rom unter dem Vorsitze Meschullam's kam bald zu einem Beschlusse. Sie willigten ein, die verlangte Anleihe des Kaisers zu übernehmen, jedoch so, daß die Zahlung in monatlichen Raten auf vier Jahre vertheilt, und der Ertrag der iberischen Silberbergwerke ihnen dafür verpfändet werde. Ihr geheimer Gedanke war hierbei, daß sie, sobald eine Umwälzung im Staate vor sich ginge, oder das Schwert gegen Constantius entschiede, sie mit jedem Monate die Zahlungen einstellen konnten, und daß andererseits der Kaiser auf diese Weise an sie gebunden war, und jede Gewaltthat von ihnen fernhalten mußte. Der Kaiser und seine Räthe durchschauten dies wohl, und waren nur um so erbitterter gegen sie, als sie sich diesen Bedingungen unterwerfen mußten, um nur Etwas in die leeren Staatskassen zu erhalten. Aber sie hielten sich hierdurch nur um so weniger verpflichtet, und waren entschlossen, die Juden zu opfern, sobald ihnen ein höherer Preis oder Vortheil geboten würde.

Bald darauf sollte die Zusammenkunft des Kaisers mit dem römischen Bischof stattfinden. Man war übereingekommen, um jede Etikettenfrage zu vermeiden, daß der Kaiser dem Gottesdienste in der Laterankirche beiwohnen, und nach dessen Beendigung den Bischof Liberius in der Sakristei finden sollte. Sobald der Kaiser hier eintrat, hielt ihm der Bischof das Kruzifix entgegen, vor welchem jener das Haupt neigte und den Segen des Bischofs empfing. Hierauf geleitete dieser Constantius zu einem Thronsessel, neben welchem er sich auf einen Sitz niederließ. Der

Kaiser begann hierauf: „Heiliger Vater, Du hast eine Unterredung mit mir gewünscht, um mir Einiges vorzutragen, was Dir am Herzen liegt, und nachdem ich dem Herrn der Heerschaaren meine Huldigung dargebracht, will ich gern die Worte eines seiner ehrwürdigsten Diener vernehmen.“

Lieberius ließ lange Zeit seinen forschenden Blick auf dem Angesichte des Kaisers ruhen, und hob dann an: „Erlauchter Augustus, Du hast den Bischöfen der h. katholischen Kirche geboten, in Rimini zu einem Concil mit jenen verirrten Söhnen der Kirche zusammen zu kommen, die sich nach dem Namen ihres Verführers Arianer nennen. Eine große Anzahl meiner Brüder hat sich auf meinen Ruf hier versammelt, um nach dem Gebote des Herrn unterthan zu sein der Obrigkeit, dieweil sie von Gott eingesetzt ist. Aber wir fragen uns, was sollen wir dort? Denn wohl thut es Noth, uns im Voraus zu verständigen, um nicht noch einmal das unwürdige Schauspiel zu bieten, nach nutzlosem Streite erfolglos auseinander zu gehen, dem christlichen Volke zum Aergerniß und Anstoß, den Feinden der Kirche zum Ergötzen und Hohne. Man antwortet uns: wir sollen uns mit jenen Ketzern vereinigen. Aber vermögen wir dies? Dürfen wir von den Lehren und Satzungen der h. Apostel und Väter der Kirche abweichen? Dürfen wir unsren Herrn und Heiland hingeben, dessen Gottheit jene Irrlehrer angetastet und verleugnet haben? Wir suchen nach einem Wege, erhabener Kaiser, Deinem Willen zu genügen, aber wir finden ihn nicht, denn wir können selbst dem Kaiser nicht geben was Gottes ist.“

Der Kaiser hatte aufmerksam den Worten des Bischofs zugehört, erwiderte aber, da er sie nicht anders erwartet hatte, sofort darauf: „Heiliger Vater, Du weißt besser als irgend wer, daß außerordentliche Umstände auch außerordentliche Zugeständnisse

von uns verlangen. Mit tiefer Herzenstrauer muß ich es sagen: Die Christenheit ist von den äußersten Gefahren umringt. Denn während ein gewaltiger Feind, jener von meinen Wohlthaten genährte Julianus auszieht, um sie zu verderben, und den heidnischen Hunden hinzuwerfen, ist sie von innen durch einen tiefen Riß gespalten, und diejenigen richten die Waffen gegeneinander, welche sich verbinden sollten, um dem Feinde mit aller Kraft zu begegnen. Mein großer Vater hat der Lehre Christi zum Siege verholfen, aber noch unvollständig. Ich will ihn vollkommen machen, aber dazu müsset Ihr mir beistehen, in deren Händen die Seelen der Gläubigen. Und was ist es denn, was ich verlange? Haben Worte so vielen Werth, daß ihnen der Bestand der Kirche geopfert werde?" .... Er hielt inne, wie um die Wirkung seiner Worte zu erwarten.

Der Bischof hatte den ersten Sätzen des Kaisers zustimmend gelauscht — jetzt aber fuhr er wie entsetzt auf: „Um Gott, mein Kaiser, diese Worte, die Deinem erhabenen Munde, wohl unbedacht, entglitten, zeigen, daß Du Deine Seele vor den Ketzereien der Irrlehre nicht genug gehütet hast. Das Wort ist das Heil, denn das Wort ist Fleisch geworden. Das Wort ist Alles, denn im Worte ist der Herr und Heiland selbst. Wir können das Wort nicht Denen hingeben, die es verdrehen und entstellen nach dem Sinne des Satans."

„Aber soll die Kirche darüber untergehen?" warf Constantius unwillig ein.

„Das soll sie nicht, und das wird sie nicht — dazu ist sie auf den Felsen Petri gebaut, der unerschütterlich in den Stürmen der Zeiten. Die Throne der Erde können zertrümmert werden, aber die Kirche und ihr Fundament sind ewig." — Constantius biß sich auf die Lippen. Aber ehe er noch antworten konnte, fuhr

Liberius fort. „Warum, erlauchter Kaiser, hast Du das Schwert Constantin's nicht zur Hand genommen, und jene arianischen Ketzer niedergehauen, wie Dein großer Vater die der Verdammniß geweihten Donatisten? Warum gestattetest Du ihnen sich auszubreiten, bis sie selbst die Schwelle des kaiserlichen Palastes überschritten?"

„Und warum, ehrwürdiger Vater," erwiderte der Kaiser, „habt Ihr sie nicht überwunden mit dem Schwerte des Geistes? Warum erhebet Ihr nicht das feurige Wort, um sie im Keime zu verzehren? Warum vermochtet Ihr nicht, um das Uebel eine Schranke zu ziehen, daß das gläubige Volk davon verschont bleibe? .... An Eurem Willen zweifle ich nicht, aber Ihr vermochtet es nicht. Denn das Wort des Arias war ausgegangen, wie ein Vogel aus seinem Neste, und über Land und Meer geflogen, und bald hatte es die Geister aller Länder ergriffen, daß sie dessen nicht wieder frei wurden. Wie? soll ich die eine Hälfte der Christenheit bewaffnen, um die andere Hälfte auszurotten? und wäre dann doch nicht sicher, daß nicht einige Samenkörner jener Lehre doch zurückgeblieben und wieder emporschössen? .... Nein, ehrwürdiger Vater, nicht ich, nicht Ihr seid im Stande, mit Gewalt zu vernichten, was überall ist, was aller Orten und in allen Ländern gefunden wird. Da thut es vielmehr Noth, daß wir uns verständigen, daß Nachsicht und Verträglichkeit geübt werden, bis die Zeit gekommen, wo das Böse seine Kraft verloren und von selbst vom Baume des Lebens als dürre Reiser abfällt. Ich habe Euch gezeigt, daß ich für die katholische Kirche thun will, was ich vermag, so zeiget nun auch Ihr, daß Ihr für das Heil und den Bestand der Christenheit thut, was Ihr vermöget."

„Wir wollen Euch zu Willen sein, hoher, erhabener Kaiser. Bestimmet ein Haus, in welchem einige der hier versammelten

Bischöfe mit einigen jener Irrlehrer zusammenkommen, und wir wollen versuchen, entweder sie zu überzeugen, oder, wenn die Schlinge des Satans noch zu fest um sie geschlungen ist, eine Formel zu finden, die ihrem blöden Sinne genügt, ohne die reine katholische Lehre zu verletzen, damit diese dann dem Concil zu Rimini vorgelegt werde."

Der Kaiser nickte beifällig und erwiderte: „Um Euch auf diesem Wege zu fördern und Euer gutes Werk im Voraus zu lohnen, habe ich Euch durch meinen Kanzler die Liste der Beneficien zustellen lassen, die ich, sobald die Verständigung gelungen, neuerdings der Kirche will zufließen lassen, und worunter ein ungeheures Geschenk — die Abgabenfreiheit für alle Geistlichen jeden Ranges und alle Kirchengüter obenansteht. Bleibt Euch nun noch ein Wunsch übrig?"

„Allerdings, erhabener Constantius. Wenn wir dem christlichen Volke ein Beispiel unerhörter Duldsamkeit geben sollen, ohne ihm einen Zweifel an unsrer Standhaftigkeit einzuflößen; so müssen wir anderweitig ihm einen Beweis liefern von unserem unermüdlichen Eifer für die Sache der Kirche, von unsrer unwandelbaren Fürsorge für deren Heil, von unserm ernsten Widerstande gegen ihre Feinde. Und daher richten die versammelten Bischöfe das unterthänigste Gesuch an die kaiserliche Majestät, endlich die Schärfe des Gesetzes gegen jenes Unkraut im Weinberge des Herrn, gegen jenes giftige Rankengewächs zu wenden, das seine weithin gestreckten Fäden und Spitzen immer wieder in den Boden der Erde treibt, um Wurzel zu fassen und neue Zweige und Ranken emporzutreiben, gegen das Volk, das die Blutschuld Christi trägt und durch seine Verleugnung ihn immer wieder kreuzigt. Wir verlangen, daß die Juden endlich aus dem Schoße des christlichen Volkes ausgesondert und von jeder Gemeinschaft

mit ihm abgeschieden werden. Es soll von Dir, Augustus, das Gebot ausgehen, daß die Juden von allen Aemtern des Staates und von allem Kriegsdienste ausschließe, und zwar, daß alle Beamte, Offiziere und Soldaten, die ihrem Aberglauben nicht entsagen und die heilige Taufe nicht empfangen, sofort entlassen werden, „ungeachtet der Verdienste, die sie sich erworben;“ ferner das Gebot, daß Niemand bei Strafe der Confiscation aller seiner Güter zum Judenthum übertreten dürfe; daß kein Jude einen christlichen Sclaven oder auch nur einen christlichen Diener haben dürfe, und daß keine Gemeinschaft in Leid und Freude zwischen Christen und Juden bestehen solle. Du wirst einsehen, erlauchter Kaiser, wie sehr hierdurch die Kirche in dem Glanze ihrer Vorrechte von Neuem aufstrahlt, und wie sehr die Pflege christlichen Sinnes im Volke hierdurch gewinnt. Aber es wäre dies nur unvollständig, wenn nicht noch Eines hinzugefügt wird. Rom ist es, welches die heiligen Apostel Petrus und Paulus als die große Haupt- und Mutterstadt der Christenheit geweiht, wo sie den Felsen Petri gegründet haben. Dieses Rom muß befreit werden von jedem Flecken der Ketzerei, damit es die Leuchte sei für alle Länder, die rein lodernde Fackel für alle Völker. So befreie uns von der entweihenden Nähe, von dem Pesthauche der Ungläubigen und sprich das Verbannungsdekret aller Juden aus den Mauern des heiligen Roms aus, und ertheile ihre Grundstücke, die sie hier in Menge besitzen, als Eigenthum dem römischen Bischofsstuhle zu. Wenn Du, hoher Kaiser, also Deinen glühenden Eifer für die Kirche erweist, so werden wir im Stande sein, den Frieden in derselben wiederherzustellen, wir werden unser Wort und unsre That, unser Gebet und unsre Kräfte gegen alle Deine Widersacher wenden, Du wirst über sie triumphiren und unter dem Segen der Kirche ein langes glückliches Regiment führen!“

Der Kaiser erhob sich nach diesen Worten von seinem Thronsessel, und sprach mit dem Tone der Zufriedenheit: „So sei es. Ich bin einverstanden. Nur mußt Du mir noch einige Zeit gönnen, bis der rechte Augenblick gekommen sein wird. Mein Geheimschreiber wird Dir hierüber Aufschluß geben. Alles soll geschehen wie Du es gesagt hast, und so wirst auch Du Dein Versprechen halten.“

Der Bischof hielt dem Kaiser zum Abschiede das Kruzifix hin, dieser küßte es demüthig und verließ die Sakristei.

7.

Durch weite Ländergebiete rollt der Euphrat seine hellblauen Wellen. Durch rauhe Gebirge öffnet er sich seine Bahn, durch weite Ebenen höhlt er sich sein Bett, langhingestreckte Steppen umsäumt er, und seine Gewässer bespülen die Mauern zahlloser Menschenwohnungen, Städte, Flecken und Ruinen. Zu Krieg und Frieden setzen die Menschen über den tiefen und raschfluthenden Strom, der seinen Rücken gewaltigen Kriegermassen mit ihren Rüstungen und Werkzeugen der Zerstörung ebenso, wie den langen Zügen der Karawanen mit ihren Heerden belasteter Kameele und Maulthiere darbietet, Länder und Völker verbindend. Von Nordosten her eilen ihm mächtige Flüsse zu, um ihre Gewässer mit den seinigen zu vermischen; vor Allem der Chaboras, der, aus den Gletschern der armenischen Hochgebirge entsprungen, seine grüne Fluth in raschem Laufe dem Euphrat zuführt. Wo er in diesen mündet, erhebt auf dem fruchtbaren Winkel des Landes, den beide Ströme einschließen, die Stadt Karchemisch ihre starken Mauern und langen Häuserreihen. Wechselnde Geschicke waren über sie dahin gegangen, denn oft begegneten sich hier die Völker des Ostens und des Westens zum blutigen Kampfe. Aber immer wieder siedelten sich die Menschen auf diesem Fleck der Erde an, angelockt durch die günstige Lage und den üppigen Boden, und die Stadt erstand immer von Neuem aus Asche und Trümmern. Glücklicher war ihr Loos in den Kriegen zwischen den Persern

und Römern des letzten Jahrhunderts, indem der Sturm theils nördlicher theils südlicher über den Euphrat hin und her fuhr und Karchemisch verschonte. Darum war die Stadt herrlich erblüht und streckte ihre Vorstädte wie zwei Arme östlich am Ufer des Chaboras, nördlich am Ufer des Euphrat hin. Je weiter sich die Häuser der letzteren von der Stadt entfernten, desto einfacher und kleiner wurden sie, durch immer längere Zwischenräume von einander getrennt, aber auch desto üppiger glänzten die Gärten, von denen sie umringt waren, und die sich von ihnen bis zum steilabfallenden Ufer der Ströme erstreckten, im saftigen Grün und Blüthenschmuck der Bäume und Gesträuche. In eines der letzten der Euphratvorstadt treten wir ein. Mit der Vorderseite liegt es an der großen Heerstraße, die von Norden her dicht am Ufer nach der Stadt führt, von da auf einer prächtigen Brücke über den Chaboras setzt und südlich bis Ctesiphon, gegenüber den Trümmern des alten Babylon, sich erstreckt. Eine lautlose Stille herrscht in dem Häuschen, und wir schreiten rasch durch die Flur, um nach den Bewohnern in dem wohlgepflegten Garten zu suchen. Eine offene Laube lehnt sich an die Hinterseite des Hauses, von der einen Seite von Oleander, von der andern von Myrthe umwachsen, die wie liebende Gatten ihre dunkelgrünen Zweige, ihre rothen und weißen Blüthen zu einem dichten Laubdache mit einander vereinigten. In der Laube war ein Sitz mit weichen Kissen bereitet, aber er war leer, und eine weibliche Handarbeit verrieth nur, daß die Besitzerin noch vor Kurzem hier geweilt. Nur der Zephyr, der sich von der sinkenden Sonne her durch die Gipfel der Bäume regte und in den blühenden Gebüschen flüsterte, unterbrach die friedliche Stille. Vom Ufer her rauschten die Wellen des Stromes, wie sie sich über den steinigen Boden am Rande desselben ergossen. Doch wir hören Schritte, und eine kräftige

Mannesgestalt schreitet uns nach durch die Flur in den Garten und zur Laube hin. Als er diese leer sieht, spricht er vor sich hin: „Wo ist sie? .... Doch was frage ich, ich sehe ihr Gewand durch das Gebüsch schimmern. Sie kniet wieder an dem Grabe ihres Kindes, wo der Morgen sie findet und der Abend sie verläßt.“

Mit leisem Schritt wandelt er den schmalen Weg hinunter, und bleibt in einer Entfernung vor dem knieenden Weibe stehen, auf dessen gebrochener und doch noch reizender Gestalt sein Auge voll Liebe und Rührung ruhet. Ach, so lange das Herz einer Mutter schlägt, versiegt der Thränenquell nicht in ihrem Auge an der Gruft ihres Kindes! Die Frau hält ihre Hände gefaltet über ihren Knieen, und ihr Blick dringt durch den dichten Rasen der kleinen Gruft, als ob er die zarte Gestalt, die drunten ruhet, schauen und die Mutterliebe in die gebrochenen Augen und das verwesende Herz ergießen könnte. So lag sie lange, und durch ihre Seele mochten die Bilder einer glücklichen Vergangenheit und einer traurigen Gegenwart in langsamer Reihenfolge gehen, und lange harrte der Mann, die Trauer des Weibes mit tiefem Stillschweigen ehrend. Endlich trat er zu ihr heran, legte seine Hand leise auf ihre Schulter und sprach mit mildem Tone: „Mirjam, stehe auf, laß es genug sein für heute, die Sonne sendet ihre letzten Strahlen über den Fluß, und dann, weißt Du, steigen die weißen Nebel herauf, die Deiner Gesundheit schaden. Also komm in das Haus.“

Die Frau, die bei der Berührung zuerst leise zusammengeschauert, wandte dem Sprecher ihr thränenfeuchtes Antlitz zu, und mit einem milden Lächeln erwiderte sie: „Ich komme, Amnon, ich gehorche Dir, treuer Freund.“ Sie erhob sich; er ergriff ihren Arm, damit sie sich auf ihn stütze, denn ihr schwankender

Schritt zeigte, wie schwach sie noch sei, und er geleitete sie nach der Laube, wo sie ihn bat, sich noch einige Augenblicke niederlassen zu dürfen. „Habe Geduld mit mir," sprach sie, und der Ausdruck der Bitte verklärte ihr bleiches, edles Antlitz, das sich aus dem Rahmen ihrer schwarzen Locken um so stärker hervorhob, „habe Geduld mit mir, theurer Freund! Ach, jede Stunde, die ich von diesem kleinen Grabe entfernt bin, dünkt mich ein Raub an dem Andenken derer, die ich auf immer verloren — es ist das sichtbare Band, das mich noch mit ihnen verknüpft — — doch was sprech' ich von Geduld bei Dir, der Du unerschöpflich an Güte und Freundschaft. . . ."

„Meine Sorge ist nur," erwiderte der Mann, und ein sanftes Lächeln verschönte das Gesicht mit den markirten, energischen und wiederum so gutmüthigen Zügen, „daß Dir der Gram und die Thränen die schwer errungene Gesundheit nicht wieder schädigen!" Das Weib drückte die ihr dargebotene schwielige Rechte des Mannes herzlich.

Ja, es waren Mirjam und Amnon. Viele Monde waren verflossen, viele Leiden waren ertragen, viele Beschwerden überstanden. Aus den zusammenbrechenden Trümmern von Sepphoris waren sie bis zu den Ufern des Euphrat gelangt und hatten eine Ruhestätte, wenn auch nicht für ihren Kummer, in der Vorstadt von Karchemisch gefunden.

Als Patrika bei dem Klange der römischen Tuben von dem Hofe des Castells eilte, war Mirjam ohnmächtig in die Arme Amnon's gesunken. Die Mauern krachten und stürzten, die Menschen schrieen und jammerten, die Erde schwankte noch immer, wenn auch in leiseren Stößen — aber Amnon stand fest und hielt das ihm anvertraute theure Gut seines Freundes an seiner Brust. Aber nicht lange dauerte es, so vernahm man von ferne

her das Siegesgeschrei der in die Stadt eindringenden Römer, und als es sich näher heranwälzte, als es offenbar wurde, daß die Stadt ohne Vertheidiger, als die Flüchtigen aus der Stadt hinauseilten, mit dem Rufe: „Patrika ist gefallen, rette sich wer kann, es ist Alles verloren!“ — da liefen Alle, die noch auf den Höfen des Castells verweilten, wehklagend nach allen Richtungen auseinander, und Amnon stand allein, die bewußtlose Mirjam im Arme. Glücklicher Weise hatte der alte Thurm von dem Erdbeben wenig gelitten, und seine schweren Quadersteine waren nicht aus der Stelle gewichen. Amnon hob Mirjam mit seinen Armen empor, eilte mit ihr in den Thurm, und stieg in den unterirdischen Gang hinab. Nicht weit, und er fand die Wölbung von den Erdstößen eingesunken, ein unüberwindliches Hinderniß. Er trat in eine jener Höhlungen, welche Patrika vorsichtig angelegt und mit Vorräthen versehen hatte, und legte Mirjam auf einige Kissen nieder. Er benetzte ihr Antlitz mit Wasser und rief ihren Namen mit immer steigender Angst. Es währte lange, bevor sie wieder erwachte und bei dem röthlichen Schein einer Fackel mit stierem Blick umherschaute. „Patrika, Patrika, wo bist Du?“ .... waren die ersten Laute ihrer zurückkehrenden Seele. „Halte Dich ruhig, Mirjam,“ beschwichtigte sie Amnon, „Patrika wird bald hierher kommen, er kennt unsre Zufluchtsstätte, sei gewiß, er kommt bald wieder!“ .... Mirjam schwieg; aber sie rang unaufhörlich die Hände, ihre Lippen bebten, ihre Augen rollten vor wilder Angst und dumpfe Seufzer drangen ihr aus der gepreßten Brust. Es waren fürchterliche Stunden. Lautlose Stille in der unterirdischen Höhle; nur von Zeit zu Zeit drang ein furchtbares Rollen, ein gewaltiger Donner, bald aus weiter Ferne, bald in nächster Nähe wie vom Sturze mächtiger Mauern und Balken, ein Getöse wie von wildbewegten Menschenmassen in den Schoß

der Erde herab. Mirjam sprang von ihrem Lager auf und rief mit dem Tone der Verzweiflung: „Amnon, laß mich hinauf, laß mich zu Patrika, ich will mit ihm sterben, mit ihm untergehen .... hörst Du, er ruft mich, ich muß hin....“ Aber Amnon hielt sie zurück, er schlang seine Arme um sie und drängte sie auf ihr Lager zurück. „Ich kann, ich darf nicht, Mirjam; droben wüthen die Feinde; Gott ist mit Patrika, er rettet ihn, und wenn er dann kömmt und fordert sein Weib von mir, und Du bist nicht hier, wie könnte ich bestehen vor ihm! Er hat Dich mir anvertraut und mit meinem letzten Blutstropfen muß ich dafür einstehen!“ ....

So dauerte der Kampf lange, lange — bis die Ermattung einige Stunden des Schlafes auf das schwache Weib senkte, aus dem sie immer wieder aufschreckte und durch ihre verzweiflungsvollen Ausrufe verrieth, daß auch während des Schlummers Angst und Schrecken ihre Seele erfüllten und furchtbare Bilder dem Auge des Geistes vorüberführten. Die Stunden dehnten sich zu Tagen — Patrika kam nicht. Nur mit Mühe beschwichtigte Amnon immer wieder die trauernde Gattin, die allmälig ihres Verlustes gewiß ward. Nur ein Mittel kam ihrem Gefährten zur Hülfe. Mitten in den wilden Phantasien hatte das unglückliche Weib ihr Geheimniß verrathen, und nach langem Zögern benutzte es Amnon, um das Pflichtgefühl der zukünftigen Mutter zum Trostmittel für die verwittwete Gattin zu verwenden. Freilich wurde auch ihm hierdurch nur bänger und bänger ums Herz und die Schwere der Pflichten, die auf seine Schultern geladen, drückte seine treue Seele tiefer nieder. Um wie viel lieber wäre er in den Kampf geeilt und hätte mit dem Schwerte in der Hand den Heldentod gefunden. Aber er fühlte, das göttliche Geschick habe ihn an diesen Platz gestellt und er müsse erfüllen,

was ihm oblag. Zu hoffen wagte er nichts mehr, aber es mußte geschehen, was nothwendig war.

Ob Tag oder Nacht auf der Erde stehe, sie wußten es nicht. Aber droben war es immer stiller geworden; auch nicht das leiseste Geräusch war länger vernehmbar. Amnon beschloß, vorsichtig hinaufzusteigen, um, so weit er es ohne Gefahr sich zu verrathen vermochte, zu erkunden, wie es oben stehe. Mirjam trieb ihn dazu an, aber unter der Bedingung, daß er sie nach seiner Rückkehr mit hinauf nähme, um die Spuren Patrika's aufzusuchen und zu verfolgen. Er kam zum Thurme, aber Alles war still; er stieg in das Gemach hinauf, und fand es öde und verwüstet; Thüren und Fenster zerschlagen, aber der Thurm, der den Stößen der Erde widerstanden, war auch dem Toben der Menschen nicht gewichen. Amnon warf verstohlene Blicke in den Hof hinaus: auch da Alles todt und schweigsam. Das Castell war in einen Trümmerhaufen verwandelt, aus welchem nur hier und da ein Stück Mauer, eine Wand, eine Zinne hervorragte. Hier und da lag eine Leiche, welche die Schaaren der Aasvögel, die sich eingefunden, oder der Zahn der Schakale und Hyänen bereits zu Skeletten gewandelt. Er drang weiter vor. Hatten hier jemals Menschen gewohnt? Die Ruinen gaben ein trauriges Zeugniß davon, aber kein Mensch wandelte unter ihnen, und die Schritte Amnons hallten dumpf zurück. Als er sich der Stadt näherte, konnte er nicht weiter. Die sich mehrenden und gehäuften Trümmer machten jedes Vorwärtskommen unmöglich. Der Boden war heiß von den Flammen, die im Innern der zusammengestürzten Wohnungen noch brannten, und hier und da, wo sie einen Ausgang fanden, hoch aufschlugen. Der Fuß versank in Asche, Staub, Löcher und Spalten, und das lose Geröll gab ihm keinen Halt. Amnon gab jeden Versuch auf, und erstieg

nur eine hoch gelegene, stehen gebliebene Wand, um von da aus Stadt und Gegend zu überschauen. Der Anblick war überall derselbe, trostlos, regungslos. Nur an der Rückseite des Berges, wo die Hütten der Armuth von der Höhe in eine Thalschlucht sich gesenkt, war die Verwüstung weniger stark, und sein scharfes Auge gewahrte zu seiner Beruhigung, daß es hier möglich sein werde, einen Ausgang aus der Stadt zu finden. Er begab sich sofort dahin, und fand seine Meinung bestätigt. Aber auch selbst hier, wo der Aufenthalt von Menschen noch irgendwie möglich gewesen wäre, fand er keine Spur eines lebenden Wesens mehr. Die Römer waren abgezogen, aber erst nachdem sie den letzten der Bewohner getödtet hatten oder gefangen mit sich geführt: die Stadt sollte ewiger Verwüstung übergeben sein.... Und doch, so furchtbar das Jammerbild war, das vor den Augen Amnons lag, stieg ein Gefühl des Dankes in seiner Seele auf: denn er erkannte, daß die einzige Stätte, wo Rettung möglich gewesen, die unterirdische Höhle war, und daß die Flucht mit dem schwachen Weibe nur dadurch geschehen konnte, daß die Stadt gänzlich verlassen worden.

Er kehrte zu Mirjam zurück, und schilderte ihr getreulich, was er gefunden. Sie wollte es nicht glauben; sie wollte den Ort nicht verlassen, ohne den Leichnam ihres Gatten gefunden und mit ihren Thränen benetzt zu haben; sie schmeichelte sich ins Geheim mit der Hoffnung, daß dieser Anblick auch ihr Herz brechen und ihren und ihres Kindes Geist mit dem verklärten vereinigen würde. Was sollten auch die beiden Verlassenen noch auf dieser Erde?!

Amnon ging noch ein Mal allein hinaus, um, mit Werkzeugen bewaffnet, diejenigen Hindernisse aus der Straße hinwegzuräumen, welche den Ausgang versperren könnten. Er fand dies glücklicher Weise weniger schwierig, als er vorausgesetzt, und nach

einigen Stunden emsigster Anstrengung konnte er die Flucht für gesichert halten. Aber die äußerste Vorsicht war nöthig, denn wußte er, ob nicht die Römer oder feindlich gesinnte Menschen doch noch in der Nähe weilten oder das Land durchstreiften? Doch er baute auf den Beistand Gottes, der sie so wundersam erhalten, und auf seine genaue Ortskenntniß bis über die Grenzen Galiläas hinaus. Die Besorgniß, die ihn drückte, war nur die, ob die schwachen Kräfte Mirjams die Strapazen einer langen Reise aushalten würden. Denn weithin mußten sie fliehen, das sah er ein. So weit die Römer herrschten, war keine Sicherheit. Der geringste Verdacht oder Verrath würde selbst an der äußersten Grenze drs Reiches sie ereilen und sie ins Verderben stürzen. Sein Plan war daher, wenn auch noch so langsam, bis nach Nisibis zu dringen, wo Verwandte des Patriarchen wohnten und eine sichere Zukunft boten.

Beim ersten Grauen der Morgendämmerung verließen die Beiden den unterirdischen Gang. Amnon segnete die Umsicht Patrika's, denn außer den Vorräthen an Lebensmitteln, die er mit sich nehmen konnte, hatte sein Freund auch eine bedeutende Summe Geldes in Edelsteinen und Goldstücken niedergelegt, welche sie vor Mangel sicher stellte und die Reise möglich machte. Am Arme des Freundes, auf welchen allein sie jetzt angewiesen war, trat Mirjam an das Licht des Tages, vor dem ihr daran ungewöhntes Auge sich schloß. Aber unsägliches Leid durchwogte ihr Herz, als sie jetzt die Gräuel der Verwüstung, die über die einst so blühende Stadt hereingebrochen, gewahrte und Amnon sie überzeugte, daß es unmöglich sei, nach dem Orte hinzudringen, wo sie ihren Gatten gefallen glauben mußte. Sie wandte sich ab, schlang die Arme um den Nacken ihres Freundes, und ihr Schmerz ergoß sich in einem Strom von Thränen. Amnon

benutzte diesen Augenblick, hob das zitternde Weib auf seinen starken Arm und trug sie die Straße hinab, auf welcher er die verödete Stadt verlassen konnte. Seine Stärke und Ausdauer überwand die Hindernisse, und bald ließ er seine theure Bürde im Schatten der engen Thalschlucht auf den Boden nieder. Seine Mahnung stärkte sie, und sie verfolgten den sich krümmenden Hohlweg, bis sie nach einer Stunde einen sichern Versteck erreichten, wo Amnon den Abend erwarten wollte. Von hier legten die Wanderer in sehr kleinen Tagesmärschen den Weg bis zu der Grenze Galiläas zurück. Sie vermieden und umgingen jede Menschenwohnung, jede Stadt, jedes Dorf, übernachteten in Wäldern und Felsklüften, und nur ein so sicherer Führer wie Amnon und der Schutz Gottes, der sie vor jedem Unfall bewahrte, vermochten das ersehnte Ziel zu erreichen. Sobald sie eine Strecke über ihr ehemaliges Vaterland hinaus waren, schlich sich Amnon in ein Dorf, erhandelte hier Kleider, wie die Landbewohner sie trugen, und Maulthiere für sich und Mirjam, und wagte sich mit dieser nun auf die gangbaren Straßen hinaus. Unsägliche Beschwerden harrten ihrer. Ihre Pilgerschaft dauerte lang, und war von tausendfältigen Gefahren umringt. Sie umgingen Damaskus, sie kamen bis zu den Ruinen Palmyra's, die Wüste nahm sie auf und schien sie nicht wieder aus ihrem Bannkreis entlassen zu wollen. Ihre Maulthiere fielen verschmachtet, sie aber rafften sich empor und pilgerten weiter. Tagelang ertrug Amnon Hunger und Durst, um es Mirjam nicht fehlen zu lassen. In der Nacht wachte er in der Nähe ihres Lagers, das gefräßige Raubthier abzuwehren. Nach Monden endlich begrüßten sie das gesegnete Ufer des Euphrat und setzten nach Karchemisch über. Kaum aber hatten sie die Straßen dieser prächtigen Stadt betreten, als Schmerzen ungekannter Art Mirjam überfielen und von Vier=

telstunde zu Viertelstunde wuchsen. Amnon ahnte, was bevorstehe. Das Wunder, das zarte Weib mit ihrer Bürde alle Mühseligkeiten der Wanderung überstehen zu lassen, mußte ein Ende nehmen. In seiner Angst sprach er ein altes Mütterchen, dem er begegnete und das ihm die Züge jüdischer Abkunft zu verrathen schien, an, und machte sie mit seiner verzweifelten Lage bekannt. Die alte Frau war bis zu Thränen gerührt, und erbot sich, die Wanderer in ihrem Häuschen in der Vorstadt aufzunehmen. Die Wanderer folgten ihr dahin, und Mirjam fand hier alle Sorgfalt und Pflege, deren sie bedurfte. Stunden des Wehes und der schwersten Beängstigung gingen vorüber. Endlich gebar sie ein Knäblein, das aber seine Augen dem Lichte des Tages nicht erschloß. Mirjam lag bewußtlos; die äußerste Schwäche und Erschöpfung war über sie gekommen, und Tage verflossen, bevor man eine Hoffnung, sie am Leben zu erhalten, fassen konnte. Amnon, in dem zarten Vorausgefühle, was die Mutter, ihres Kindes so schnell wieder beraubt, empfinden würde, bestattete die kleine Leiche am Ende des Gartens hinter dem Häuschen, und unter reichlichen Thränen häufte er den kleinen Rasenhügel und bepflanzte ihn mit Blumen und blühenden Gesträuchen.

Als Mirjam sich in Etwas erholte und wieder zum vollen Bewußtsein kam, konnte man ihrer dringenden Frage nach ihrem Kinde die Wahrheit nicht lange verbergen. Aber sie nahm die Kunde ruhiger auf, als man geglaubt; sie schrie nicht auf, sie verzweifelte nicht, nur ihre Thränen flossen und eine unwiderstehliche Wehmuth zog sie nach der Stelle, wo das Pfand der Liebe, welches Patrika ihr hinterlassen, auf immer geborgen lag. Ihre Seele war von der Schwäche ihres Leibes gebunden, und das Leben erschien ihr so inhalts- und werthlos, daß ihr dessen Verlust für ihr Kind kaum bedauernswerth vor-

kam. Aber kaum konnte sie ihr Lager verlassen, als sie Amnon zwang, sie zu dem Grabe zu führen, wo sie bewußtlos niedersank....

Amnon sah ein, daß Mirjam vorerst eine weitere Reise nicht ertragen könne, daß sie sich aber auch um keinen Preis von der Gruft ihres Kindes werde entfernen lassen. Karchemisch war damals von den Römern wie von den Persern verlassen, da beide kämpfende Parteien sich hinter stärkere Bollwerke zurückgezogen hatten. Die Stadtbehörde hatte kräftig die Zügel der Herrschaft ergriffen, und Ruhe und Sicherheit wohnten in der Stadt und rings um sie. Amnon beschloß daher, hier zu bleiben, kaufte der alten Frau, die er für alle ihre Mühe und Freundlichkeit reichlich belohnt hatte, das Häuschen ab, nahm zwei Frauen zur Bedienung Mirjams und zur Haushaltung an, und machte es nun zum Berufe seines Lebens, für die Gattin seines Freundes, die er selbst so innig verehrte und liebte, die Sorge eines zärtlichen Bruders zu üben. Mit dem feinen Gefühle edler Seelen, auch wenn sie keine höhere Bildung besitzen, ordnete er das Leben Mirjams, ließ ihr freie Bewegung und wahrte sie doch ängstlich vor jedem Schaden.

Mirjam saß noch in der Laube, das Auge in die letzten Strahlen der untergehenden Sonne gesenkt, und Amnon stand vor dem Eingang jener, als ein Fremder am Gitter des Gartens sichtbar ward und Amnon anredete. Dieser hatte ihn bereits früher bemerkt, wie er mit langsamen, schleichenden Schritten die Heerstraße herangekommen war und vor großer Ermüdung kaum sich weiter schleppen konnte. Er setzte daher in ihm einen erschöpften und bedürftigen Wanderer voraus, und dieser Gedanke allein genügte schon, ihn an das Gitter zu ziehen und den Worten des Fremden lauschen zu machen.

„Ich bin ein Fremdling," sprach dieser, „komme von fern her und bin erschöpft; ich bitte, eine Stunde ruhen zu können in Eurem Hause, um einen Bissen Brodes und einen Trunk Wasser."

„Das soll Dir werden, und mehr," erwiderte Amnon, „tritt nur zur Thür herein, die an der Vorderseite des Hauses."

Er kehrte darauf zur Laube zurück, geleitete Mirjam in ihr Zimmer, und nahm den Fremden in dem anstoßenden Gemache auf. Nur ein Vorhang, der heruntergelassen war, schied die beiden Zimmer, welche den größten Raum des kleinen Hauses einnahmen. Eine Magd trat ein und trug reichliche Speisen und einen Krug guten Weines auf. Des Wanderers Auge erglänzte vor Befriedigung, und gierig genoß er von dem Dargebotenen als einer wahrscheinlich lang entbehrten Stärkung. Jetzt eröffnete sich auch leicht ein Gespräch zwischen den beiden Männern, und der Fremde verheimlichte nicht, daß er ein Jude aus Tyrus sei, der, da er ohne Familie und die Verfolgungen und Bedrückungen der Glaubensgenossen immer unerträglicher wurden, seine Vaterstadt verlassen hätte, um im glücklicheren Osten eine Ruhestätte für seine alten Tage zu finden. Es war natürlich, daß sich hieran von Seiten Amnons Fragen über die dortigen Zustände knüpften, und das benachbarte Galiläa bald der Gegenstand ihrer Unterhaltung wurde. Ach, die Nachrichten lauteten so traurig wie nur möglich. Die jüdischen Bewohner dieses Landes waren gänzlich verschwunden. Ein Dekret des Kaisers hatte sie auf fünfzig Jahre daraus verbannt und jeden Juden, der seinen Fuß über die Grenzen setzte, mit der schwersten Strafe bedroht. Ein großer Theil von ihnen war im Kampfe gefallen oder von den Siegern niedergemetzelt, ein andrer ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes fortgeführt und als Sklaven verkauft, nur

eine kleine Zahl hatte sich durch die Flucht gerettet. Aber mitten in diesem furchtbaren Unfall hatte sich die unerschöpfliche Lebenskraft des jüdischen Volksstammes von Neuem im hellsten Lichte gezeigt. Die Flüchtigen fanden überall bei ihren Glaubensgenossen, so schwer diese auch selbst bedrückt waren, gastlichste Aufnahme, bereite Weiterbeförderung und zuletzt Heimath und Heerd. Für die Sklaven aber bildeten sich aller Orten Vereine, um die Mittel, sie loszukaufen, zusammen zu schaffen, und der größte Theil von ihnen begrüßte nach kurzer Frist die Freiheit wieder. Aber Galiläa lag verödet und verwüstet da; die Städte waren bis auf wenige zertrümmert, die Dörfer verlassen, die Landstraßen vereinsamt, und die Fluren, der fleißigen Arbeiter beraubt, drohten, in kurzer Zeit zur Steppe zu werden. Auch die Erdstöße hatten sich wiederholt und zu Ruinen gewandelt, was noch stehen geblieben.

Die Männer schwiegen eine lange Zeit, denn eine tiefe Traurigkeit erfüllte ihre Herzen. So Herrliches war gefallen, so Blühendes und Reiches niedergetreten, und die Zukunft? Sie verhieß keine Wiederkehr. . . .

Als das Gespräch von Neuem begann, wandte es sich auf die Nachfrage nach einzelnen Familien und Männern, die ihnen bekannt waren, nach deren Schicksalen, so weit der Fremde von ihnen Kunde besaß oder nicht. Da sagte dieser: „Ich weiß nicht, wer oder woher Du seiest, aber aus Allem erkenne ich, daß Du aus Galiläa stammest, und so kann ich Dir doch wenigstens eine erfreulichere Nachricht geben, als Dank für Deine Gastfreundschaft. Du mußt doch von dem gehört oder ihn selbst gekannt haben, welcher mit so vielem Heldenmuthe an der Spitze des Kampfes gestanden — nun, Du wirst wissen, daß man ihn für gefallen und todt hielt, aber es ist nicht so: Patrika ist lebend nach Rom gebracht worden."

Bei diesen Worten war Amnon von seinem Sitze aufgesprungen und eine brennende Röthe hatte sein Angesicht bedeckt. Aber noch hatte er den Mund zu einer Antwort nicht öffnen können, als ein lauter Schrei aus dem Nebenzimmer gehört, der Vorhang zurückgerissen wurde und Mirjam bleich, zitternd, in wildester Aufregung hereinstürzte und zum Fremdling gewandt, aufschrie: „Patrika lebt? In Rom? .... Was sagst Du? Ist dies die Wahrheit? Um Gottes willen, sprich! ....“

Der Gast hatte sich auch seinerseits erhoben, mit erstaunten Blicken schaute er auf das Weib und den Mann, und leicht errieth er, daß er vor den nächsten Anverwandten des todtgeglaubten Helden stehe. „Ja,“ erwiderte er mit fester Stimme, „ich kann es beschwören, denn in Tyrus wurde er eingeschifft, und alle unsre Glaubensgenossen alldort hielten an diesem Tage einen Bet- und Bußtag, um für das Leben und die Erlösung Patrika's zum Gotte Israels zu flehen. Schwer verwundet war er an den Mauern von Sepphoris aufgehoben und sorgsam verpflegt, dann aber nach Rom geschickt worden, um sein Schicksal aus den Händen des Kaisers zu empfangen. Noch vor meiner Abreise aus der Heimath vernahm ich, daß seine Fahrt eine glückliche gewesen und daß er noch immer am Leben sei. Ein Weiteres weiß ich nicht.“ Er hatte dies mit so fester Stimme und unzweifelhafter Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Gewißheit der Wahrheit die Seelen seiner Zuhörer überkommen mußte. Mirjam sank wie außer sich auf ihre Kniee, streckte ihre Arme zum Himmel empor, aber nur unverständliche, unzusammenhängende Worte drängten sich aus ihrer wogenden Brust und zeugten von dem Sturme der Gefühle, der in ihrem Herzen entstanden. „Gott, Gott .... Dank .... Patrika lebt .... Rom ....“ Das waren die Laute, die sich ihren Lippen entrangen. Voll tiefster Bewegung

senkte auch Amnon seine Kniee, ließ sich neben Mirjam nieder, und sandte ein heißes Gebet zum Himmel auf, seine Lippen bewegten sich, aber seine Worte wurden nicht gehört. Endlich ergriff er den Arm Mirjams, hob sie empor und beruhigte ihre Aufwallung durch Glückwunsch und Segenssprüche. Mirjam fand endlich Worte: „Amnon, wir müssen auf, wir müssen nach Rom, denke Dir, zu Patrika! Er lebt, und ich weile noch hier? Schnell, Amnon, keinen Aufenthalt länger, nicht wahr, Du begleitest mich. Und wäre ich allein und breiteten sich noch zehn Mal mehr Wüsten und Berge zwischen mir und ihm aus, ich muß hin! .... Aber," fuhr sie fort, zu dem Fremden gewandt, „ich habe Dir noch nicht einmal Dank gesagt, Dank für die Glücksbotschaft, die Du dem Weibe Patrika's gebracht — denn sieh, das bin ich. ...."

Der Fremde antwortete mit vieler Rührung und aus wahrhaftem Gefühle heraus. Aber dennoch wich ein trüber Ernst nicht aus seinen Zügen; denn der Gedanke, was aus Patrika in den Händen seiner erbitterten Feinde geworden, trübte das Freudengefühl, das er bei der frohen Botschaft, die er hierhergebracht, empfinden mußte. Dieser Zweifel zuckte wohl auch bald in Amnon auf, und ohne ihn auszudrücken, bewog er Mirjam sich zu beruhigen, sich in ihr Gemach zurückzuziehen und alle weitere Erwägung auf den morgenden Tag zu verschieben. Aber Mirjam folgte seinem Rathe nicht eher, als bis sie den Fremden immer und immer wieder über alle Einzelheiten, so kärglich diese im Ganzen auch waren, befragt, und bestürmt hatte, ihr zu sagen, was er sich wohl von dem Aufenthalte Patrika's in Rom vorstelle. Der Fremde schützte bald das hereinbrechende Dunkel der Nacht vor, um Abschied zu nehmen, da er einen Gastfreund in der Stadt besitze, bei dem er nothwendig eintreffen müsse.

Am andern Morgen hatte Amnon kaum das Wohnzimmer betreten, als Mirjam aus dem ihrigen völlig wie zur Reise gekleidet, hervorkam, und ihren Entschluß aussprach, ohne Zögern noch heute die Reise anzutreten. Hier aber stieß sie auf einen festen Widerspruch bei Amnon. Er wolle und könne mit ihr nicht noch einmal die Mühsale und Gefahren einer einsamen Reise durch die Wüste übernehmen. Jetzt erst empfinde er doppelt die Verantwortlichkeit, die er Patrika gegenüber für ihre Erhaltung trage. Glücklicherweise sei die Zeit nahe, wo der große Karawanenzug, der von Innerasien nach Tyrus jährlich gehe, Karchemisch erreichen werde. Diesem wollten sie sich anschließen, um geschützt vor den Gefahren, mit welchen Elemente und Menschen eine solche Reise bedrohen, und in der Menge leichter unerkannt und besser geborgen an die Küste des mittelländischen Meeres zu gelangen. Gerade auf diese Weise könnten sie noch schneller die Reise zurücklegen. Mirjam konnte sich diesen triftigen Gründen nicht verschließen und mußte ihre Unruhe überwinden.

Vierzehn Tage später war die Karawane eingetroffen. Amnon hatte die Frist benutzt, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Das Häuschen ging wieder in den Besitz der alten Frau über, die nur einen geringen Theil des Kaufgeldes zurückzuzahlen brauchte, das kleine Grab am Ende des Gartens, am steilabfallenden Ufer des Euphrat sorgsam zu hüten. Sie gelobte es der weinenden Mutter in die zitternde Hand. Aber der Abschied von dem theuren Hügel am Morgen der Abreise wurde Mirjam nicht schwer. In ihrem Herzen hallte nur noch ein Ruf wieder: Nach Rom, zu Patrika!

Sie senkte das Haupt tief auf den Rasen nieder, küßte ihn mit ihren Lippen, benetzte ihn mit ihren Thränen und sprach Worte des Segens über ihn und das, was unter ihm ruhete.

Lebe wohl, Du einsames, verlassenes, kleines Grab, und wenn der Abendwind über Dich hinfährt und die Wellen des Stromes zu Dir heraufrauschen, glaube, daß es der Gruß des Mutterherzens ist, das Dein niemals vergessen wird, welcher Trost, welches Glück, welche Aufrichtung ihrer auch harren möge!

8.

In einer Nebenstraße der Via Lata zu Rom, in dem Atrium eines kleinen, ziemlich verfallenen Hauses saß ein kleiner, lebhafter Greis, dessen Augen, Züge und Haltung die Unruhe der Erwartung ausdrückten. Die Silberlocken, die sein Haupt umgaben, der schneeweiße Bart, der ihm bis auf den Gürtel herabhing, und die geistathmenden Züge des Gesichtes verliehen ihm trotz seiner wenig imponirenden Gestalt ein ehrwürdiges Aussehen, welchem nur die sich immer bewegenden Augen Eintrag thaten, denn sie verriethen, daß hier noch eine feurige Seele mit dem Frosthauche des Winters kämpfe. Nicht lange und er verließ seinen Sitz, eilte durch das Gemach und blieb vor einem stillen ältlichen Mädchen stehen, seiner Tochter, die ihm aber wenig glich.

„So ist es, meine Nina," redete er sie an, „je mehr der Mensch die Erwartung über sich Herr werden läßt, desto mehr beschneidet sich die Zeit ihre Flügel, während sie mit dem raschesten Fittig davoneilt, wenn man sie gern aufhalten möchte. Es ist dunkel geworden, Du hast Licht angezündet, und sie sind noch immer nicht da. Gieb Acht, es dauert noch lange, trotzdem wir schon so viele Stunden warten."

Das schweigsame Mädchen nickte nur mit dem Kopfe und antwortete leise: „Sie werden schon kommen, Vater." Dieser schritt hin und her, setzte aber seine Unterhaltung theils mit der Tochter, theils mit sich selbst fort: „Ja, kommen müssen sie.

Sie können nicht irren. Sie haben von Brundusium nach ihrer Ankunft im Hafen geschrieben, und ich habe ihnen meinen Boten entgegengeschickt, der sie sicher an mein Haus bringt.... Still, hörst Du nicht das Rollen eines Wagens? .... Nein, es geht in der Ferne vorüber.... Wie schmerzlich meine Gefühle sind, die Tochter meines verehrten Meisters und Freundes — das Gedächtniß des Gerechten ist zum Segen — in solcher Noth und Kümmerniß hier bei mir zu sehen! Nach so vielen traurigen Schicksalen, nach so großem Sturz und Verlust! .... Und doch schlägt mein Herz vor Freude, die Erinnerung aus besseren Zeiten lebendig wieder aufzufrischen, an die Zeit, wo wir in der heiligen Stadt Tiberias im Sanhedrin zusammen saßen, und die Fragen von allen vier Ecken der Welt ankamen, und wir die Antworten im heißen Kampf der Debatten beriethen, — wo sind sie hin, diese schönen Tage, und wo die ehrwürdigen Genossen? Zerstreut über die Erde, oder unter ihr ruhend — und ich, allein von ihnen hier, ich, der Rabbi Gideon, denn Du weißt, daß der Gefährte, der mit mir hierherziehen wollte, Rabbi Gedaljah, zu Candia in meinen Armen gestorben — Friede über ihn! — Und was habe ich hier zu thun.... Ja, sie sind doch glücklicher als ich, denn ihr Fuß hat vor Kurzem noch den Boden betreten, den der meinige nie wieder betreten wird, und ihr Auge die Stätten gesehen, die mein Auge nie wieder sehen wird.... Und doch, wie freue ich mich, die theure Mirjam wiederzusehen, die vor meinen Augen aufgewachsen, und die immer so gut und lieb war, Du weißt es ja, Nina, gegen den Letzten wie gegen den Ersten.... Nina, ich sage Dir, sei nur gut mit ihr; denke, sie sei Deine verstorbene Schwester, die Du nach dem Tode Deiner Mutter — Friede sei über sie! — gepflegt und gehegt, bis der Herr sie zu sich genommen...." Den Greis überwältigte die trübe Erinnerung, er

schwieg — was sonst selten geschah — und seine schweigsame Tochter wischte eine Thräne aus ihren träumerischen Augen. . . . Da rollte wirklich ein Wagen vor die Thüre, und hielt still, und man klopfte an die Pforte des Hauses. Der Greis sprang in die Höhe, und rief: „Sie sind da, Nina, komm, komm, Nina . . . .“ und eilte hinaus.

Bald darauf erschien er mit Mirjam, die er väterlich an der Hand leitete, und Amnon wieder im Gemach, aber während der Rabbi mit vielen zärtlichen Worten die erschöpfte Frau zum Divan führte, entfernte sich Amnon mit Nina, um das Gepäck in die für sie bestimmten Zimmer bringen zu lassen und das Nöthigste für die schon weit vorgerückte Nacht zu ordnen.

„Gott segne Deinen Eingang, mein theures, theures Kind,“ rief der Greis, „sei willkommen, Tochter meines unvergeßlichen Meisters und Freundes, nimm vorlieb in meiner armseligen Wohnung, Du Sproß eines heiligen Stammes, unsre Herzen sind reich und bergen Schätze der Liebe, und sie gehören alle, alle Dir!“. . . .

Mirjam erwiderte diese, aus treuestem Herzen gesprochenen Worte mit einer Umarmung des Greises, auf dessen Schulter sie ihr Haupt legte und ihre Thränen fließen ließ. „Sei still, sei ruhig, Kind! Der Gott, der Dich bis hierher geführt, der den Thieren des Waldes verbot, Dich zu schädigen, und den Arm des Frevlers zurückhielt, Dich zu umgarnen, der dem Sande der Wüste untersagte, Deine Sohle zu verbrennen, und der Welle des Meeres, sie zu benetzen, Er wird Alles zum Guten lenken. . . . Wen Er erhält, erhält er zum Segen, aber die Wege der Bösen führt er zum Untergang.“

Bei diesen Worten erhob sich Mirjam. Ach, man gewahrte wohl die Spuren der Mühsale, die sie auf der weiten Reise er-

tragen, die tiefen Linien, welche die angstvolle Spannung ihrer Seele durch viele Monde hindurch in ihr jugendliches Antlitz gegraben — aber in diesem Augenblicke fuhr eine Röthe über ihr Gesicht, sie hob die Hände empor, das Feuer ihrer Augen drängte sich wie in einen Strahl zusammen, als sie rief: „Rabbi, Vater, sage mir, was weißt Du von Patrika? Sage mir Alles, was Du weißt, und ganz, wie Du es weißt. . . . Auf unsrer Reise konnten wir nichts erfahren, und seit wir in Brundusium gelandet, wagten wir nicht danach zu fragen, um keinen Verdacht zu erwecken. Jetzt springt mir mein Herz von der Angst, also sage es mir!"

„Nun, nun, mein Kind, sei ruhig, es ist Alles gut, so gut es sein kann. Dein Patrika lebt, und ist wohlauf und trägt es stark, wie ein Weiser und Held von Israel. Ich habe es selbst von der Iddo, der Tochter des Meschullam; die Frau ist so tapfer wie sie schön ist, und so klug wie sie reich ist: sie war selbst bei ihm im Gefängniß," fuhr er mit leiserem Tone fort, „und hat ihn gesprochen, und es ist ihm viel Erleichterung durch ihre Fürsorge geworden. Wie sie das zu Stande gebracht, weiß Niemand, aber es ist so, und so sei ruhig, mein Kind, Gott ist mit uns!"

Mirjam ließ sich auf den Divan nieder, ihre Gestalt brach zusammen, ihre Arme sanken nieder, aber ihre Augen sprachen von unendlichem Danke gegen Gott und gegen den Mann, der ihr so Gutes verkündete. Freilich hatte ihre Farbe einen Augenblick gewechselt, als der Greis Iddo so lobpries und von ihrem Besuche im Kerker sprach — denn Patrika hatte ihr oft genug von der Freundlichkeit, Bildung und Schönheit Iddo's erzählt, und das Herz keines Weibes ist dem Andrang der Eifersucht gänzlich verschlossen, wenn seine Alleinherrschaft über das Herz des geliebten Mannes irgendwie bedroht erscheint — aber die Bewegung ging

rasch in ihrer Seele vorüber, und durch die Pforte ihres Herzens, durch welche die tödtliche Angst und Besorgniß hinauszog, hielten die Freude und das Glück ihren beseligenden Einzug. „Und ist keine Hoffnung da, ihn aus dem Kerker zu erlösen?“ fragte sie mit zögernder Stimme. „Nun! antwortete Rabbi Gideon, sei ruhig, mein Kind, das wird sich Alles finden; ich habe es Dir gesagt: wen Gott erhält, erhält er zum Segen. Zu viel dürfen wir mit Einem Male nicht von ihm verlangen, wer könnte auch das Uebermaß des Glückes ertragen!“

Jetzt kehrten Amnon und Rina wieder zurück, und die Letztere begrüßte Mirjam mit schlichten, herzlichen Worten, und bat sie, auf ihr Zimmer zu kommen, einige Erfrischung zu nehmen, und sich dann zur Ruhe zu begeben: sie müßte ja dessen so sehr bedürfen. Mirjam folgte ihr, bis zur Thüre von den Segenswünschen des Greises und den Blicken Amnon's begleitet.

Auch für Amnon war Sorge getragen, aber bald saß er wieder in ein langes Gespräch mit dem Greise versunken, diesem gegenüber. „Wie gesagt, bester Freund, im Augenblicke ist wenig Aussicht. Du kannst denken, wir haben den Meschullam genugsam gedrängt, denn dieser ist der Einzige, der etwas ausrichten kann, aber es ist gar sonderbar mit ihm in dieser Sache. Der reiche Meschullam ist der freundlichste Mann von der Welt, und ich glaube, daß noch Keiner von ihm gegangen, dem er nicht zu thun versprochen, was er wünschte — aber es geschieht darum noch nicht. Aber in unsrer Sache spricht er sich immer ablehnend aus. Er geräth in Unruhe, sobald man von Patrika mit ihm spricht, und weist mit kurzen Worten darauf hin, daß man jetzt Nichts thun könne, daß er nicht gut angeschrieben sei beim Kaiser, daß man nicht einmal sprechen dürfe von dem Unglücklichen, ohne dessen Lage zu verschlimmern. Es muß Etwas dahinter stecken,

das ist klar — aber wer weiß, was? Ich sage Dir also, mein Sohn, wir müssen uns allein an seine Tochter, an Iddo halten. Gut, der Meschullam ist noch lange nicht der Schlimmste. Du weißt, die Zahl unsrer Glaubensbrüder ist groß in Rom. Aber es ist wenig Zusammenhang unter ihnen. Ich will, Gott behüte, nicht sagen daß man in der Noth nicht auf sie rechnen dürfe. Alle Söhne Israels sind Söhne des Erbarmens, sagen unsre Weisen. Aber es ist kein Band unter ihnen hier. Wenige nur sind in Rom geboren; aus den entlegensten Orten fließen sie hier zusammen, und fließen von hier wieder auseinander, besonders seit Byzanz mit Rom um den Vorrang streitet. Und da giebt es drei Klassen. Die erste sind die Reichen und Angesehenen, von denen man froh sein muß, wenn sie noch ein Stückchen jüdisches Herz und noch ein kleineres vom heiligen Gesetz behalten haben. Sie stehen groß, gehen mit der feinen Welt um, verlangen nach dem Umgang mit den Mächtigen, treiben darum großen Luxus, sehen auf ihre Brüder hochmüthig herab, und möchten am liebsten vergessen machen, daß sie Juden sind, wenn es die Welt nur vergessen wollte. Was kümmern sie sich um uns? Sie werfen uns höchstens einige Goldstücke hin für die Gemeinde und zu guten Werken, und dann ist ihr Gewissen befriedigt. Und da ist, wie gesagt, Meschullam nicht der Schlimmste, denn er hält noch aufs Gesetz, und wo das Gesetz ist, ist Gottesfurcht. Da giebt es noch eine zweite Klasse, das ist ein verlorener Posten: es sind Schauspieler, Künstler, Gaukler aller Art. Laß mich schweigen von ihnen. Wir hören von ihnen nur, wenn sie betteln oder gestorben sind. Sie wären längst nicht mehr Juden, aber die Christen verabscheuen diese heidnischen Künste, und die Heiden haben ihnen nichts mehr zu bieten. Nur die dritte Klasse ist unser Kern und unsre Zuversicht. Es ist die Masse derer, welche emsig

arbeiten und mit dem Leben ringen, und im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verzehren. Nicht daß es unter ihnen nicht auch viele Bemittelte gäbe und die im Wohlstande leben und Gut sich erwerben — aber der Mehrzahl wird es nicht leicht, und unter den zahllosen Schlemmern und Nichtsthuern dieses Babels gehören sie zu den nützlichsten und thätigsten Menschen, die hier noch weilen. Die sind noch eifrig in ihrem Glauben, streng im Gesetz und bereit zu jeglichem Opfer. Aber frägst Du mich, mein Sohn, wie es mit dem Studium des heiligen Gesetzes steht? Ach, da ist dichter Schatten, der meine alten Augen nach dem Sonnenlichte, das sie so lange gewohnt waren zu schauen, trübe verschleiert! Sie haben keine Zeit dazu, und wenn sie diese hätten, sie sind zu unwissend. Sieh, Amnon, äußerlich ist dieß für uns Gelehrte nicht schlimm, denn wo die Thorah auf der Straße liegt, zahlt man keinen hohen Preis für sie; nur wo sie selten ist, schätzt man ihren Inhaber über die Maßen. Als ich hierherkam, wurde ich daher mit großen Ehren empfangen, und ich leide wahrlich keine Noth. Aber was hilft das? Ich kann der Vorschrift unsrer Weisen: stelle viele Schüler aus, nicht nachkommen, denn es sind keine Schüler da, und die tausendfältigen Fragen, welche die guten Leute an Einen stellen, sind Zeugen ihrer Unwissenheit und oft von der lächerlichsten Art. Und da kommt es auch, daß die drei, vier Gelehrten, die hier sich befinden, neidisch und eifersüchtig auf einander sind; Jeder hält sich für groß und unfehlbar, und sein Wort soll allein gelten. Aber was thut es? Wir haben Gott sei Dank Nichts für unsre Religion zu fürchten, Amnon! Diese große Masse unsres Volkes ist gesund und hält fest an unsrem Heiligthum, auch wenn sie nur in der Vorhalle desselben verweilt. Es ist gut, daß die schlimmen Zeiten nur so allmälig und nicht mit Einem Male gekommen. Sie

haben sich daran gewöhnt. Kommt ein Stoß oder ein Sturm, so flüchten sie sich hinter die unübersteigliche Mauer ihrer Familie, — da finden sie die Liebe und die Treue, die Verehrung und die Ergebenheit. Ja, diese Himmelsgabe, welche unser Erzvater Abraham seinen Nachkommen überlieferte, sie hat wie das Manna am Sabbath an Frische und Köstlichkeit nichts verloren. Hinter diesen festen Wall kann der Pesthauch des Unglaubens und des Abfalles nicht dringen, und wo die Erkenntniß mangelt, führt die Liebe und die Hochachtung die Kinder auf den Pfad der Eltern. Sieh, Amnon, was den Christen große Vortheile verschafft, daß ihre Menge unzählig und stets noch im Wachsen, und sie die Herrschaft im Reiche erlangt haben, das gereicht dem Christenthume zu großem Schaden. Denn die Heiden haben ihre Unsitten und Zuchtlosigkeit mit hineingebracht, und die Frevel dahin verpflanzt, wie sie seit undenklichen Zeiten unter ihnen geblüht. Wer die heutigen Christen in Rom mit ihren heidnischen Vorfahren vergleicht, wird nicht viel Unterschied bemerken, denn die Einfalt und Einfachheit, die Brüderlichkeit und Familienliebe, welche die neue Religion in ihren ersten Zeiten lehrte und übte, sind längst vor den Lastern der Heiden geschwunden. Aber was den Juden Druck und Nachtheil verschafft, das gereicht dem Judenthume zur Stärkung und Befestigung, und die zerstreuten Söhne Israels hängen um so mehr an dem, um was sie zu leiden haben. Und da, denke ich, werden ihnen auch die Leuchten nicht fehlen in finsterer Nacht, und die Flammen der Gotteslehre sich immer wieder an der Fackel der Gottesfurcht entzünden. Doch, mein Sohn, ich habe Dich schon zu lange mit meinem Gespräch aufgehalten, Du mußt zur Ruhe gehen. Verzeihe dem Greise, wenn sich seine Seele einmal wieder ihres Inhalts entladet, wo sie sich

so selten auszusprechen Gelegenheit hat. Ach die schönen vergangenen Tage, sie kehren niemals wieder!“ ....

Amnon hatte voll Theilnahme zugehört, und versicherte dem Rabbi, wie dankbar er ihm für seine Belehrung sei. Aber die Ruhestätte suchte er doch gern. — —

Die Berathung, was zu thun sei, währte am andern Morgen nicht lange. Es war klar, daß man sich zunächst an Iddo wenden müßte. Aber ein Instinkt lehrte sie, eine gewisse Zurückhaltung zu beobachten, und sich noch Hülfsmittel aufzubewahren. Man kam überein, daß Mirjam allein mit Iddo in Verbindung treten, Amnon aber zurück- und vorläufig Iddo ganz unbekannt bleiben sollte. Einige Zeilen gingen von Mirjam an Iddo ab, in welchen sie dieser ihre Ankunft in Rom anzeigte, und sie um eine Unterredung bat.

Iddo hatte die Zeit über einen harten Kampf in ihrer Seele geführt, der selbst die leuchtende Röthe ihrer Wangen und den Glanz ihrer Augen etwas gemindert hatte. Das Bild des Gefangenen stand Tag und Nacht vor ihrem Geiste, und indem ihre Liebe daraus immer neue Nahrung zog, und sich bis zur Leidenschaft steigerte, hob es die gefesselten Arme mahnend gegen sie empor, warum sie nicht an dem Werke seiner Befreiung arbeite? Aber zwischen ihm und ihr stand nicht blos die Unbill, die ihr Vater dem Patrika zugefügt, sondern mehr, bei weitem mehr der Gedanke, daß er nichts für sie fühle, daß sein Herz und all sein Sinnen einer andern zugehöre, und, wenn er den Kerker verlassen hätte, für sie nur noch mehr verloren sei. Wenn sie so ruhelos in der Nacht durch ihr Schlafgemach schritt, wiederholte sie dann immer ihre Worte: „Wenn nicht für mich, für eine andere thue ich es nicht!“ Ihr Entschluß stand hierin fest.

Da erwachte in ihr ein anderer Gedanke. Wie? wenn sie

dem Gefangenen die Gewißheit verschaffte, daß seine frühere Liebe unter den Trümmern von Sepphoris auf ewig begraben liege, oder in den Wüsten Asiens ihren Tod gefunden? Wenn sie ihn dann aus dem Kerker erlöste, welche Opfer dies auch koste, wenn sie ihr Vermögen, ihre gesellschaftliche Stellung, ihre Ruhe und Sicherheit, ja auch ihren Vater opferte — in welchem Lichtglanze müsse sie ihm erscheinen, wie könnte er anders als an sie allein sich anklammern, als seinen einzigen Halt auf Erden, wie müßte seine frühere Hinneigung zu ihr mit ganzer Kraft in ihm erwachen und ihn fortan allein beherrschen?!.... Dies brachte Licht in das stürmische Chaos ihrer Seele. Alsbald legte sie Hand ans Werk, und sie sandte zwei Boten nach dem Oriente ab, denen sie eine große Belohnung verhieß, wenn sie dahin gelangten, die Spuren Mirjams aufzufinden und ihr Gewißheit über deren Schicksal zu verschaffen. Aber Monde vergingen, und es kam keine Botschaft von ihren Sendlingen; waren diese selbst spurlos verschwunden? Waren sie der Pest, die im Morgenlande hauste, erlegen, oder hatte das tückische Geschick sie in einer andern Weise dem Untergange geweiht?.... Aber ein anderes kam — der Brief Mirjam's.

Mit der Blässe des Todes bedeckt, saß Iddo in ihrem Gemache, und starrte auf die Zeilen der Gattin dessen hin, den sie für sich gewinnen wollte. Sie lebt, sie ist in Rom!.... Anfangs wollte Iddo gar nichts von ihr wissen, sie einfach zurückweisen. Dann aber siegte in ihr jenes Gefühl unwiderstehlicher Neugierde, welche ein liebendes Weib drängt, diejenige kennen zu lernen, die ihr das Herz des geliebten Mannes voraus genommen. Sie bedachte ferner, welch Aufsehen diese brüske Zurückweisung einer unglücklichen Verwandten machen würde, und endlich, daß sie dann die Fäden dieser ganzen Angelegenheit aus den Händen

verlieren würde. Ja, ein anderer Plan stellte sich ihrem gewandten Geiste dar, bei welchem sie auf die unbegrenzte Opferfähigkeit Mirjams rechnete.

Zur bestimmten Stunde stellte sich Mirjam in dem palastähnlichen Hause ein, welches Iddo bewohnte. Nur einige Augenblicke, und die beiden Frauen standen sich gegenüber. Prüfende Blicke warfen sie auf einander, und die erfahrene Iddo erkannte sogleich, trotz des leidenden Aussehens Mirjams, selbst in den eingefallenen Wangen, in den Furchen der Stirn, in den gramerfüllten Augen eine Schönheit, die ihren höchsten Reiz aus der Unschuld des Herzens, aus dem erhabensten Feuer der Seele, aus einem unverlöschlichen Adel des Geistes zog, und allerdings das Herz eines gefühlvollen Mannes auf immer zu fesseln vermochte. Mirjam aber war betroffen von der blendenden Schönheit Iddo's, von dem Glanz ihrer Erscheinung, von der Feinheit ihrer Formen, und ihr demüthiger Sinn wand heimlich einen Seufzer aus ihrer Brust, wenn sie diese vollendete Anmuth mit dem eigenen Bilde verglich, das ihr nur noch eine vom Sturme des Lebens geknickte Blume darzubieten schien. Aber diese Gedanken Beider waren nur flüchtig, und sie mußten ihre Aufmerksamkeit auf den Gegenstand richten, der sie so ganz beschäftigte.

Mirjam trat zu Iddo heran, die sich von ihrem Sitze leicht erhoben hatte, streckte die Hände gegen sie aus, und sprach mit tief bewegter Stimme: „Hohe Frau, verzeihe, wenn ein unglückliches Weib sich in Deine Nähe drängte. Aber ich muß vor Allem den Dank meines Herzens Dir darbringen für die unendliche Großmuth, die Du an meinem vom Geschick verfolgten Gatten geübt! O, wie Du so edel und hochherzig in die dunkelen Räume seines unterirdischen Kerkers hinabgestiegen, und das schon erloschene Licht des Trostes und der Hoffnung dem Verlassenen,

Verzweifelnden wieder angezündet hast, wie Du für seine Erhaltung gesorgt, daß er in dem Elend seines Gefängnisses nicht verschmachtete. Fürwahr, Du bist unser Schutzengel, und hätte der Herr ein Wunder gethan, und einen Rettungsboten aus seinen Höhen gesandt, er hätte nicht mehr für uns thun können, und weniger Verdienst gehabt, denn Du hast die persönlichen Mühen und Gefahren nicht gescheut! ...."

Selbst Iddo, deren Geist doch von ganz andern Gedanken beherrscht war, konnte sich einer tiefen Rührung nicht entschlagen, als sie diese von einem Strom von Thränen begleiteten Worte vernahm. Und dennoch brachte sie es nicht dahin, Mirjam zu umarmen und zu beruhigen, sondern sie sprach nur die Worte: „Aber, Mirjam, wie kannst Du so viel aus dem machen, was ich gethan, da es doch nur die einfachste Schuldigkeit eines Verwandten für ihren unglücklichen Vetter und Jugendfreund" — und sie betonte dieses Wort sehr stark — „war, was geschehen."

Es waren weniger diese einfachen Worte, als der kalte Ton, mit welchem sie gesprochen wurden, der auf Mirjam in eigenthümlicher Weise wirkte, und schnell ihre Thränen trocknete. Sie folgte der Einladung Mirjams, sich niederzulassen. Dann erhob sie die flehenden Blicke zu Iddo und sprach leise: „Wirst Du mir sagen, wie Du ihn gefunden?" Iddo erwartete diese Frage, und fand sich bereit, sie zu beantworten. Aber es geschah in keiner schonenden Weise, sondern wie absichtlich malte sie die unerträgliche Beschaffenheit des unterirdischen Gewölbes, den leidenden Zustand des Gefangenen, die kaum verharschten Narben, den fast gelähmten Arm und die trübe Stimmung, die sich des zur Gefangenschaft Verurtheilten bemächtigt haben mußte, ausführlich aus. Während die Erzählerin nur leicht über das hinwegging, was sie selbst für ihn gethan, betonte sie alle Schrecken, die in

dem dunklen Kerker herrschten. Sie machten eine furchtbare Wirkung auf die arme Zuhörerin. Ihre Wangen wurden immer bleicher, ihre Augen sanken immer tiefer, ihre Lippen waren krampfhaft geschlossen, sie bebte und kalter Schweiß rann über alle Glieder ihres Körpers. Aber ihre Spannung war so groß, daß sie gierig jedes Wort von den Lippen Iddo's erhaschte. Als diese geendet, brach Mirjam zusammen, und sank in eine tiefe Ohnmacht. Iddo blieb allein mit ihr und suchte durch starke Essenzen ihre Lebensgeister zurückzurufen. Es gelang ihr nach einiger Zeit; aber als Mirjam ihr Bewußtsein wieder erlangt, verrieth der erste Blick ihrer Augen ihrer Gegnerin, daß keine Dankbarkeit mehr in ihrem Gemüthe lebe, daß sie die Feindseligkeit Iddo's wohl erkannt habe. Sie lehnte sanft allen ferneren Beistand ab, gewann nach einer kräftigen Anstrengung eine sichere Haltung wieder, und richtete nur die Frage an Iddo: „Ist keine Hoffnung für die Befreiung Patrika's vorhanden?"

Die Römerin hatte ihren Sitz wieder eingenommen, und erwiderte mit Entschiedenheit: „Von oben her keine. Constantius ist kein Mann der Begnadigung, seinen einmal ausgesprochenen Willen ändert er nie, und die Verhältnisse sind derart, daß wir nur noch geduldet werden. Er könnte nur durch die Flucht gerettet werden, ich sage gerettet werden, denn lange Zeit vermag er das Elend der Gefangenschaft nicht mehr zu ertragen."

Mirjam fühlte wohl, daß hier noch etwas Besonderes verborgen liege, daß ihrer noch etwas Furchtbares warte, nur daß sie noch keine Vorstellung hatte, was dieses sei, und mit tiefer Niedergeschlagenheit fragte sie weiter: „Und wird diese Flucht zu ermöglichen sein?"

„Sie wird es," erwiderte Iddo, „aber nur durch die allergrößten Opfer. Sie würde eine außerordentliche Summe kosten,

denn es müßte eine große Zahl von Menschen bestochen werden, welche alle gierig, einige gar nicht zu befriedigen sind. Und auch da wäre noch die ungewöhnlichste Vorsicht, die feinste List nothwendig."

„Und was könnte ich hierbei thun?"

„Nichts und Alles. Zur Ausführung des Planes kannst Du gar nichts beitragen. Die Personen, die dabei betheiligt wären, sind nur mir bekannt, und nur ich weiß sie zu behandeln. Die Geldmittel, die Dir aus den Trümmern eures Besitzes geblieben sein können, würden nur einen sehr geringen Theil dessen ausmachen, was erforderlich ist. Selbst von meinem Vermögen, so beträchtlich es ist, wird nur wenig übrig bleiben, und auf meinen Vater darf ich nicht rechnen. Dennoch soll es geschehen, aber den eigentlichen Preis, Mirjam, hätte kein Anderer als Du zu zahlen."

Iddo sah bei diesen Worten das unglückliche Weib mit einem durchbohrenden Blicke an, daß es zusammenzuckte, und fast tonlos erwiderte: „Und worin soll dieser Preis bestehen?"

Iddo nahm einen wärmeren Ton an, rückte ihren Sessel näher an den Sitz Mirjams, und sprach: „Mirjam, ich will offen mit Dir sprechen. Es muß klar zwischen uns werden. Hat Dir Patrika von dem Grunde gesprochen, weshalb er damals Rom verlassen hat?" Mirjam schüttelte mit dem Haupte. „Nun gut, nicht an ihm und nicht an mir lag es, es war ein böses Geschick, das zwischen seinem und meinem Vater gespielt. Aber, bevor es Patrika bekannt geworden, gehörten unsre Herzen einander zu, wir liebten uns, wir waren für einander bestimmt.... Patrika riß sich los, wie gesagt, ohne unsre Verschuldung, ging nach seiner Heimath, sah dort Dich, und Du wurdest sein. Ich aber blieb mit meinen Gefühlen allein zurück, und sie schlummerten nur unter der dünnen Decke, welche der Zwang der Verhältnisse darüber gebreitet. Sie sprengten diese, als er

gefangen und verwundet nach Rom zurückkam. Für den Unglücklichen erwachten sie wieder, während sie vor seinem Glücke ruhig geblieben. Ich wagte und that Alles, ich sah ihn wieder, und der Anblick des edlen und großen Mannes fachte die Funken zur Flamme an. Darum, Mirjam, urtheile über mich, wie Du willst: Ich will ihn befreien, aber nur — wenn Du ihm entsagst. . . ."

Mirjam fuhr von ihrem Sitze auf, Entsetzen hatte sie ergriffen; wie eine Marmorsäule stand sie da, den Arm ausgestreckt und das unbewegliche Auge auf Iddo gerichtet. Aus ihrer keuchenden Brust drängte sich nur wie ein Schrei der Verzweiflung ein „Ha!" .... heraus. Iddo blieb ruhig und fuhr fort:

„Verstehe mich recht, Mirjam, ich verlange nicht, daß Du ihm entsagest, damit ich Deine Rechte erlange. Auch ich will ihm fern bleiben; ich werde ihn niemals aufsuchen, ich gelobe es, ich werde Nichts thun, ihn anzulocken oder zu fesseln — aber ich mag und will ihn nicht befreien, um ihn in die Arme einer Andern zurückzuführen."

Sie hatte lange Zeit auf eine Antwort zu warten; endlich stieß Mirjam die Worte aus: „Ich kann es nicht, ich kann es auch um seinetwillen nicht. Ich weiß es, sein Herz gehört mir, mir allein. Du magst ihn geliebt haben, er Dich nicht. Es ist keine Falte seines edlen Herzens mir verborgen geblieben, aber in ihm war Nichts als die Erinnerung an Deine Güte, die Anerkennung Deiner Schönheit und Deines Geistes und das Gefühl der Freundschaft zurückgeblieben. Mich verlieren zu müssen, würde ihn unsäglich unglücklich machen, und auch er zöge den Verlust des Lebens vor."

„Tod und Gefangenschaft sind sehr verschiedener Art. Der Mann kann sterben, aber Jahre lang im Kerker schmachten, ist

ein ganz anderes Loos. Du irrst sehr. Er wird die Nachricht Deines Todes mit großem Schmerz erfahren. Aber der Freiheit wiedergegeben, im rüstigen Schaffen und Treiben des Lebens wird er seinen Gram überwinden und stark und fest seinen Weg weiter gehen wie früher. Ich will Nichts, als daß er aus der Ahnung Deines Todes, die jetzt in ihm lebt, zur Gewißheit gebracht werde. Glaubt er diese zu haben, und verpflichtest Du Dich durch einen Schwur, ihm diesen nie zu nehmen und unter allen Umständen ihm fern zu bleiben: so wird er frei."

„Ich kann ihn nicht belügen!" rief Mirjam aus, „ich kann ihn nicht auf meinem Grabe weinen lassen, während ich unter den Lebenden umherwandle! Ich kann nicht todt sein, während ich lebe. O Grausame, er allein ist die Sonne meines Lebens, er ist mein Herz, mein Gedanke, mein Odem, und Du willst alles Dies mir nehmen, daß ich ein belebter Schatten auf dieser Erde einherwanke? Ich werde es nicht thun. . . ."

Zornesröthe zog über das Antlitz Iddo's. „Wie, rief sie, das ist Deine Liebe? Von mir verlangst Du, von mir, die ich ihn nie besessen, daß ich Alles aufopfere, Allem entsage, nur um ihn Deiner Zärtlichkeit wieder zu überliefern — von Dir selbst aber verlangst Du Nichts, Du willst Nichts opfern, und ich Alles! Das ist Selbstsucht, größere Selbstsucht als Du mir vorwerfen kannst, da sehe ich keine Liebe darin, es weht kein Hauch derselben in allem Diesem. Doch ich will Dich nicht drängen. Ueberlege es Dir, geh mit Dir zu Rathe. Nur das Eine steht unabänderlich fest: Seine Freiheit gilt Deine Entsagung."

Mirjam machte eine Geberde, als ob sie antworten wolle. Doch schnell hielt sie zurück, wandte sich und verließ das Zimmer.

8.

Trotz der tiefen Erschütterung, in welcher Mirjam sich befand, führte ihre unbegrenzte Liebe, ihre unendliche Hingebung für Patrika sie doch in wenigen Stunden zu einem Entschluß. Sie hatte so viel ertragen gelernt, der Prüfungen so große überstanden, daß ihrer Seele Nichts näher lag, als auch die größten Opfer für den Mann zu bringen, der ihr ganzes Dasein erfüllte. Wie ein muthiger Seefahrer auch in die Eisregion des Weltmeeres hineinzusteuern nicht zögert, wenn es sich zeigt, daß dort sein Ziel gelegen sei, so wollte auch sie die schwerste Entsagung übernehmen, wenn Patrika dem Elend des Kerkers entrissen würde.

Sie war daher schon völlig entschieden, als sie den Rath ihrer Getreuen zusammenberief. Amnon, nachdem ihm Mirjam versichert, daß bei Iddo an eine Aenderung ihres Willens nicht zu denken, stimmte ihr bei. „Vor Allem, sagte er, müssen wir Patrika der Freiheit zurückgeben. Ihn der Gefangenschaft überlassen, heißt ihn dem Tode übergeben, dessen Bitterkeit nur durch die Dauer jener vermehrt wird. Das Uebrige, theure Mirjam, steht in der Hand Gottes, in welcher die Geschicke und die Herzen der Menschen nur wie weiches Wachs in der Hand des Bildners sind. Ihm wollen wir vertrauen, daß er das Werk der Erlösung an uns vollenden werde!“

Am wenigsten konnte sich Rabbi Gideon in die Sache hineinfinden. Aus der heil. Stadt Tiberias, aus der Mitte seiner

alten Studiengenossen in das Getümmel der Weltstadt geschleudert, hatte ihn die kindliche Naivetät des Gelehrten, der nur zwischen seinen vier Pfählen und in seiner Gedankenwelt Bescheid wußte, nicht verlassen. Nur von fern her vernahm er die Brandung des tobenden Meeres, und verstand dessen Wellenschlag, seine jagenden und brechenden Wogen nicht. Er konnte es sich nicht enträthseln, weshalb Iddo ein solches Verlangen wider Recht und Gesetz stellte, und es mit ihrer sonstigen Freundlichkeit und Wohlthätigkeit gar nicht vereinbaren. Ach, er hatte in Rom nur die aufgehäufte Masse von Quadersteinen und Marmor, von Palästen, Häusern und Hütten, von Tempeln und Kirchen gesehen, nicht aber in die Herzen der Millionen, die durch seine Straßen, Plätze und Wohnungen flutheten; er hatte nur wenig von den wüsten Leidenschaften und Lastern gewahrt, welchen seit langer und besonders in dieser Zeit die Menschen verfallen waren, und vor denen jede Regung des Gewissens, jede Bildung des Verstandes und des Herzens verschwunden, und Käuflichkeit, Verrath, Mord, Fälschung und das ganze Heer der scheußlichsten Verbrechen Werke jedes Tages geworden. Er bot sich daher immer wieder zum Vermittler zwischen den beiden Frauen an, und glaubte zuversichtlich an seinen Erfolg. Mirjam lächelte bitter. Aber man mußte sich seinen Anerbietungen fügen, und da Amnon jetzt erst recht in der schützenden Dunkelheit vor Iddo bleiben wollte, war der Greis als Zwischenträger bei den weiteren Verhandlungen willkommen.

Iddo hörte der langen Rede des Greises ruhig zu; als aber auch die Quelle selbst seiner Beredtsamkeit erschöpft war, fragte sie ihn statt aller Antwort, ob ihn Mirjam mit keinem weiteren Auftrage zu ihr gesandt? Der alte Gideon sah ein, daß er das Räthsel nicht gelöst, und ergab sich niedergeschlagen in die Noth-

wendigkeit, es ungelöst zu lassen. Er gestand daher Iddo, daß Mirjam zu Allem bereit sei, und nur zu wissen verlange, was Iddo von ihr fordere. Es war bald gesagt: Mirjam sollte ihr durch einen Eid geloben, Patrika niemals wieder anzugehören, ohne daß sie — Iddo — Mirjam von diesem Eide entbinde; und es müßte auf irgend eine Weise ein Dokument herbeigeschafft werden, durch welches dem Gefangenen die Ueberzeugung vom Tode seines Weibes beigebracht würde. In letzterer Beziehung aber stieß Iddo bei dem Greise selbst auf einen hartnäckigen Widerstand. Iddo wünschte nämlich, daß die Bescheinigung vom Rabbi Gideon ausgehe, weil dann jeder Zweifel an die Glaubwürdigkeit der Nachricht bei Patrika gehoben sein würde. Aber er verweigerte es entschieden. „Nein," rief er aus, „ich liebe Patrika, ich liebe Mirjam, fast mehr als eigene Kinder, ich könnte Alles für sie opfern — aber mein graues Haupt mit einer Lüge in die Gruft hinabsenken, meine zitternde Hand zu einem Betruge herzugeben, bevor sie ausgezittert, das kann ich nicht! Eine solche Lüge, Lebende in das Verzeichniß der Todten zu schreiben, würde Alles in Lüge verwandeln, was ich jemals gesprochen, alle meine Aussprüche und Entscheidungen, und dies griffe verwirrend und zerstörend in das Leben zahlloser Menschen ein! Dazu gebe ich mich nicht her."

Alle listigen Reden, alle Schmeicheleien und Drohungen Iddo's brachten ihn von diesem Entschlusse nicht ab; ja, nicht einmal dazu verstand er sich, wenn ihm ein Schreiben aus einer Stadt Griechenlands von dortigen Männern über das vorgeschützte Ableben Mirjam's zugesandt würde, es mit den einfachen Worten an Iddo zu schicken, daß er es empfangen habe und ihr übersende. Iddo mußte daran denken, sich ein solches Schreiben selbst zu verschaffen, und es mit so vieler Glaubwürdigkeit zu versehen, als dies

ohne einen Beistand der Freunde Patrika's geschehen könnte. Jede Leidenschaft macht blind, blind nicht bloß für das Unrecht und das Verbrechen, sondern auch für die Mittel, die sie verwendet. Wußte sie gar nichts von Amnon? Hatte sie nicht einmal danach gefragt, unter wessen Schutz Mirjam vom fernen Osten nach Rom gekommen? Begnügte sie sich mit der Zusicherung des alten Gideon, daß er wenigstens schweigen wolle? Genug, sie glaubte zu triumphiren, und schritt rasch an die Ausführung ihres Planes. Freilich mußte auch sie das Versprechen wiederholen, Patrika nicht aufzusuchen und an sich zu ziehen. Aber sie that dies mit dem Vorbehalt und der heimlichen Hoffnung, daß Patrika viel zu sehr von Dankbarkeit gegen sie, seine Retterin, glühen würde, um nicht, sobald die Umstände es gestatteten, zu ihr zu kommen. Da damals Gesetz und Sitte die Ehelichung mehrerer Frauen nicht untersagten, so glaubte sie ohne Gewissensunruhe dereinst die Hand Patrika's annehmen zu können.

Iddo entfaltete, um ihre beiden Ziele zu erreichen, alle die List, welche in der Schule der schönen Römerinnen erlernt und geübt wurde, wenn sie ihren Leidenschaften fröhnen wollten. Während sie an dem leichteren Werke arbeitete, von dem feilen Magistrate irgend einer griechischen Stadt auf dem Wege, den Mirjam zu passiren gehabt, sich ein Dokument zu verschaffen, das die Erkrankung und den Tod der unglücklichen Pilgerin an dortigem Orte amtlich bekundete, traf sie die Vorbereitungen, die Flucht Patrika's zu ermöglichen. Es konnte diese bei der außerordentlichen Bewachung des Gefängnißhauses nur durch ein fein gesponnenes Gewebe von Listen und ein ganz grobes von Bestechungen bewerkstelligt werden. So groß auch die letzteren waren, erreichten sie aber doch die Summen nicht, welche Iddo der Gattin des Gefangenen vorgeschützt hatte. Sie ließ zunächst ihren Schützling

Faustus kommen, der wohl wußte, daß seine ganze Zukunft von der schönen Frau abhinge.

„Nun," sagte sie in leichtem Tone, „Faustus, wie geht es Dir?"

„Recht gut, Herrin, wenn die Zukunft der Gegenwart entspricht und jene erfüllt, was diese verheißt."

„Das ist nicht viel; man muß nach mehr streben, Faustus; sonst ist man dessen nicht einmal werth, was man hat."

„Und was sollte einem so armen Burschen bevorstehen, wie ich bin, der allein von der Gnade meiner Herrin abhängt, und lediglich das ist, wozu Deine Güte mich macht?"

„Nun sprich, Faustus, was sind denn wohl Deine nächsten Wünsche?"

„Doch wohl keine andere, als daß Deine Fürsprache mir meine jetzige Stellung für immer sichere."

„Ei, Faustus," fuhr Iddo lächelnd fort, „ist denn die Stellung eines Aufsehers über den „linken Flügel Nro. 1" eine so trefflich dotirte und so schön ausgestattete, daß Dir keine andere behagen, Du Dich in jeder andern unglücklich fühlen würdest?"

Faustus fing an, aufzuhorchen. Er merkte, daß seine gütige Beschützerin etwas Besonderes im Schilde führe, und da er ein gescheidter Kopf war, begann er die ganze Angelegenheit zu wittern. Aber vorsichtig wie er war, schwieg er, um von Iddo einen Schritt weiter zu erwarten. Diese fuhr bald fort:

„Bist Du denn Faustus in das Gefängnißleben so vernarrt, daß Du eine andere Lebensart gar nicht vertragen könntest? Im Grunde genommen, ist so ein Gefangenaufseher auch nicht viel besser als ein Gefangener, nur mit dem Unterschiede, daß er von seinem Zimmer zum Kerker, und von diesem zu jenem gehen darf, während der Gefangene nur innerhalb seiner Zelle verbleiben

muß. Selten genug darf auch jener die schwarzen Mauern verlassen, welche die Aufseher wie die Beaufsichtigten umschließen."

„Herrin," sagte Faustus, als Iddo zu sprechen anhielt, „es ist doch wohl nicht recht, in Jemandem den Durst zu wecken, der ihn bis jetzt nicht empfand, und ihm nicht zugleich den Becher zu reichen, aus welchem er ihn zu stillen vermag."

„Gemach, mein Junge," lautete die Antwort, „zuvor muß man doch erst sehen, ob der Durst in dem Manne überhaupt möglich ist. Doch reden wir offen. Faustus, Dein Schicksal macht Deinem Namen Ehre, wenigstens bietet es Dir die Gelegenheit dar, glücklich (Faustus) zu werden. Du sollst die Freiheit haben, Du sollst Dich begeben können, wohin Du willst, treiben können, was Du willst, sein können, wer Du willst. Ich will Dir eine Summe geben, groß genug, um überall davon leben und den Herrn spielen zu können, wo und wie es Dir gefällt. Es versteht sich, daß Du eine Zeit lang Rom und Deine bisherigen Spießgesellen vermeiden mußt; allein das wird nicht sehr lange dauern. Du weißt, die Dinge gehen hier zu Lande schnell."

Faustus stand verblüfft da; ein solches Anerbieten konnte er nicht vermuthen, und doch imponirte ihm die Zuversicht, mit welcher Iddo redete und aus der ihm sofort klar geworden, daß es sich hier durchaus um keinen Scherz handle. Langsam kamen die Worte aus seinem Munde: „Und was habe ich dafür zu thun?"

„Du bist ein kluger Kerl," antwortete Iddo, „und ein gewissenhafter Mensch zugleich. Du willst nichts geschenkt haben, und weißt, daß eine Liebe die andere werth ist. So komm her; was ich Dir zu sagen, taugt allein für Dein Ohr: Du mußt Patrika zur Flucht verhelfen!"

Faustus machte jetzt ein weit weniger verlegenes Gesicht als zuvor, denn während Iddo sprach, hatte die Wahrheit schon in

ihm gedämmert. Er sann lange nach; aber endlich richtete er sich auf, warf sich in die Positur eines Mannes, der seiner Sache schon gewiß ist, und sprach: „Herrin, für Dich ist mir Alles möglich. Aber hast Du bedacht, wie viel dieses Wagestück kosten wird?“ Sein lauernder Blick ruhte auf dem entschlossenen Gesichte Iddo's.

„Wohl habe ich dieses bedacht,“ erwiderte sie, „aber sieh Faustus, wenn zu viel gefordert wird, brauche ich es ja nicht zu thun. Mir wäre die Befreiung des Gefangenen lieb, sehr lieb, aber eine Grenze hat Alles. Geh nach Hause, Faustus, entwirf einen Plan, berechne Alles, und komm dann her und lege es mir vor. Ich habe Dir gesagt, welche meine Absicht mit Dir ist, was aus Dir werden solle, und ich weiß, was hierzu wohl nöthig wäre. Zwischen diesem und dem Verluste Deiner bisherigen Stellung würdest Du zu wählen haben. Dies bedenke wohl.“

Faustus war über die Drohung, die in den letzten Worten zu liegen schien, durchaus nicht erschrocken. Ihn selbst hatte das Bild der Freiheit, die Vorstellung eines müßigen, üppigen Lebens schon so ergriffen, daß er an nichts Anderes mehr dachte. Er versprach, bald wieder zu kommen, und empfahl sich kurz.

Iddo knüpfte nunmehr die Correspondenz mit Patrika wieder an. Mit Freuden kündete sie ihm an, daß es ihr endlich geglückt sei, einen Weg zu finden, auf welchem er seine Freiheit wiedererlangen könne; sie habe so lange geschwiegen, bis die Aussicht des Gelingens etwas gesicherter sei. Die Schwierigkeiten wären groß, aber sie hoffe sie mit Ausdauer und Opfern zu überwinden. In einer Reihenfolge von Briefen ließ sie das Herz des armen Gefangenen auf dem Meere der Hoffnung bald niedersinken, bald in die Höhe steigen, so daß es von dem Verlangen nach der Freiheit erfüllt und gequält wurde wie nie zuvor, und um so tiefer mußte

sich ihm der glühende Dank einprägen für die, welche so viel für ihn wagte, so viel für ihr that.

Faustus hatte seinen Plan entworfen, Iddo ihn gebilligt und mit freigebiger Hand Alles hergegeben, was dazu nöthig war. Der Plan war einfach, und konnte leicht gelingen, wenn man nicht geradezu Unglück hatte. Iddo schrieb noch einen Brief an Patrika, und sagte darin: „Die Stunde naht, in welcher Deine Brust die Luft der Freiheit wieder athmen, Dein Auge in den Horizont des Himmels sich wieder verlieren wird. Aber ich weiß es, es ist Dir nicht darum zu thun, unbeschränkt müßige Wege auf dieser Erde zu wandeln, und ich thue daher mehr für Dich, als Deinen Fuß auf freien Boden zu setzen. Ich eröffne Dir auch eine neue Laufbahn, wo Dein Arm für die Freiheit der Welt, für die Freiheit Deines Volkes fechten und wirken kann. Bist Du erst außerhalb des Kerkers, so erhältst Du Briefe an einige Offiziere des Julianus. Dahin wende Deine Flucht. Die unterdrückte Welt erhebt sich gegen ihren Bedrücker, und Julianus ist bestimmt, einen Hauch der Freiheit wieder über die Welt der Sklaven fahren zu lassen. Ihm biete Deinen Arm an, und er wird ihn gern annehmen. Nur durch ihn kannst Du Dir den Weg nach Rom zurück bahnen, so wie den Weg nach dem Orient zu den Gräbern der Deinen . . . denn, theurer Patrika, wie sich in jeden Becher der Freude ein Tropfen Wermuth mischt, so kann ich Dir nicht verhehlen, daß alle Nachrichten, die ich bis jetzt eingezogen, dahin lauten, daß die nicht mehr sind, welche Deinem Herzen am nächsten standen. Ich darf leider nicht mehr daran zweifeln, und werde bald im Besitz vollgültiger Zeugnisse darüber sein. Aber ich weiß, Patrika, Du bist ein ganzer Mann, und wirst Dich über jede Schwäche erheben. Wisse, daß uns von dem Hofe die außerordentlichsten Gefahren bereitet und alle unsre

Glaubensbrüder von einer Verfolgung bedroht werden, wie wir sie noch nicht erlitten. Nur Julianus kann uns retten, bei ihm aber müssen wir vertreten sein; unser Geld vermag hier nichts, Männer müssen wir haben, Männer der That, des Schwertes. Wird da das niedergetretene Juda vergeblich nach Patrika rufen? .... Nein! Patrika ist da — er vergißt sein eigenes Leid um des Leides seines Volkes willen; er vergißt es auch um derentwillen, die noch lebt und die ihm so innig zugethan ist!" ....

Dieses Schreiben wurde Patrika an demselben Tage von Faustus übergeben, als dieser ihn aufforderte, sich zum Abend bereit zu halten, das Wagniß zu unternehmen. Welch ein Sturm wurde hierdurch in seiner Brust aufgeregt! Wie ein Wirbelwind auch einen schweren Gegenstand erfaßt und ihn mit gewaltigem Treiben im Kreise umher schwingt und ihn nicht wieder zur Ruhe kommen läßt, so wogten die verschiedenartigsten Gefühle im Herzen Patrika's, deren aller er sich nicht erwehren konnte, und die ihn der einzelnen Empfindung sich nicht hingeben ließen. Wenn ihn der Gedanke an seinen unersetzlichen Verlust niederdrücken wollte, wenn die bleichen Gestalten seiner Mirjam und seines Amnon vor ihm vorüberglitten, und ihm das unterirdische Gewölbe zeigten, in welchem er sie noch verschüttet und begraben wähnte, wenn der Schmerz ihm das Herz zuschnüren und ihm sein ganzes zukünftiges Leben als nichtig und leer zeigen wollte — da stieg das Bild der Freiheit vor seiner dürstenden Seele auf, und das Bild des männlichen Streites gegen Knechtschaft und Lüge, und das Bild seines niedergetretenen Volkes, das ihn zum Heldentode für sein Recht und seine Freiheit rief — und alle Trauer war vergessen, und sein Geist hob sich mächtig empor, und zornig rief er aus: „Ha, ihr Feigen und Feilen, ihr sollt merken, daß eure Ketten die Kraft Patrika's nicht fesseln, und eure

Kerkerqualen ihn nicht entwerthen konnten!" Vor seinen Augen verschwanden die finsteren Mauern, sein Blick schweifte über weite Fluren und suchte das Schlachtfeld, wo der Sieg des Rechtes entschieden würde. In solchem Kampfe der streitenden Gefühle verbrachte Patrika die Stunden, bis das karge Licht, das durch die Oeffnung in seine Zelle drang, völlig erloschen war.

Es hatte sich Vieles vereinigt, um den Plan des Faustus zu begünstigen. Nach der Einrichtung, die oben schon angedeutet worden, besuchte der Oberaufseher ein Mal die Woche jede Gefängnißzelle, um sich von der Gegenwart und dem Zustande der Gefangenen zu überzeugen. Faustus wollte nun wo möglich die Flucht an dem Abend eines solchen Tages, wo der Oberaufseher die Zelle Patrika's besucht hatte, bewerkstelligen. Hierzu war jedoch nothwendig, daß in derselben Nacht eine Cohorte die Wache im Gefängniß habe, in welcher Faustus selbst gedient und viele vertraute Freunde hatte. Unter diesen hatte er vier durch bedeutende Geschenke gewonnen, den Gefangenen ungestört passiren zu lassen, wollte aber zugleich sie dadurch vor der Strafe sichern, daß er selbst noch einige Tage zurück- und in Funktion bliebe, damit die Flucht Patrika's erst nach seiner eigenen Entfernung bekannt werde, die genauere Zeit der Flucht jenes dann ganz ungewiß sei und die Soldaten, welche an dem Vergehen Theil hätten, unbekannt bleiben konnten. Auf diese Weise war Patrika von der Verfolgung unerreichbar, da er einen großen Vorsprung gewinnen konnte, während Faustus selbst sich leicht in dem ungeheuren und schlecht bewachten Rom verbergen und unter bequemen Umständen aus der Stadt entschlüpfen konnte.

Es war eine dunkle, stürmische Nacht hereingebrochen, ganz geschaffen zu einem Unternehmen, das die Augen der Menschen scheuen muß. Zur bestimmten Stunde, als die vier bestochenen Soldaten, zwei

an der inneren und zwei an der äußern Pforte des Consulargefängnisses die Wachtposten bezogen, begab sich Faustus geräuschlos in die Zelle Patrika's. Die Fesseln waren bald gelöst, Bart und Haupthaar verändert, ein dunkler Mantel umgeschlagen, und die Füße von aller Bekleidung befreit. So durchschritten die Beiden die Gänge, erstiegen die Stufen und traten durch die Thüren, zu denen Faustus die Schlüssel besaß, in den innern Hofraum. Der Wind blies so heftig und kalt, ein eisiger Sprühregen fiel hernieder, daß der wachthabende Offizier und die Soldaten in das ihnen angewiesene Gewölbe sich zurückgezogen und den Armen des Schlafes übergeben hatten. Faustus blieb regungslos hinter einem Mauervorsprung stehen, um den Ausgang zu erwarten. Mit gebeugtem Oberkörper schlich Patrika unter den Fensteröffnungen der Wachtstube ungehört vorüber, und gelangte zu der innern Pforte, deren rostige Riegel schon vorher mit Oel getränkt waren. Auf ein verabredetes Zeichen wurden sie geräuschlos von den Soldaten zurückgeschoben. Noch einige hundert Schritte durch den äußern Hof; dasselbe Verfahren. Die Pforte knarrte in den Angeln, aber das Stöhnen des Windes überrauschte es — Patrika war außerhalb des Kerkers. Kaum hinausgetreten, empfing ihn ein Mann, der seiner geharrt, und führte ihn durch viele enge und gewundene Straßen und Gassen in ein Haus, das unbewohnt schien. In einem Hinterraume desselben wurde ihm die Kleidung eines Centurionen nebst Waffen übergeben, welche Patrika schnell mit seiner Gefangenentracht vertauschte. Derselbe Mann überreichte ihm verschiedene Papiere; es waren fingirte Depeschen an Oberoffiziere des Constantius, die er auf seinem Wege vorzeigen sollte, um überall frei passiren zu können und Weiterbeförderung zu erhalten. Aber einen Brief an Eupolemos, einen der vorzüglichsten Feldherren des Julian, mußte er aufs Aeußerste verbergen.

Alles dies geschah in Eile und ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Auf dem Hofe fand er ein starkes, wohlgesatteltes Roß, das er bestieg. Alsbald öffnete sein Führer das Thor des Hauses, und leitete ihn abermals durch ein Gewirr von Gassen nach einem Nebenausgang der Stadt, durchwatete mit ihm eine Fuhrt des Tiber, brachte ihn auf Umwegen auf die große Heerstraße, und nannte ihm die Hauptorte, nach denen er seinen Weg nehmen sollte. Hierauf sprach er: „Jetzt geh, und erreiche das Ziel, das man Dir wünscht. Hier aber ist noch ein Schreiben, das lies am nächsten Platze, wo Du rastest.“ Der Mann war verschwunden.

Dieses ganze Befreiungswerk hatte kaum eine Stunde in Anspruch genommen, und der Wechsel der Scene war so schnell vor Patrika vorübergegangen, daß dieser, als der Mann im Dunkel der Nacht verschwunden war, sich erst besinnen mußte, wie es eigentlich mit ihm stehe. Der kühle Nachtwind, der sein Antlitz umspielte, war ihm so ungewohnt, die freie Bewegung der Glieder ihm so verloren gegangen, daß er wie berauscht und seiner kaum mächtig war. Aber schnell erfaßte sein Geist das Drängende des Momentes, er schüttelte den Nebel von seiner Seele, richtete sich auf, zog den Zügel an, trieb den Fuß in die Weiche des Pferdes, und fort sprengte er in die Nacht hinein. Sein an das Dunkel gewöhntes Auge gewahrte die Dinge in ihren grauen Umrissen. Fort ging es durch Felder, Thäler und Berge, an rauschenden Bächen vorüber und an tiefschattigen Wäldern, deren Wipfel im Sturme rauschten, mitten durch Dörfer und Flecken, deren Bewohner schliefen. Wie hoch hob sich seine Brust, wie athmete er so frei, so frei, wie kämpfte er so selig dem Anprall des Windes entgegen, und fühlte mit Wonne, daß er frei, frei sei! Der Wind

legte sich; die Sterne traten funkelnd hervor am weiten Himmelsbogen, den die grauen Wolken abziehend verließen, es wurde lichter um ihn. Da hob er die Rechte nach oben, sein Auge strahlte feurig empor, und über seine Lippen drangen die Worte: „Ja, Du hast es gethan, göttlicher Hirt, der Du die Sterne des Himmels herausführst, keiner bleibt aus, und Deine Kinder auf Erden leitest, keiner gehet verloren! Ich war gesunken in die Tiefen der Erde, die Riegel der Unterwelt waren vorgeschoben, meine Seele verschmachtete und sprach: mein Auge wird das Licht nicht wiedersehen — aber Deine Hand hat die ehernen Pforten zertrümmert, und aus dem Abgrund mich emporgehoben, und ich bin frei, frei!“ ....

Zwei Tage später entfernte sich auch Faustus, aber im Lichte des Tages, als wenn Nichts geschehen, aus dem Consulargefängniß und kehrte nicht wieder dahin zurück. Er holte sich von Iddo die bedeutende Summe ab, die sie ihm verheißen, und bestieg nach Verlauf von zwei Wochen ein Schiff, das ihn nach Spanien führte. So groß der Schreck auch über die Entweichung des Gefangenen und seines Wärters bei den nächsten Beamten des Gefängnisses war, und so leicht auch die Spuren von dem entwichenen Aufseher bis zu Iddo hätten aufgefunden werden können, so hielten es jene doch für das Gerathenste, die Sache mit Stillschweigen zu verdecken, um für ihre eigenen Personen keinen Sturm heraufzubeschwören, wenn die Kunde bis zum Kaiser dringen sollte. Auch waren bereits die Angelegenheiten des Staates so schwierig geworden, daß man sich mit untergeordneten Vorfällen nicht aufhielt. So kam es, daß von der Befreiung Patrika's gar nichts verlautbar ward, und jede Verfolgung nach einigen unerheblichen Versuchen unterblieb. Mir-

sam und Amnon erhielten die Kunde. Aber das Aufjauchzen ihrer Seele über die Rettung des Geliebten ging in die schweren Seufzer der Entsagung über, und die Thränen, die den Augen des verlassenen Weibes entquollen, waren eben so süßer wie bittrer Art.

10.

Die Bekehrungsversuche Joseph's des Abtrünnigen hatten einen sehr geringen Erfolg. Es war ein großer Irrthum, durch Juden die Juden bekehren zu wollen. Wenn die letzteren vor dem christlichen Priester als vor dem Vertreter einer Religionsmeinung, vor dem Träger einer Seelsorge Achtung empfinden, und sich zu dessen Bekehrungsversuchen zwar abwehrend, aber nicht feindlich verhalten; so schwindet dies Alles bei ihnen, wenn ein geborener Jude, der den größten Theil seines Lebens ihr Genosse im Glauben gewesen, jetzt zu ihnen tritt, um ihnen die Religion ihrer Väter als Irrthum und Wahn auszugeben; sie wenden sich voll Verachtung und Widerwillen ab. Eine zwiefache Kluft dehnte sich zwischen dem Christenthume und dem Judenthum. Von der einen Seite sollten sie Glaubenssätze annehmen, welche den Lehren ihrer Religion gänzlich widersprachen, und für deren Begründung sie keine Motive fanden, und von der andern Seite das Gesetz und die Sitte aufgeben, welche sie von ihren Vätern als heilige Vorschrift ererbt, und die ihnen als gleichbedeutend mit Gottesfurcht, Pflicht und Tugend erschienen. Alles dieses war bei den heidnischen Völkern nicht der Fall, welchen das Christenthum so viel Neues und Herrliches brachte, das aber die Juden als längst besessenes Gut erkannten. Joseph stieß daher überall auf Widerstand und Unwillen, und da er immer zudringlicher und heftiger wurde, konnte er mancher unangenehmen Behandlung nicht ent-

gehen. Nur einige wenige verkommene Subjekte schaffte er für die großen Mittel, die ihm zu Gebote standen, herbei, und waren diese auch willige Werkzeuge zu glänzenden Schauspielen, die dem Volke geboten wurden, so konnten dadurch doch die Augen der höheren Geistlichkeit nicht mehr geblendet werden. Aber man irrte nicht minder, wenn man diesen Beispielen einen günstigen Einfluß auf die Juden zuschrieb. Im Gegentheil, der Uebertritt stellte sich diesen nur um so unwürdiger dar, und in ihrem Herzen wuchs der Widerspruch und der Gegensatz.

Desto mehr drang Joseph bei dem Bischof Liberius auf die Durchsetzung jener gehässigen Maßnahmen, welche die Juden in ihrer Gesammtheit treffen sollten. Und hierin fand er völlige Uebereinstimmung bei dem Bischof. Derselbe wollte gern seinen Frieden mit dem Kaiser schließen, und der Kirche wenigstens den Schein wiederhergestellter Einheit verschaffen, zugleich aber der Welt einen Triumph der Kirche darbieten können, der deren fortschreitende Macht bewiese und ihm für seine Nachgiebigkeit Nachsicht verschaffe. Da nun Joseph behauptete, daß dem Andrange dieser Edikte ein beträchtlicher Theil der jüdischen Masse nicht widerstehen würde, so begann Liberius die nöthigen Schritte zu thun.

Auch war augenblicklich die politische Constellation günstig. Hatte auch Julianus den Botschaften des Kaisers nicht gehorsamt, seine Truppen entlassen und den Purpur nicht abgelegt: so schien doch seine Sache auch nicht vorwärts zu gehen. Unbeweglich stand er mit seinem Hauptquartier in Paris, und hatte seine Truppen nicht einmal zusammengezogen. Es war, als ob er den Angriff erwarte und nur zur Abwehr geneigt sei. In Rom sah man die Dinge nie anders an, als wie sie in Rom selbst erschienen, und Jeder, der in den Zauberkreis dieser Weltstadt, die sich noch

immer als den Heerd aller politischen und Macht-Herrschaft träumte, getreten, konnte sein Auge über diesen Gesichtskreis nicht erheben. Man war aber in Rom an einen schnellen Fortgang und Verlauf gewöhnt; wer die Waffen gegen diesen Mittelpunkt der Welt nicht vorwärts trug, erschien ihm schon überwunden. Man glaubte daher in Rom den Julian ohnmächtig und in diesem Gefühle den letzten Schlag erwartend; oder man dachte ihn sich dem Constantius unbedingt ergeben, aber von seinen empörerischen Soldaten zu der Rolle des Augustus gezwungen. Constantius und seine Räthe waren daher entschlossen, das Schwert gegen Julian zu ergreifen, den Feldzug gegen ihn zu eröffnen und ihn zu erdrücken. Dazu wollten sie insonders die Christenheit aufrufen und deshalb in die Pläne des Klerus bereitwillig eingehen.

Nach vielen Verhandlungen war endlich eine Formel zu Stande gebracht, welche die Spaltung zwischen den Lehrsätzen der katholischen Kirche und der Arianer mit zweideutigen Worten verdeckte. Liberius und seine versammelten Freunde stimmten ihr zu, und wollten sie auf dem Concil zu Rimini, das daher in den nächsten Tagen eröffnet werden sollte, in Vorschlag bringen und unterstützen. Man hoffte dann nur auf eine geringe Opposition zu stoßen. Zuvor aber sollten die Dekrete gegen die Juden erlassen werden und zur Ausführung kommen.

Das römische Volk war auf das Forum zusammenberufen worden. Noch stand dieser weltgeschichtliche Platz in seiner alten Pracht und Herrlichkeit da. War er auch schon des Schmuckes zahlloser Bildsäulen beraubt, so erhoben sich doch noch ringsum die prächtigen und kolossalen Bauwerke, die Paläste und Tempel, die Triumphbögen und Monumente, an welche die Zerstörung ihre räuberische Hand noch nicht gelegt hatte. Noch schwebte

ein Schatten der alten republikanischen Formen über diesem Platze, wenn auch nur als eine leichte Staubwolke, welche die verzehrende Sonne des kaiserlichen Despotismus nicht zu schwächen oder abzukühlen vermochte. Die kaiserlichen Dekrete wurden dem versammelten Senate verlesen und dem versammelten Volke bekannt gemacht, um die stolze Floskel Senatus Populusque Romanus zu rechtfertigen. — Auch heute strömte das Volk von Rom auf dem Forum zusammen, und schaarte sich Kopf bei Kopf um die marmorne Rednerbühne, und füllte den ungeheuren Raum des Forums mit dichtgedrängten Massen an. Aber es war längst nicht mehr das Volk, das in seine Comitien getheilt und mit seinen Tribunen voran in ernster, männlicher Haltung seine bestimmten Plätze einnahm, und aus dessen Mitte jeder Fremdling, jeder Niedriggeborene, jeder Freigelassene verbannt war, so daß nur der legitime römische Bürger hier erscheinen durfte. Ein unabsehbares Gesindel in den verschiedensten Trachten, von der verschiedensten Gesichtsbildung und Gestaltung, die Hefe des Volkes, die aus allen Welttheilen zusammengeflossen schien und den schmutzigen Niederschlag aller Völker und Länder bildete, drängte sich aus den Canälen der in das Forum sich mündenden Straßen wie in ein ungeheures Bassin zusammen, und fluthete so lange durcheinander, bis es an Raum zur Bewegung gebrach.

Die Sonne stieg bereits zum Mittag herauf und brannte auf die Köpfe der versammelten Menge, aus welcher Stimmen der Ungeduld hervorbrachen. Ein dumpfes Gerücht war durch die Stadt gegangen, daß es eine große, bis jetzt unbekannte Maßnahme gelte, welche aber nicht das gesammte Volk, sondern einen Theil, Einige sprachen schon von den Juden, treffen werde. Die zusammengeströmte Menge wiegte sich daher in dem doppelt er-

freudigen Gefühle eigener Sicherheit und eines staunenswerthen Ereignisses, das ihrer warte.

Endlich erschienen die Lictorenreihen der beiden Consuln, welche unter dem Rufe: „Es lebe der Augustus Constantius! Platz den Consuln!“ die gaffende Menge auseinander trieben. Langsam und im Bewußtsein ihrer Würde schritten die beiden Consuln nach den curulischen Sitzen zu beiden Seiten des Rednerstuhles und ließen sich auf sie nieder, von wo sie die harrende Menge überblickten. Bald darauf betraten die Lictoren des Praetors die Grenze des Forums und geleiteten diesen zu dem Rostrum. Hinter ihnen schlossen sich die Wogen des Volkes wieder und drängten sich vorwärts nach der Rednerbühne. Denn obschon der Praetor ein Mann von außerordentlicher Lunge sein mußte, oder sich durch einen solchen ersetzen ließ, so hatte doch das Forum eine so ungeheure Ausdehnung, daß nur der vordere Menschenknäuel die Worte deutlich zu vernehmen hoffen durfte. Der Praetor trat nun vor und entfaltete ein langes Pergament. Ein allgemeines „Still! still!“ erfolgte und störte lange Zeit die Ruhe. Auf seine Anrede an die Cives romani ließ er keine Schmeichelworte folgen, wie es ehemals zu geschehen pflegte, keine captatio benevolentiae, keine Bitte um Gehör, keine Worte der Hoffnung, daß das weise und einsichtsvolle Volk dem Beschlusse des Senates seine Zustimmung geben werde, sondern nur Blicke der Verachtung über die versammelten Haufen schweifen. Von der Majestät und Weisheit des Kaisers sprach er, von seinen Heldenthaten und seiner unbegrenzten Fürsorge für das Wohl des Volkes. Heute fügte er nun noch einen Wortschwall über das Heil der Seelen, über den Glanz und die Macht der Kirche, über den Sieg der Wahrheit und das Verderbniß der hartnäckigen Ketzer hinzu. Die Langmuth sei erschöpft, die Geduld bis auf den letzten Tropfen

verbraucht, es gelte nun, jede Schonung bei Seite zu setzen, und die Gefahr der Gläubigen nicht zu mehren. Doch eines klang aus alten Zeiten wieder: Rom wurde auf den Gipfel der Welt erhoben, ihm die Siegerkrone über die Menschheit dargereicht. Aber ehemals war es die Macht und die Herrschaft der Welt — jetzt die Heiligkeit und Göttlichkeit seiner Stätten. Es wurde übersehen, daß, wie Rom ehemals die Götter aller Länder in seinen Mauern versammelte, und sich so nur zum Piedestal dessen machte, was die Völker als göttlich verehrten: so auch jetzt der neue Gott und sein Glaube aus einem entlegenen Winkel des Ostens gekommen und sich Rom unterworfen hatte. Es that, als ob es die von der Vorsehung erkorene Geburtsstätte und der allein geheiligte Platz der neuen Religion sei; doch wie dem auch sei, der Praetor ging nun auf seinen eigentlichen Gegenstand über. Allerdings hatte man damals noch nicht die Stirn, die Juden für den Abschaum der Menschheit zu erklären, sie als gefährliche Feinde der menschlichen Gesellschaft zu brandmarken, ihnen die feindseligsten Absichten und verbrecherische Künste zuzuschreiben. Theils war man hierauf noch nicht gekommen, theils scheute man doch noch die öffentliche Meinung und die allbekannte Wahrheit zu sehr, um ihr geradezu ins Gesicht zu schlagen. Man mußte erst die Juden aus der ganzen Gesellschaft ausschließen, sie in eine Stellung und zu Beschäftigungen zwingen, welche sie dem Volke in mißlichem Lichte sehen ließen — dann hatte man einen scheinbaren Inhalt, sie zu verurtheilen und zu verunglimpfen. Sondern der Praetor begnügte sich mit der Behauptung, daß es nothwendig sei, zwischen den Gläubigen und Ungläubigen einen Unterschied zu machen, jenen die ihnen gebührenden Vorzüge, diesen die durch ihre Hartnäckigkeit verschuldeten Nachtheile zukommen zu lassen, und die ersteren vor den gefährlichen Berührungen mit den letzteren zu be-

wahren. Aus der unerschöpflichen Quelle des väterlichen Herzens seien daher die folgenden kaiserlichen Befehle geflossen. Zuerst wurde das Dekret des Constantin aus dem Jahre 321 bestätigt, durch welches den Juden das Recht, von den Curialpflichten frei zu sein, genommen worden, wodurch, da jene Pflichten nur als eine Strafe wohlhabender Bürger, die sich eines Verbrechens schuldig gemacht, angesehen wurden, die Juden aus der Reihe der höheren Bürgerschaft herausgestoßen wurden. Zu zweit wurde den Juden bei Strafe der Confiscation aller Güter verboten, Sclaven zu kaufen und zu halten. Alsdann wurde die Verheirathung zwischen Juden und Christen mit der Todesstrafe bedroht. Endlich wurden sie vom Kriegsdienste ausgeschlossen, und alle, die jetzt unter den Waffen ständen, sollten „ohne Berücksichtigung alter Verdienste" sofort entlassen werden; ebenso wenig sollten sie das Recht zu advociren behalten, „wenn sie es auch nach dem Prärogativ der Geburt und der Glanz der Familie erlangt hätten;" ja, jede Ehrenstelle und Würde, jede Verwaltung eines bürgerlichen Amtes sollte ihnen versagt bleiben, und wer von ihnen bereits zu einer Ehrenstelle gekommen sei, sollte unter den Pöbel gerechnet werden, „wenn er auch die ehrenvolle Würde verdient hatte." *) Aber mit allem diesem war man noch nicht zufrieden. Der Praetor fügte hinzu, daß es der unveränderliche Wille des Kaisers sei, daß die in Rom ansässigen Juden binnen zweier Monate das Weichbild der Stadt mit aller ihrer beweglichen Habe verlassen und ihre unbeweglichen Güter veräußern sollten.

Die Verlesung dieser Edikte machte auf die versammelte Menge bei Weitem den Eindruck nicht, den man vielleicht erwartet hatte. Hier und da erscholl wohl aus der Menge der Ruf: „Es lebe

*) Wörtlich nach den desfallsigen Novellen im Theodosianischen Codex.

der Augustus! Es lebe die heilige Kirche! Tod den Ketzern!“ Aber dieser Schrei der Fanatiker pflanzte sich nicht fort und verhallte daher bald wieder. Im großen Ganzen blieb die Masse theilnahmlos, weil sie weder Spiele noch Beute aus den kaiserlichen Edikten für sich erfließen sah. Anderntheils waren noch Heiden genug da, die sich an die Weise und Gegenstände der Verehrung ihrer Vorfahren klammerten, und deren sich das Gefühl bemächtigte, daß auch ihnen ein gleiches Schicksal bestimmt sei. Nicht minder gab es solche, deren Verhältnisse mit denen der Juden in enger Verbindung standen. Denn die Letzteren gehörten damals allen Klassen und Lebensberufen an, und wenn eine Anzahl Reicher unter ihnen den Neid und die Mißgunst in Fülle auf sich zogen, so lebte die Mehrzahl der Juden doch mit der Masse in Frieden, mit denselben Arbeiten beschäftigt und denselben Uebelständen unterworfen. Allerdings hatten im letzten Jahrhundert zuerst die Heiden gegen die Christen schwere Verfolgungen geübt; dann hatten die Christen gegen die Heiden dieselben Verfolgungen in nicht geringerem Maße aufgenommen — aber dies war doch immer nur von den Häuptern ausgegangen, und im Volke hatte sich noch immer der Geist der Duldung, wie er im Alterthume gelebt, erhalten, und es konnte nicht gut begreifen, warum man sich wegen religiöser Meinungen unterdrücken und morden solle, am wenigsten aber die ungefährlichen Juden, die überall neutral geblieben. Darum erhob sich nur ein lautes Gemurmel im Volke, das bald zum Gebrause einer lebhaften Volksmenge anschwoll. Der Praetor hatte geendet; er und die Consulen zogen mit ihren Lictoren ebenso von dannen wie sie gekommen, die Volksmasse lichtete sich zu Haufen, diese zu Gruppen, und bald hatte das Forum sein gewöhnliches Aussehen wieder.

Nicht so war es in den Häusern der Juden. Die Bestürzung

war allgemein, Entsetzen bemächtigte sich der Gemüther, Rathlosigkeit aller Geister. Der Streich war neu und furchtbar zugleich. Schon jene strengen Ausschließungsdekrete bedrohten die Existenz zahlloser Familien, immer aber doch am meisten die reicheren und wohlhabenderen, und man konnte voraussetzen, daß, weil allzu streng, Vieles nicht oder doch nur wenig zur Ausführung kommen würde. Aber diese Verbannung aus Rom, diese Entwurzelung aus einer Stätte, die seit mehr als vier Jahrhunderten von zahlreichen Ansiedlern zur dauernden Heimath gemacht worden. Wohin sollten sie ihr Haupt tragen? Woher die meisten die Mittel zur Auswanderung nehmen? Wie an fremden Orten den Lebensunterhalt wieder gewinnen? Und dabei ein so kurzer Zeitraum von zwei Monden!.... Man lief zusammen, man berathschlagte, man setzte Buß- und Fasttage ein. Die Angesehenen erforschten die Gesinnungen der höchsten Beamten und Würdenträger. Aber zu ihrem Schrecken erfuhren sie, daß der Wille des Kaisers entschieden, sein Entschluß unabänderlich sei; daß dem ganzen Vorgange Motive zu Grunde lagen, welche aus dem innersten Zusammentreffen der Verhältnisse, aus den gewichtigsten politischen Zwecken hervorliefen. Man mußte auf die strengste Durchführung gefaßt sein. Alle Einsprache, alles Sollicitiren, alle Anerbietungen wurden zurückgewiesen. Das Nächste war, daß jene Notabeln, welche die Zahlung von monatlichen Subsidien übernommen hatten, diese als ihnen nunmehr unmöglich einstellten. Hatten sie sich hiervon eine Wirkung versprochen, so sollten sie zu ihrem Entsetzen enttäuscht werden. Sie sahen sich von einer Seite verrathen, von welcher sie es am wenigsten vermuthet. Meschullam hatte dem Kaiser angetragen, die Weiterzahlung zu bewerkstelligen, wenn ihm ausnahmsweise das Verbleiben in Rom gestattet würde.... Man war begierig darauf eingegangen. Dieser Greis, der

dem Ende seiner Erdenlaufbahn schon so nahe stand, hatte diesen Verrath nicht gescheut, verblendet von der Habgier, aus dem allgemeinen Sturze seiner Glaubensbrüder einen unermeßlichen Vortheil zu ziehen — denn nun mußten die einträglichsten Geschäfte ihm allein in die Hände fallen. Mit eherner Stirne ertrug er alle die Vorwürfe, alle die Beschimpfungen und Verwünschungen, die auf ihn gehäuft wurden; lächelnd wie immer zog er sich zurück und hielt die Dränger möglichst von sich ab; wurde es ihm zu arg, so fing er an zu drohen, und man wußte, daß er die Mittel und das Herz hatte, seine Drohungen auszuführen. Die angesehensten Rabbiner begaben sich zu ihm, um ihn zur Zurücknahme des unseligen Vertrages mit dem Hofe zu bewegen: er hörte ihnen höflich zu, entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit und gab vor, dadurch den Weg offen zu erhalten, auf welchem nach einiger Zeit die Verbannung zurückgenommen werden würde.

Die mehrmals wiederholte Erinnerung von Seiten der Behörden ließ keinen Zweifel darüber, daß es bittrer Ernst sei. Die bemittelten und kräftigen Glieder der Gemeinde sahen sich rasch nach neuen Sitzen in den benachbarten Städten um. Die große Masse aber wollte die Gewalt abwarten, die man gegen sie anwenden würde. Sie verließ sich auf die Wucht ihrer Menge. Am wenigsten aber erfüllte sich auch hierbei die Hoffnung der Klerikalen. So sehr sie auch die Ueberzeugung unter den Juden ausbreiteten, daß sie durch den Uebertritt allem diesem Drucke entgehen, ja noch Belohnungen erhalten würden: so blieb dies doch gänzlich wirkungslos, und nicht ein einziger namhafter Mann folgte der Lockung. Wuth und Verzweiflung im Herzen, hatten sie nur bittern Hohn zur Antwort für ihre Versucher.

11.

Es war einige Monate vor diesen Vorgängen. In einem prächtig ausgeschmückten Gemache des kaiserlichen Palastes am Ufer der langsam fließenden Seine, in der schon damals aufblühenden Stadt Paris, deren Häusermenge bereits längst von der Seineinsel über den Fluß auf dessen beide Seiten hinausgerückt war, lag auf einem mit den feinsten Decken bekleideten Lager ein krankes, sterbendes Weib. Ihr Haupt war tief in die Kissen hineingesunken, ihr Körper ausgestreckt, daß die feinen Hüllen die Formen der schlanken Gestalt erkennen ließen, die zarten und weißen Hände über der Decke bezeugten in ihrer völligen Abzehrung die Fortschritte der Krankheit. Sie schlummerte, aber der unruhige, röchelnde Athem ihrer Brust, die umschriebene Röthe auf den bleichen Wangen und die falben, bebenden Lippen erwiesen, daß eine fieberhafte Erregung durch den Körper zuckte, und daß dieser gewölbte Busen nur ein zerstörtes Organ umschloß. Neben dem Lager hatte sich auf einen Sessel eine männliche Gestalt niedergelassen, die mit den Zeichen der höchsten Würde bekleidet war. Wie der Mann da saß, das Haupt in die Rechte gestützt, schmerzliche Trauer in den Zügen, sah man, daß er nur klein an Gestalt, aber ebenmäßig gebaut, und durch den Geist wie die Grazie, die über ihn ausgebreitet waren, gewinnend und imponirend war. Ebenso waren seine Züge unschön, markirt, und von einem mächtigen Barte fast verunziert; aber die hohe

Denkerstirn, die großen leuchtenden Augen und der wohlgebildete Mund, um welchen tiefes Gefühl und Menschenfreundlichkeit spielten, machten einen wohlthuenden Eindruck auf den Beschauer. Er mochte wohl schon eine Zeit lang gesessen haben, als eine Bewegung der Kranken ihm verrieth, daß sie aus dem Schlummer erwacht sei; er richtete das Haupt empor und seine Blicke begegneten den Augen seiner Gattin, die in einem unnatürlichen Feuer glänzten. Ueber ihr Antlitz flog der Schein der Befriedigung, als sie ihren Gemahl gewahrte, und er zu ihr sprach: „Du hast mich herbescheiden lassen, theure Helena, und obschon ich gern alle Aufregung für Dich vermeiden möchte, weil sie Dir nur schädlich sein kann, so wollte ich doch Deinem Rufe gehorchen, und wenn Du mir versprichst, Dich so ruhig wie möglich zu verhalten, bin ich bereit zu vernehmen, was Du mir zu sagen habest."

„O mein theurer Julian," erwiderte die Kranke, „ich danke Dir; ich will, wie Du gesagt, so ruhig wie möglich sein. Aber sieh, widerstreite es mir nicht, ich fühle, ich weiß es gewiß, daß das Ende meines Lebens nahe ist. Es können noch Stunden, vielleicht einige Tage vergehen, bis ich den letzten Seufzer ausgehaucht, aber mehr sicher nicht. Und ich will nicht, daß Du noch länger an meinem Schmerzenslager weilest und Dir, der Du so Vieles und Großes zu bedenken und zu beschicken hast, von meinem Leiden das Herz beschwert und der Geist erdrückt werde. Ich wünsche auch, daß Du das freundlichere Bild von mir in Deiner Erinnerung bewahrest, das ich Dir jetzt noch biete; daß wenn Du in Zukunft an mich denkest, nicht die bleichen, entstellenden Züge des Todes vor Deine Seele treten. Darum, da nach dem letzten Anfall mir jetzt leichter ist und ich sprechen kann, will ich die Stunde des Abschiedes mit Dir feiern; ich will Dir Alles sagen, was mir auf dem Herzen liegt. Wehre mir nicht, schüttle nicht

das Haupt, sage nicht, der Arzt hat es verboten — der Arzt kann mir nicht helfen, die Stunde ist nahe, und ich will von Dir scheiden, nachdem zwischen uns Alles licht und wahr geworden."

Allerdings wehrte der Cäsar Julian, den jetzt sein Heer zum Augustus erhoben, das Beginnen seiner Gemahlin ab, schüttelte mit dem Haupte, und wollte Einwendungen erheben; aber er sah ein, daß er ihrem Begehren werde nicht widerstehen können, ein Seufzer erhob sich aus seiner Brust, er ergriff die Hand seiner Gattin und sagte: „So sprich, Helena, aber ruhig und langsam." Die Kranke suchte sich aufzurichten, wobei ihr Julian zu Hülfe kam und einige Polster ihr in den Rücken legte, auf die sie sich lehnen konnte; auch reichte er ihr eine Schale mit einem erfrischenden Getränk, mit welchem sie ihre trocknen Lippen benetzte.

„Mein Julian," hob sie an, „laß mich vor Allem den heißesten Dank meiner Seele Dir aussprechen für alle die Liebe, die Du mir erwiesen, für alle die zärtliche Sorgfalt, die Du um mich gehabt. Ich fühle es tief, wie unendlich ich Dir dafür verpflichtet bin, und um so mehr, als ich mit dem einzigen Schmerze scheide, daß es die Hoheit Deines Geistes, die Pflichttreue Deines Herzens, Dein zarter und edler Sinn es waren, die Dich leiteten, und nicht — die Liebe. . . . Es war die treue Hand meiner Schwester Eusebia, die meine Gefühle für Dich kannte, es war die gewaltthätige Hand des Constantius, der Dich an sich fesseln wollte, sie waren es, die mich zu Dir führten. Du nahmst mich als Deine Gattin an, und widmetest mir seit diesem Augenblick die zärtlichste Fürsorge, die treueste Ergebenheit. Ach, und ich liebte Dich so sehr; all mein Sinnen und Trachten ging dahin, Deine Liebe für mich zu gewinnen und Dir ein süßes Glück zu bereiten. . . ."

„Aber, geliebte Helena," unterbrach sie Julian," wie kannst

Du so sprechen? — Dieses Glück, von dem Du redest, Du hast es mir geschaffen, und niemals wird ein Weib im Stande sein, mir innigere und heiligere Gefühle einzuflößen, als Du es gethan!"

„Nein, mein Julian! Ich zweifle nicht an der Wahrheit Deiner Worte. Wer so wie Du handelt, an dessen Aufrichtigkeit einen Zweifel zu hegen, wäre eine Lästerung. Aber dennoch war es nur Dein treuer, edler Sinn, der mir entgegenkam, und wenn meine Liebe zu heißer Gluth anschwoll, fühlte ich wohl, daß die Deinige zwar rein und lauter leuchtete, aber nicht wärmte. . . ."

„Aber, Helena, bist Du nicht ungerecht? Ich gebe zu, daß mein Sinn von Kindheit an zu sehr auf das Allgemeine, auf das Wesen der Dinge, das ich zu fassen und zu begreifen suchte, gerichtet war, das ich selbst dann nicht von mir weisen kann, wenn ich mit den Gegenständen der Wirklichkeit und Politik beschäftigt bin, und diese meine volle Aufmerksamkeit verlangen. So kann es wohl gekommen sein, theure Gattin, daß ich bisweilen etwas abwesend erschienen, wenn Du mir mit den Beweisen Deiner Liebe entgegenkamst; aber ich habe diese immer zu würdigen verstanden und sie mit aller Zärtlichkeit erwidert."

„Ja, das hast Du. Doch schilt Deine thörichte Helena nicht, wenn sie ungenügsam war, wenn sie Dich ganz einnehmen, Dich allein besitzen wollte. Aber dies ist ja nun vorüber, und ich muß aus dem Paradiese scheiden, durch dessen Pforte ich eben eingetreten und in dessen innerstes Heiligthum einzudringen die größte Sehnsucht meines Lebens gewesen. Was ich nun noch von Dir verlangen möchte? O, daß Du mein Gedächtniß in den hellsten, ungetrübtesten Farben bewahrtest, daß mir der Vordergrund in Deinem Herzen erhalten bleibe, damit, wenn auch Dein Geist dereinst die Schwelle des Jenseits überschritten, meine Seele Dir

entgegenjauchzen und das Band wieder anknüpfen könne, das der Tod jetzt mit seinem grausamen Schwerte durchschneidet...."

„Helena, wie kannst Du hieran zweifeln? Deine liebliche Erscheinung, welche unberührt von der Hand des Alters, in unsterblicher Schöne, vor meinem Geiste blühen wird, Deine reine Seele, Dein Herz voll edelster Gefühle, sie haben sich mir eingeprägt unverlöschlich, und ob mir das Geschick eine lange oder kurze Spanne Zeit auf dieser Erde gönnen wird, die Zeit wird machtlos an Deinem Bilde vorübergehen, das auf dem Hintergrunde der bittern Erfahrungen, die mit jedem Schritte im Leben an den Menschen gemacht werden, nur immer leuchtender, nur immer reiner und heller hervortreten wird."

Die Kranke lächelte bei diesen Worten wie von einem hohen Glücke, sie erfaßte beide Hände des Augustus und drückte sie an ihr Herz; er aber schlang den Arm um ihre Schultern und legte ihr Haupt leicht an seine Brust. So saßen sie eine Zeit lang schweigend, ein Jeder in seine Gefühle versunken. Da richtete sich Helena noch einmal auf und begann wieder: „Und doch, mein Julian, drückt mich noch Eines schwer. Ich gehe von dieser Erde, und lasse außer Dir nur noch ein Wesen zurück, um dessen Glück ich bange, das meinem Herzen so nahe steht .... meine Schwester Eusebia. Wenn ich geschieden bin, so ist das letzte Band zerrissen, das Dich an den Kaiser Constantius knüpft: der furchtbare Kampf wird anheben, und wie dessen Ausgang sein wird, dein Sieg wird der Untergang meiner Schwester sein!.... Sage mir, Julian, was gedenkst Du zu thun? Sage es mir offen und ganz."

Julianus sah seine Gattin mit festem Blicke an, und antwortete nach einer Pause: „Du verpflichtest mich, die Wahrheit mitzutheilen, und dieser Deiner letzten Bitte kann ich nichts ver-

sagen. Ja, Helena, der Kampf beginnt, aber er ist unvermeidlich und lange vorbereitet. Gerade darum verschweige ich es Dir nicht, denn Du kennst die Verhältnisse zu gut. Aber Du wirst es mir zugestehen, daß ich ihn nicht hervorgerufen, und daß ich ihn nicht vermeiden kann. Ich könnte Dir sagen: siehe die Pflicht legt ihn mir auf; die Menschheit, die Völker des römischen Reiches rufen mich; es ist Zeit, daß das Joch der Tyrannei und Unterdrückung wieder etwas gelüftet werde. Ein Hauch der Freiheit, ein Luftzug der Erhebung will wieder und muß wieder über die Nationen fahren, wenn nicht Alles erlahmen, Alles zu Sklaventhum erschlaffen soll. Die Barbaren stehen an allen unsern Grenzen, sie rütteln an allen unsern Pforten, und wird jener knechtische Geist, jene Entsittlichung noch länger genährt, welche den Völkern alles Mark verzehrt und alle Kraft entnervt haben, so werden die Fluthen der wilden Horden über uns hereinbrechen, Alles zerstören, Alles verwüsten, und eine trostlose Nacht über die Bewohner dieses Erdballs breiten! .... „Fürwahr, Helena, das Auge Deines Geistes ist klar und offen genug, um dies zu durchschauen und mich für keinen dunkelschauenden Träumer zu halten; Du hast lange genug an den Grenzen der civilisirten Welt gelebt, um nicht meine Befürchtung zu theilen und sie als gerechtfertigt anzusehen. Ich kenne Deine Ueberzeugung und will sie nicht antasten. Du sollst unverletzt in Deinem Glauben hinüberschlummern, wie Du rein in Deinem Gewissen bist. Aber ich habe mich auf die Höhe gestellt, und da sehe ich die Dinge anders an. Ich spreche dem Christenthum seine Größe und seine Bedeutung nicht ab. Es ist gekommen, um dem entarteten Menschengeschlecht eine Wiedergeburt zu bereiten, und die entsittlichten Söhne einer großen Vergangenheit mit einem neuen Leben zu erfüllen. Aber es hat nicht gehalten, was es verheißen. Sei es, daß der Stamm des Baumes

schon zu dürre gewesen, sei es, daß die neue Religion zu schnell sich der Früchte an dem alten Stamme bemächtigen wollte, und darüber vernachlässigt hat, langsam neue Schößlinge aus gesunder Wurzel zu treiben: das Christenthum wollte die Herrschaft der Welt, und hat darum die Herrschaft des Geistes hintenangesetzt; und weil es jene wollte, hat es diesen knechten, ihm die Freiheit absprechen, ihm die Selbständigkeit rauben, ihm einen engen Pfad anweisen müssen, aus dem es ihn nicht herauskommen lassen darf. Wahrlich, Helena, ich bin kein Anbeter von Stein und Holz; aber jenes Heidenthum, wie es jetzt genannt wird, läßt mir den Geist frei, läßt mich die Gottheit in dem Wesen der Dinge, in den Erscheinungen des Weltalls, in der Natur der Geschöpfe erkennen und anbeten, und darum ist es m e i n Glaube. Und was will ich? Das Christenthum, wie es jetzt ist, wie es von seinen Priestern und den Machthabern gehandhabt wird, trägt Schwert und Brandfackel in der Rechten, eherne Ketten in der Linken. Dies soll es nicht länger, dies will ich ihm nehmen. Ich werde es niemals verfolgen, das schwöre ich Dir in dieser Stunde; es soll frei sein, aber auch frei lassen; ich will den Anhängern der alten Religionen die Erlaubniß geben, sich wieder aus dem Staube zu erheben, und aus ihrem Innern zu schaffen, wozu sie noch die Kraft besitzen. Wohlan, sehen wir, wer siegt: Der Römer oder der Galiläer! Unter meiner Herrschaft soll Jeder frei bekennen, was sein Geist bekennt!“

Julianus hatte diese Worte in griechischer Sprache, die ihm mit hinreißender Beredtsamkeit von den Lippen floß, voll Begeisterung gesprochen, und einen tiefen Eindruck auf seine Gattin hervorgebracht, deren Auge an seinem Munde hing. Nach einigem Schweigen wandte er sich zu ihr: „Helena, hast Du mir Etwas zu erwidern?“ . . . .

„Nein," sprach sie mit fester Stimme, „ich habe Nichts zu erwidern."

„So könnte ich sagen, Helena, und habe es gesagt, weil Du meine Gedanken ganz kennen solltest. Aber wahrlich, ich brauche diese höhern Gründe zu meiner Vertheidigung nicht anzuführen. Hat mir Constantius eine andere Wahl gelassen? Muß ich nicht kämpfen oder schweigend untergehen? Als er mich hierhersandte, kam ich mit dem festen Vorsatz, ihm meinerseits niemals eine Veranlassung zu Verdacht und Unwillen zu geben, mich genau nach seinen Instruktionen zu richten, und diese waren beschränkend genug, denn er schrieb mir bis auf meine Wohnung und Kleidung vor. Ich habe diesen Vorsatz getreulich ausgeführt. Daß ich alsbald gewahrte, wie die gallischen Völker die ihnen auferlegte Steuerlast nicht mehr zu tragen vermöchten und ich sie ihnen daher erleichterte, daß mir daraus die Liebe des Volkes erwuchs, daß ich in vielen Schlachten die Feinde des Reiches besiegte, dessen Grenzen befreite und befestete, wie konnte ich dies ändern, und flossen nicht dem Kaiser selbst die Vortheile und der Ruhm davon zu? Aber nun erwachte der düstre Geist dieses Mannes, und traute mir die Unthaten zu, deren er selbst sich schuldig gemacht. Er beschloß, mich zu verderben, wollte mich wehrlos machen und dadurch in seine Hände bekommen. Er befahl mir, meine meisten und besten Truppen ihm zuzusenden, und kümmerte sich wenig darum, daß dadurch Gallien seiner Vertheidiger entblößt und den Einfällen der Barbaren preisgegeben würde, noch weniger, daß diese Truppen durch ihre Capitulation nicht verpflichtet wären, außer Landes zu dienen. Aber ich war entschlossen, ihm auch hierin zu gehorchen, was auch daraus kommen möge. Doch Du hast es gesehen, die Truppen verweigerten den Gehorsam und riefen mich wider meinen Willen zum Augustus aus.

Dies war mein Todesurtheil in den Augen des Constantius, und ich mußte daher auf das Verlangen der Soldaten eingehen. Noch jetzt habe ich Alles gethan, um Constantius zu beschwichtigen; ich habe ihm als Cäsar geschrieben, und meinen Gehorsam zugesichert. Und was that er? Er zieht seine Heere zusammen, um sich auf mich zu stürzen; er hat Briefe an die deutschen Stämme geschrieben, um sie aufzuhetzen, in Gallien einzufallen und ihnen große Versprechungen gemacht; er will ihnen Gallien preisgeben, um mich zu erdrücken — solche Briefe sind in meinen Händen."

Die Kranke seufzte tief auf, Trauer verbreitete sich über ihr Angesicht und zögernd sprach sie: „O Julianus, das wird ein schwerer Kampf werden, und mein Herz zittert für Dich. Und doch, laß mich es sagen, hat nicht Constantius, von meiner Schwester angetrieben, Dich aus Deiner Dunkelheit hervorgezogen und Dich zum Cäsar gemacht? Müßte nicht die Dankbarkeit...."

„Fahre nicht fort, Helena," unterbrach sie Julian. „Dankbarkeit?.... O Helena, Du kennst meine Vergangenheit nicht; ich habe sie Dir nie enthüllt, denn ich wollte Dein argloses, kindliches Gemüth nicht durch den Gifthauch dieser Welt verbittern. Die Blume, die an meinem Herzen blühte, sollte von dem sengenden Strahl dieses vergifteten Lebens nicht getroffen werden!.... Dankbarkeit — ich gegen Constantius! .... Wisse, daß es weniger der Verdacht, den Constantius gegen meinen Ehrgeiz und meine Herrschsucht hegte, war und ist, der ihn antrieb, mich zu stürzen — es war der Gedanke der Rache, den seine kleinliche Seele in mir lebendig glauben mußte; es waren die Geister meines gemordeten Vaters, meiner erdolchten Brüder, die nächtlich um sein Lager schleichen, und ihm die Blutflecken zeigen, die an seinen Händen kleben; der Geist meiner gemordeten Jugend, der ihm stündlich den Weheruf: Rache! in sein Ohr schreien mußte. Nein, Du sollst, theure Helena, nicht von

hinnen scheiden, ohne daß der geringste Makel an mir vor Deinen Augen ausgelöscht sei. Du sollst einen Blick in meine Jugend werfen."

„Bis zum Tode des großen Constantin wurde ich zu Constantinopel erzogen. Kaum aber hatte dieser mächtige Herrscher seine Augen geschlossen, ich zählte damals sechs und mein Bruder Gallus sieben Jahre, als Constantius aus Besorgniß die Herrschaft mit denen theilen zu müssen, welche dieselben Anrechte darauf hatten, alle Glieder meines Hauses tödten ließ, nur Gallus und ich blieben übrig. Der erstere wurde verschont, weil er damals hoffnungslos an einem Fieber daniederlag, mich aber entführte Marcus, der Bischof von Arethusa, und verbarg mich in einer Kirche, bis unaufhörliches Bitten den Kaiser bewog, auch mich leben zu lassen. Er gab mir sogar mein mütterliches Vermögen zurück, das allerdings unbeträchtlich war, aber ein unschätzbares Gut enthielt, von welchem Constantius keine Ahnung hatte. Es war ein Sklave meiner Mutter, Mardonius, der uns mit unerschütterlicher Treue ergeben war. Ein erleuchteter Geist, ein umfangreiches Wissen zierten sein edles Gemüth, und mit unbegrenzter Sorgfalt lag er meiner Erziehung ob, unterrichtete mich, entfaltete meinen Geist, übte mein Denken und gab mir die Richtung auf alles Schöne und Edle. Ach es waren vier schöne Jahre, die schönsten meines Lebens, die ich mit ihm auf meinem Landgut in Bithynien verbrachte, und wo noch heute ein Weinberg, den ich mit eigenen Händen bepflanzt, von des Knaben Lust und Ernst zeuget. Dann kam eine ernstere Zeit, ich wurde dem Bischof Eusebius von Nikomedien übergeben, der mich in den Lehren und Formen der christlichen Kirche unterrichtete, in seiner Gutmüthigkeit mir aber noch Raum ließ, der Wissenschaft und den schönen Künsten obzuliegen. Aber die sorglose Zeit der Kind-

heit sollte bald auf immer vorüber sein. Meinen Bruder Gallus hatte man auf einem Landgut in Jonien eingesperrt gehalten. Jetzt, als ich fünfzehn Jahre zählte, wurden wir beide nach einer kleinen Festung Macella im ödesten Theile des wilden Cappadocien gebracht, wo wir sechs Jahre als Gefangene gehalten wurden. Niemand als unsre Sklaven und Lehrmeister durften uns sehen und sprechen. Unsre ganze Zeit, selbst in den Nächten wurde auf Gebet, Lesen heiliger Schriften, Besuch der Kirchen und der Grabmäler der Märtyrer verwendet, ja wir mußten öffentlich die Aemter der Kirchendiener versehen. Diese Behandlungsweise machte auf die beiden Jünglinge einen entgegengesetzten Eindruck. Gallus gab sich diesen kirchlichen Uebungen ganz und gar hin, lag ihnen mit einem Eifer ob, der nur allzu oft die Absicht verrieth, bemerkt zu werden, und redete nicht anders als in der Sprache, welche die Christen die Sprache der Gottseligkeit zu nennen pflegen. Ob es ihm Ernst gewesen und aus der Tiefe einer vollen Ueberzeugung gekommen, ich will es nicht beurtheilen, aber sein Herz war lieblos und verschlossen, und seine Handlungsweise hinterlistig und hart. Ich fühlte mich unsäglich unglücklich, abgestoßen von dem, was ich treiben mußte, und zurückgehalten von Allem, was ich liebte. Nach und nach richtete ich mich wieder auf, und warf mich um so begieriger in den nächtlichen Stunden der Einsamkeit in der engen, schmucklosen Zelle, die ich bewohnte, auf die Studien, in welche mich mein geliebter Mardonius, den man in die Verbannung gesandt, eingeführt hatte. O, meine Helena, auch ich hatte eine Zeit, wo ich für den Glauben, den man mir eingepflanzt, schwärmte, und meine entflammte Phantasie nichts als Engel und Geister sah, und ich Nachts auf den Kirchhöfen umherschlich, Gebete zu murmeln, und mit der überirdischen Welt und ihren Bewohnern geheimnißvolle Verbindungen

anzuknüpfen. Aber da man die Sehne zu straff anzog, riß sie, die Vernunft machte ihre gefesselten Arme frei, und Alles verschwand wie dunkles Schattenwerk vor ihrem Lichte! . . . . Das Benehmen meines Bruders Gallus trug seine Früchte. Als er einundzwanzig Jahre geworden, wurde er von Constantius zum Hofe berufen, zum Cäsar erhoben und als Statthalter nach dem Orient geschickt. Du kennst seine kurze Laufbahn; Constantius schöpfte Verdacht gegen ihn und ließ ihn hinrichten. Ich hatte ihn nie wiedergesehen. Ich aber verblieb noch eine Zeit lang in Macella, bis die Bitten der Kaiserin, Deiner Schwester, auch mich von dort erlösten. Ich kam nach Constantinopel und man ließ mich dort einige Zeit nach meinem Gefallen leben, obschon man mir Lehrmeister aufzwang, die zu mittelmäßig und zu verkehrten Sinnes waren, als daß ich sie nicht verachten mußte. Frühzeitig hatte mir Mardonius Lehren der Klugheit eingeflößt, und ich wachte daher ängstlich darüber, daß man mir auch nicht die geringste Ehrenbezeugung erwies und mich Jedermann nur wie einen Jüngling gewöhnlichen Standes behandle. Dennoch schöpfte Constantius Verdacht gegen mich, und glaubte, daß die Bewohner der Stadt eine Neigung für mich fassen könnten. Sein Befehl verbannte mich wieder nach Nicomedien und unterwarf mich der schnödesten Behandlung. Man schor mir den Kopf, kleidete mich in das Gewand eines Mönchs, und zwang mich, unaufhörlichen Bet- und Bußübungen beizuwohnen. Der einzige Lichtblick in meinem damaligen Leben war meine Bekanntschaft mit einem der größten Geister unsrer Zeit, dem Weltweisen Maximus, der damals in Nicomedien lebte, und mich nächtlicher Weile dann und wann besuchte, um mich in meinem Elend aufzurichten und meinem Geiste neue Nahrung zu bereiten."

„Dieselben Ankläger, welche später den Untergang meines

Bruders Gallus herbeiführten und an deren Spitze der Kämmerer Eusebius stand, richteten ihre Angriffe auch auf mich. Unerwartet trafen Abgeordnete des Kaisers in Nikomedien ein, schlugen mich in Fesseln, rafften alle meine Papiere zusammen und führten mich über das Meer nach Italien. Es war das erste Mal, daß ich diesen durch die Geschichte geheiligten Boden betrat, und wie geschah dies! Ich wurde nach Mailand gebracht und sechs Monate eingekerkert gehalten, sechs lange Monate, während derer ich jeden Tag meinen Tod erwarten konnte. Ja, nur Deiner Schwester, Helena, nur ihren Vorstellungen, gestützt auf die Unschuld, die aus meinen Papieren hervorging, da sich keine einzige Zeile vorfand, welche auf böswillige Absichten gegen den Kaiser gedeutet werden konnte, nur ihren unermüdlichen Bitten verdanke ich mein Leben. Sie wußte zwei Mal den Kaiser zu bereden, mich zu sehen, und indem sie heimlich mich hierauf vorbereitete, war ich im Stande, durch ein einfaches, ebenso jeder Anklage wie jeder Kriecherei fremdes Benehmen das Vertrauen des Constantius zu gewinnen, der mich für einen gutmüthigen Charakter und beschränkten Geist zu halten schien. Die Kaiserin wirkte mir die Erlaubniß aus, eine Zeit lang in Athen zu verweilen. Bald aber wurde ich nach Mailand zurückberufen, und der Kaiser befahl mir, das Mönchsgewand abzulegen und bei Hofe zu erscheinen. Damals war es, Helena, wo wir uns zum ersten Male sahen, und ein guter Gott mir Deine Liebe verschaffte. Allen Ränken der Höflinge zuwider, trug die Kaiserin den Sieg davon, und gegen meine eigenen Vorstellungen erhob mich Constantius zum Cäsar und gab mir Deine Hand. So glücklich mich die letztere machte, so sehr erfüllte jene Würde mich mit schweren Besorgnissen: denn ich sah schon damals ein, wohin der unabwendbare Gang der Ereignisse mich führen mußte. Dies, geliebte He-

lena, war meine Jugend. Ich habe Dir ihre Schrecknisse, ihre Entbehrungen und Demüthigungen nur mit schwachen Worten geschildert; sie war eine lange Nacht, deren dunklen Wolkenschleier nur hier und da ein Stern des Geistes mit seinem Lichtstrahl durchbrach, und nur dieser allein vermochte meine Seele vor dem Untergang zu retten. Sprich, habe ich Dankbarkeit gegen Constantius zu hegen?"

Die Kranke hatte längst ihr müdes Haupt wieder an die Schulter ihres Gatten gelehnt und mit ihren Händen seinen Arm umfaßt, wie um sich aufrecht zu erhalten. Thränen waren ihren Augen entflossen, und mit zitternden Lippen sprach sie: „O Du Liebling meines Herzens, was hast Du gelitten! .... Aber meine Schwester?"

„Wie anders," fuhr Julian fort, „kannst Du denken, als daß all mein Streben dahin gehen wird, sie sicher zu stellen, so weit ich es nur vermag, und von ihrem edlen Haupte jeden schweren Schlag fern zu halten, so weit es in meinen Mitteln liegen wird! Ich gelobe es Dir nicht in dieser Stunde, denn ich weiß, Du vertrauest mir. Ein gutes Geschick wird mich leiten: laß uns das Beste hoffen. ... Nun aber ist es genug. Unsre Seelen haben ihr Geheimstes mit einander ausgetauscht, und also mögen sie sich einst wiederfinden. Doch verlange nicht, Theure, daß ich von Dir fern bleibe. Ruhe jetzt, und sowie die dringendsten Geschäfte abgethan sind, erscheine ich wieder bei Dir."

Er löste sanft die Hände seines Weibes von seinem Arm, und legte ihr Haupt auf die Kissen zurück. Helena ließ es geschehen, denn sie war völlig ermattet, und sie schloß die Augen wie zu einer Ohnmacht. Julian verließ ihr Lager und rief ihren Frauen.

Aber Helena hatte Recht behalten. Er kam nicht wieder zu

ihr zurück. Gegen Abend erwachte sie aus einem unruhigen Schlummer. Ein abermaliger Blutstrom entquoll ihrem Munde, aber bald stockte dieser, denn das Leben war plötzlich aus dem schönen Körper des jungen Weibes entflohen.

Ihr Leichnam wurde einbalsamirt und nach Rom zur Beisetzung gesandt.

12.

Kaum hatte die Sonne ihre ersten Strahlen über die Ebene geworfen, welche Patrika gerade durchritt, als er vom Pferde stieg, es einige Schritte in einen nahen Wald führte, und auf einer lichten Stelle den Brief herausholte, den ihm Jddo noch besonders hatte übergeben lassen. Er riß ihn auf und las:

„Patrika, ich begrüße Dich in der Freiheit. Sei ein Held, wie Du es gewesen. Ich muß zu meinem Schmerze der Herold großen Leides für Dich sein. Es wird Dein Herz zerreißen — aber Du mußt es überwinden. Du mußt ein Held sein um unsertwillen.“

Und da lag die Unglücksrolle in seiner Hand, und sein Auge sah die unseligen Worte, die ihm den Tod der treuen Pilgerin verkündeten, den Tod, den sie für ihn erlitt, als sie ihre letzten Kräfte aufrieb, um zu ihm zu eilen. Er hatte dies so oft gedacht, glaubte es so oft zu ahnen, seine Mirjam erschien ihm schon längst als der Geist einer Abgeschiedenen, der ihm noch immer Worte der Liebe und des Trostes in die verzweifelnde Seele flüstere — und doch! diese Gewißheit, wie zerfleischte sie sein Herz, wie erfüllte sie ihn mit unendlicher Traurigkeit! . . . . Er war auf den Boden gesunken, seine Faust hatte einen nahen Stamm einer jungen Ulme gefaßt, und sein Haupt lehnte an einen Strauch, dessen Dorn ihn verwundete, er fühlte es nicht. So brütete er Stunden hin, ohne festen Gedanken, ja ohne eigentliches Bewußt-

sein, bis sich seine Lebensgeister allmählich wieder sammelten, und plötzlich der Hufschlag eines Rosses auf der Heerstraße ihn aus seinem dumpfen Trübsinn weckte. Er sprang auf, der Gedanke an die Gegenwart und ihre Forderungen überkam ihn. „Fliehe, fliehe, vielleicht entfliehst Du Deinem Kummer! Hinein in den Strom des Lebens, kämpfe mit seinen tobenden Wellen, bis sie Dich hinunterziehen in die dunkle Tiefe, oder Dich schleudern an den steinigen Strand!“ So rief es in ihm, und schnell holte er sein Roß herbei, gelangte wieder auf die Straße, schwang sich in den Sattel, und galoppirte fort. Ach! jenes Siegesgefühl wieder erlangter Freiheit war aus seiner Seele geschwunden; nur der Sturm des Schmerzes, des Haderns mit dem Geschick, des Unwillens über die Launen des Lebens, das uns Großes verleiht, um ihm im nächsten Augenblick seinen Werth zu nehmen, trieb ihn von dannen und erfüllte ihn zuletzt mit Trotz. Doch nein — e i n Gedanke an das verlorene Weib, und seine Stimmung löste sich wieder in Wehmuth auf, und er gedachte nur des einen Zieles: durch den Sieg über Rom zum Grabe seiner Gattin zu gelangen.

So durchzog er die üppigen Fluren Italiens, die, damals noch nicht vom Fuße der Verwüstung zertreten, sondern von fleißigen Völkern bewohnt, einem einzigen Garten glichen. Die größeren Städte vermied er, und in den kleineren verschafften ihm sein Offiziergewand und die falschen Depeschen, die er vorzeigte, Alles, wessen er zu einer raschen Förderung bedurfte. Dabei ließ er es sich jedoch angelegen sein, über den Stand der Dinge, namentlich über die vorhandenen Kriegsmittel und die Vorbereitungen, die getroffen wurden, Erkundigungen einzuziehen und Nachrichten zu sammeln. Endlich erreichte er den Fuß des hohen Gebirges, das Italien von Germanien und Gallien scheidet. Aber er vermied die

damals gewöhnliche Straße durch das westliche Helvetien nach dem Lemaner See, weil hier Heerhaufen standen, welche Constantius zugethan sein sollten. Er verschaffte sich vielmehr Führer, die ihn über das weniger gangbare Gebirg im Osten leiteten. Es war eine schwierige und gefährliche Fahrt. Ueber hohe, fast ungangbare Berge und Felsen lief der schmale Pfad, immer höher, bis in die Region des ewigen Schnees; steile Klippen waren hinauf und herab zu klimmen, schwindelnde Stege über donnernde Wasserstürze zu überschreiten; dicht an Abgründen vorüber führte der schmale Pfad, wo selbst das Saumroß kaum einen Halt für seinen Huf fand; dabei der Frost der Eisfelder und der Mangel an Nahrung zu ertragen. Aber Patrika überwand Alles, und sein Gemüth stärkte sich an den Schrecknissen der Natur und an den Mühsalen und Gefahren des Weges.

Endlich gelangte er nach der kleinen Stadt Curia (Chur), und verfolgte von hier aus das breite Rheinthal. Hier erhielt er die überraschende Kunde, daß er bald auf Truppen des Julianus stoßen würde. Während nämlich Constantius, verleitet durch die scheinbare Unbeweglichkeit Julians und verblendet durch die Vorspiegelungen falscher Freunde, sich in der Ueberzeugung wiegte, daß der neue Bewerber um die Würde des Augustus Nichts gegen ihn zu unternehmen wage und zufrieden mit der Herrschaft in Gallien seinen Angriff abwarte: hatte Julian mit außerordentlicher Umsicht und unermüdlichem Eifer alle Vorbereitungen getroffen, um den Kampf zu beginnen, wo möglich aber die Parteigänger des Kaisers zu überraschen. Constantius hatte Rom und Italien verlassen und war nach Griechenland und Pannonien geeilt, um die Heerhaufen zu vereinigen, die gegen die Perser geführt werden sollten, um mit ihnen nach Gallien zu ziehen. Julian, der von Allem genau unterrichtet worden, beschloß daher,

nach Italien zu gehen und Rom zu überrumpeln. Seine kampfgewohnten Legionen hatte er in Eilmärschen, aber geräuschlos bis zum Brigantiner See (Bodensee) vorrücken lassen; dann eilte er ihnen nach und nahm sein Hauptquartier augenblicklich in Constanz, während die Cohorten bereits um den ganzen See herum bis nach Brigantium (Bregenz) sich ausdehnten.

Patrika legte klopfenden Herzens den Weg durch das Rheinthal zurück. Er hatte sich der militärischen Bekleidung wieder entledigt, und nur die prächtigen Waffen an sich gehalten, mit denen er ausgerüstet worden. Die himmelansteigenden Berge, die in ununterbrochener Kette von beiden Seiten das stromdurchflossene Thal umschlossen, und von denen viele ihre grauen Stirnen mit jungfräulichem Schnee bekränzt hatten, die lachenden Fluren des Thales selbst mit ihren wohlbestellten Feldern, das dunkle Grün der Forste, welche die Seiten der Höhen anstiegen, die zerstreuten Menschenwohnungen, die sich hier und da zu Dörfern und Flecken zusammengethan, die rauschenden Bergströme, die wild aus den Seitenthälern herausstürzten, um sich mit den weißgrünen Wellen des Rheines zu vermählen, alle diese Herrlichkeiten, die nach den Schrecknissen der Hochalpen, welche er soeben überwunden, so wohlthuend wirken mußten, mögen wohl sein Auge unbewußt ergötzt haben; aber seine Gedankenwelt war zu sehr erfüllt von dem, was vor ihm lag, als daß sie bei jenen hätte lange verweilen können. Noch hatte er die Stelle nicht erreicht, wo der Rhein sich in den See ergießt, um erst nach einem Laufe von vielen Stunden aus demselben wieder herauszutreten, als ihm eine Schaar berittener Soldaten entgegenkam, ihn anhielt und ihn befragte: wer er sei, wohin er wolle, woher er komme? Patrika zeigte das Schreiben an den Unterfeldherrn Eupolemos vor, und verlangte, zu diesem geführt zu werden. Glücklicherweise befehligte dieser die ganze Vorhut des

Heeres und befand sich in Brigantium. Von zwei Soldaten bewacht, wurde Patrika dahin geführt, und bei dem Quartier des Generals angelangt, sandte er das Schreiben zu ihm hinein. Nach kurzer Zeit wurde er hereingerufen, und stand vor dem tapfern Krieger. Prüfend sah ihn dieser an, und auch Patrika konnte nicht lange mehr Zweifel darüber hegen, wen er vor sich habe. Es war derselbe Eupolemos, mit welchem er in seiner Jugend zu Rom eine freundliche Bekanntschaft gemacht, und mit dem er zugleich die ritterlichen Künste der Waffenführung und des Rossebändigens erlernt hatte. Er brauchte nicht lange zu harren, denn Eupolemos streckte ihm die Hand entgegen und hieß ihn in wärmster Weise willkommen. Das Gemüth Patrika's erheiterte sich, denn er däuchte sich seiner schwersten Sorge entledigt, da er einen so trefflichen Fürsprecher gefunden.

Bald saßen sie in trauliches Gespräch versunken sich gegenüber, und die Bilder der vergangenen Zeit rollten sich vor ihrer Erinnerung auf. Sie gedachten der Tage, in welchen sie zu Rom in gemeinschaftlichem Streben wetteiferten, und die von Strapazen, Sorgen und Kümmernissen schon etwas gealterten Gesichter wurden von heiterem Lächeln überzogen, da sich manche komische Scene aus jener Zeit vor ihnen erneuerte. Aber unwillkürlich verdüsterte sich das Antlitz des Eupolemos, als der Name Meschullams genannt wurde. „Das ist ein böser Name," rief er aus, „und ich rathe Dir wohlmeinend, in Gegenwart des Augustus ihn nicht zu nennen. Meschullam hat uns dem Constantius verkauft, und diesem die Mittel geliefert, den Krieg auf lange Zeit zu führen. Viel von dem Blute, das vergossen, von dem Menschengut, das zerstört werden wird, hat er darum auf seinem Gewissen, und wenn er in die Hände der Unsrigen fällt, hat er eines schlimmen Schicksals zu gewärtigen! — Du aber, Patrika," schloß er

seine Rede, „bist bei dem Kaiser hoch angeschrieben. Wie Du siehst, sind wir von Deinem Lebensgang wohl unterrichtet, und die Tapferkeit und die Umsicht, die Du in der Vertheidigung Galiläas bewiesen, haben Dir selbst bei dem Kaiser eine günstige Meinung bewirkt. Da ich eben den Tagesbericht an denselben zu schicken habe, so werde ich in ihm Deiner Ankunft erwähnen und um eine Audienz für Dich bitten. Ich werde Dir jetzt ein Quartier anweisen lassen; dahin begieb Dich und pflege der Ruhe, deren Du nach einer so mühseligen Reise bedürfen wirst.“

Es war am Morgen des zweitfolgenden Tages, als Patrika nach dem Gebot des Kaisers sich auf den Weg nach Constanz machte. Eupolemos begleitete ihn, da er zu einem Kriegsrath berufen worden. Von einer Schaar Reiter begleitet, ritten sie längs des ganzen halbmondförmigen Ufers des Sees. Die gekräuselten blauen Wellen desselben schlugen im regelmäßigen Wechsel rauschend an das Ufer und benetzten zuweilen selbst die Hufe der Rosse. Gegenüber erhob sich terrassenartig ein grünes Gelände, von Häusern übersät, über welches sich ein grauer Gebirgsstock thürmte, auf dessen höchsten Spitzen ewiger Schnee ruhete. Die Strahlen der aufgehenden Sonne übergossen den See und die Almen und die grauen Felsen mit Goldglanz und prallten in silbernem Lichte von den Schneefirsten zurück. Darüber war ein tiefblauer Himmel gespannt. In der Seele Patrika's tauchte das Bild eines andern blauen Sees mit grünen Gärten und grauen Felsen auf, und stellte sich neben das farbenreiche Gemälde, das vor seinen Augen sich ausbreitete. Und langsam trat aus den Myrthen- und Oleandergebüschen eine weibliche Gestalt in weißen Gewändern zu ihm heran, und richtete die trübernsten und doch so liebessüßen Augen auf ihn, und der leise flüsternde Mund trug den schmeichelnden Laut in sein Ohr. „O, mein Patrika!“ ....

Das Haupt Patrika's war längst ihm auf die Brust gesunken, und sein Blick war nach innen gekehrt; aber sein Auge sah die Gestalt und sein Ohr vernahm die Laute. Nicht so? Die Wellen des heiligen Sees von Tiberias plätschern noch und schimmern im Sonnenstrahl, und der Wind flüstert durch die Palmzweige — aber die liebliche Gestalt mit den großen Augen und der süßen Stimme, wohin ist sie geschwunden? . . . . In diesem Augenblicke erscholl die rauhe Stimme eines Kriegers, der Eupolemos eine Meldung brachte — der perlende Thautropfen im Auge Patrika's verschwand, er richtete sich hoch im Sattel auf und wußte wieder, daß er am Ufer des brigantinischen Sees sei.

Julianus stand vor einer Gruppe von Offizieren im großen Saale der Burg von Constanz, als Patrika hereingeführt ward. Er wandte sich zu diesem und blickte ihn prüfend an. In seinem sprechenden Auge drückte sich Wohlgefallen an der hohen, kriegerischen Gestalt und dem wohlgebildeten, männlichen Antlitz des einstigen galiläischen Anführers aus. Nach einigem Schweigen redete er Patrika an: „Also das ist der jüdische Rebell, der sich jetzt dem Arme der strafenden Gerechtigkeit entzogen hat?“

Patrika erschrak über diese Worte, faßte sich aber schnell und erwiderte ruhig: „Mein erlauchter Augustus weiß wohl, daß ich niemals gegen die Macht des Kaisers den Arm erhoben habe, sondern nur gegen die frevelhaften Diener desselben, welche mein Volk marterten und folterten. Meine Hand griff nur nach der Schlinge, mit der man uns erwürgte, um sie zu lockern, und wenn es nicht anders ginge, sie zu zerreißen. Das Beil war erhoben, das unsern Nacken treffen und zerschneiden sollte, und ich wollte nichts weiter, als es in seinem furchtbaren Falle aufhalten. Ebenso weiß ich auch, daß der Augustus Julianus einem Manne

nicht zürnt, der aus den Tiefen des unterirdischen Kerkers zur Sonne seines Antlitzes sich flüchtet."

Aus dem Gesichte des Kaisers wich bei diesen Worten alle Strenge, und die Freundlichkeit, die gewöhnlich ihren Sitz um seinen Mund hatte, kehrte zurück und zeigte Patrika, daß er nichts zu fürchten habe. Da jener noch schwieg, hob er muthig von Neuem an: „O Herr, unter den Völkern ist die Kunde verbreitet, daß Du als ein Herold neuen Glückes über sie gekommen, daß Du jedem die Freiheit seines Glaubens und seiner Sitte wiederbringest, daß Du Gehorsam Deinen Geboten forderst, aber diese Gebote Vorschriften der Gerechtigkeit und des Friedens seien. Darum jauchzen sie Dir zu, und der Sieg eilt Deinen Standarten voran!"

Julian nickte beifällig mit dem Haupte. „Du sprichst gut, Hebräer," sagte er, „und ich sehe es gern, wenn Männer, wie Du bist, mich und meine Pläne begreifen. Ja, ich habe es gut auch mit Deinem Volke vor, und an dem Tage, wo mein Fuß den Boden Italiens betritt, werden meine Manifeste es bezeugen. Aber was willst Du hier und was führte Dich zu mir?" Patrika antwortete: „Meinen Arm Deinem Dienste weihen, wenn Du ihn nicht verschmähst."

„Das freut mich, und ich werde Dir eine Stelle anweisen in meinem Heere." Julian trat nach diesen Worten nach einer Fenstervertiefung hin und winkte Patrika zu sich. Er fragte ihn nach dem, was er bei seinem Ritt durch Italien erfahren habe, und Patrika theilte dem erlauchten Herrn Alles mit, was er wußte; wo und welche Heerhaufen des Constantius nördlich von Rom an einzelnen Punkten standen, und wer sie befehligte, und was er aus dem Munde der Männer, mit denen er zusammengetroffen, über die Niedergeschlagenheit und die Furcht Aller vor Julian erfahren.

Er that dies in so kurzer und bestimmter Weise, mit so angemessener Würdigung aller der Punkte, auf die es ankam, daß der Kaiser davon betroffen und darüber hoch erfreut schien und ihn mit gnädigen Zusicherungen entließ.

Hoch beglückt und mit der wärmsten Begeisterung verließ Patrika die kaiserliche Burg und machte seinen Gefühlen in so feurigen Worten Luft, daß Eupolemos darüber lächelte. „Ja," sagte er, „Julianus hat hochfliegende Pläne, und ergeht sich am liebsten in Bildern des allgemeinen Menschenwohles. Glücklicher Weise verbindet er damit einen sehr praktischen Sinn, sobald es sich um die Geschäfte des Tages handelt, und seine Feldzüge wie seine Verordnungen erweisen sein richtiges Urtheil und seinen glücklichen Takt. Sieh, Patrika, ich kümmre mich um seine großen Pläne nicht. Ich traf mit ihm in Mailand zusammen, wo ich einer der Begünstigten war, die ihn in seinem Gefängnisse besuchen durften. Ich wurde darauf, als er nach Gallien gesandt ward, unmittelbar bei seiner Person angestellt. Ich liebe ihn, und er ist mir zugethan. Aber ich bin ein Weltkind, und es ist mir völlig gleichgültig, an welchem Altar die Priester beten, ob an dem der Pallas oder an dem des Kreuzes. Aber glaubst Du wirklich, Patrika, daß Julian das Heidenthum wieder in die Höhe bringen und dem alten Cultus der Griechen und Römer neues Leben und neuen Geist wird einflößen, und, laß mich offen sprechen, selbst dem Glauben Deiner Brüder eine hohe Stellung unter den Völkern verschaffen können? Denn, ich muß es sagen, auch über das Judenthum spricht er sich oft so anerkennend aus, und wie es der griechischen Philosophie am Nächsten stehe und mit seiner Grundidee schon mehrere alte Weltweisen übereingestimmt hätten, daß ich ihn fast darauf angesehen, ob er nicht selbst einmal Jude werden würde?"

Patrika hörte aufmerksam zu, weil er aus dem Munde des offenherzigen Eupolemos die eigentlichen Meinungen des Kaisers erfahren zu können glaubte. Jetzt antwortete er auf die Frage seines Begleiters: „Ich glaube, es wird einen schweren Kampf kosten, und ich zittere, daß Julian demselben erliegen werde. Constantius wird er besiegen, aber das Christenthum nicht. Ich habe genug von der Welt gesehen, um zu wissen, daß mit den Anhängern des alten Götzenthums nichts mehr zu machen sei; sie haben nichts weiter, als die Gewohnheit für sich; der Geist ist ihm entschwunden, und die Form ist tönern und leblos. Das Christenthum aber ist noch jung und neu, und, so viel seine Priester auch schon daran verdorben haben, in der großen Masse facht es eine unbezwingliche Begeisterung an, die weder mit den Waffen, noch mit Dekreten zu erdrücken ist. Was der Kaiser erkämpfen kann, wird sein, daß die Gewalt und der Druck, mit denen jetzt das Christenthum gegen Andersgläubige verfährt, aufhöre, die Freiheit des Gewissens die Herrschaft führe, und unter dieser das Heidenthum ruhig und ohne Blutvergießen aussterben könne. Und fürwahr! auch dies ist schon ein Preis, der des Kampfes werth ist. Was das Judenthum betrifft, so hat es nie herrschen, nie unter den Mächten der Erde glänzen wollen; es will nur bestehen, und diesen Bestand kann ihm Niemand rauben; ja, je größer der Druck, desto unbezwinglicher wird der Gegendruck sein."

Die Ankunft und die Persönlichkeit Patrika's hatte auf Julianus einen tiefen Eindruck gemacht. In der größten Abgeschlossenheit erzogen, dann mit einem Male nach Gallien versetzt, hatte er wenig Gelegenheit gehabt, Juden und Judenthum kennen zu lernen, und sie vielmehr durch die Brille der christlichen Zeloten betrachtet. Als er diese abgethan, imponirte ihm zwar der

Geist der heiligen Schrift Israel's, aber die Individuen und die Nation blieben ihm fern gerückt. Jetzt trat ihm in Patrika ein Mann entgegen, in welchem er im ersten Begegnen schon die löblichsten Eigenschaften gewahrte. Er ließ ihn daher in den nächsten Tagen öfter zu sich kommen, unterhielt sich lange Zeit mit ihm und forderte von ihm Aufschluß über die Geschichte und die gegenwärtige Lage seiner Nation. Er legte ihm alle die Vorurtheile vor, die schon damals gegen die Juden im Schwange waren, und ließ sie sich erklären und widerlegen. Ohne sein Urtheil gefangen zu geben, schöpfte er daraus die festesten Entschlüsse, die Pläne, die er sich auch hierüber gebildet, zur Ausführung zu bringen. Patrika jubelte in seinem Herzen, daß es auch hier ihm vergönnt sei, für sein Volk, und, wie er glaubte, für Wahrheit und Recht einzutreten.

Der Kaiser verlieh Patrika die Anführung einiger Cohorten unter dem Befehle des Eupolemos, so daß er fast die Spitze des ganzen Heeres einnahm, da seine Leute die ersten Glieder der von Eupolemos befehligten Vorhut bildeten. Nach kurzer Zeit hatten sich sämmtliche Heerhaufen am Brigantiner See versammelt, und Julian gab den Befehl zum Aufbruch, um über die letzte Vormauer Italiens in die große Ebene hinabzusteigen, welche den Norden der Halbinsel einnimmt und später den Namen der Lombardei erhielt. Zu gleicher Zeit erließ er ein Manifest an die Völker des römischen Reiches, in welchem er Allen Befreiung von jeglichem Drucke und freie Existenz nach Recht und Gesetz zusicherte; was eine Religion, eine Sekte, eine Kirche besäße, solle sie behalten, eine jede aber unbehindert und von der Herrschaft der andern frei sein. Dem Christenthume nahm er die erlangte Suprematie, und dem alten Cultus stellte er Glanz und Würde wieder her, ohne jedoch das erstere irgend einer Verfolgung Preis zu geben. Auch

die weit zerstreuten Juden redete er an; er hob die jüngst erflosse-
nen Dekrete des Constantius auf, gewährte ihnen die Rückkehr
nach Rom, befahl die Wiederanstellung der entlassenen Beamten,
Offiziere und Soldaten ihres Glaubens, und gab allen Juden das
römische Bürgerrecht ungeschwächt zurück, das sie bis zu Con-
stantin besessen hatten. Ja, noch mehr, er erklärte das Verban-
nungsdekret, nach welchem die Juden das heilige Land und Je-
rusalem nicht mehr betreten durften, für aufgehoben. Dieses Ma-
nifest wurde von den Agenten Julians mit einer wunderbaren
Schnelligkeit über ganz Italien verbreitet, erweckte in zahllosen
Gemüthern eine flammende Begeisterung, und bereitete dem Heere
Julians einen offnen Weg und Millionen dienstwilliger Hände.

13.

Auch der Rabbi Gideon hatte nach dem Dekrete des Constantius Rom verlassen müssen, und war mit seiner Tochter, mit Mirjam und Amnon nach dem nahen Landstädtchen Bovillae gezogen. Er wollte nicht weiter gehen, weil er sich überzeugt hielt, daß diese neue Zuchtruthe des Herrn, wie er sich ausdrückte, bald wieder zurückgezogen werden würde. In Bovillae war seit längerer Zeit eine kleine Gemeinde ansässig, welche jetzt durch einigen Zuzug aus Rom verstärkt worden. Sie empfing den Rabbi mit außerordentlicher Freude; denn sie fühlte sich hoch geehrt und gesegnet durch die Anwesenheit eines so berühmten Gelehrten, der zu den Genossen des Patriarchen gehört hatte. Man richtete ihm eine bescheidene, aber bequeme Wohnung ein und versah sie mit Allem, was zu seiner Behaglichkeit gereichen konnte. So verlebte denn auch hier Mirjam ruhige Tage, in welchen die Wunden ihres Herzens sich ausheilen konnten. War sie auch mit den ferneren Schicksalen ihres Gatten nicht bekannt, so wußte sie ihn doch frei und gerettet, und wenn sie auch an ihrem eigenen Schmerze sein Leid um sie bemessen konnte, dachte sie doch, daß das Herz des Mannes, der in die Geschäfte des Lebens einzugreifen getrieben war, sich leichter beruhige. Ihre Liebe war so frei von aller Selbstsucht, daß sie sich nur in den Gedanken versenkte, wie ihr Patrika sich wieder aus der Tiefe zu den Höhen des Lebens herausarbeiten und noch zu einer glücklichen Zukunft gelangen

werde. Nur das eine Verlangen beherrschte sie noch, zu wissen, wohin er geflohen und was er unternehmen werde. So kam es, daß die Stimmung ihrer Seele eine ruhige, gleichmäßige ward, und hierdurch auch ihr körperliches Befinden sich schnell besserte. Sie verließ das Haus des Rabbi nie, aber ein hübscher Garten hinter demselben mit schattigen Ruheplätzen bot ihr einen willkommenen Aufenthalt, und die kühlenden Winde, die vom nahen Gebirge herabkamen, brachten ihr Genesung und Stärke. Die Kraft der Jugend bewährte sich an ihr, und sie blühete von Neuem auf.

Eines Morgens trat Amnon mit eiligen Schritten in den Garten und suchte sie an ihrem Lieblingsplatze auf. Ihr scharfes Auge bemerkte an dem treuen Freunde sofort eine ungewöhnliche Bewegung. Sein Antlitz war geröthet, seine Augen blitzten.

„Was ist geschehen, Amnon?“ rief sie ihm entgegen. „Du siehst so aufgeregt aus.“

„Mirjam,“ rief er lebhaft aus, „ich habe Dir vor einigen Tagen das Manifest des Kaisers Julian gebracht. Es hat überall gezündet. Von allen Seiten strömt die Jugend zu seinen Standarten. Auch hier ist ein halb Dutzend jüdischer Jünglinge zusammengetreten, um zu seinem Heere zu eilen. Gestern Abend, denke Dir, sind zwei Männer hier durchgekommen, zwei Männer, die — nun ich will es Dir sagen — Männer aus Sepphoris, die einst mit uns gegen die Römer gekämpft und die sich glücklich aus der Stadt gerettet — ich habe sie nicht zu Dir gebracht, um Dich nicht aufzuregen, aber weißt Du, wohin sie gehen? . . . . Nach den Feldern von Oberitalien zu — Patrika!“

„Wo ist Patrika? Was ist er?“ rief Mirjam, von ihrem Sitze aufspringend, aus.

„Er ist in der Vorhut des Heeres Julians und zwar als ein höherer Offizier. In ganz Italien weiß man es bereits, und

die jüdische Jugend eilt hin, sich unter seinen Befehl zu stellen, so daß der Kaiser berrits eingewilligt hat, daß er unter seinem Commando eine besondere Schaar jüdischer Krieger bilde. Es sind viele erprobte Veteranen darunter, welche der thörichte Constantius nach dem ihm von den Priestern abgerungenen Dekret entlassen hatte. Wohlan, Mirjam, auch ich ziehe hin an der Spitze der sechs Jünglinge von hier."

„Du thust Recht daran, Amnon," erwiderte feurig Mirjam, „Du könntest gar nicht anders. Wo Patrika kämpft, kann Amnon nicht feiern. Du mußt an seiner Seite sein, für ihn sorgen, ihn schirmen, wie er es auch für Dich thut. Mein Segenswunsch begleitet Dich, meine Seele folgt euch, sie weiß nun, wo sie ihn zu suchen."

„Ich wußte es im Voraus, Mirjam, daß Du damit einverstanden sein wirst. Aber — Mirjam .... wenn ich nun zu ihm komme — was soll ich zu ihm sagen?"

Mirjam schwieg; ihre Lippen fingen an zu zittern, ihr Antlitz ward bleich.

„Ich habe die ganze Nacht," fuhr Amnon fort, „die Sache überlegt, und kein Schlaf kam über diese Frage und ihre Antwort auf mich. Aber ich bin nun zum Entschlusse gekommen...."

„Nun? ...." fragte Mirjam leise den zögernden Amnon.

„Ich werde ihm die Wahrheit sagen!" antwortete dieser jetzt entschlossen.

„Die Wahrheit!" rief Mirjam erschrocken aus, „und hast Du bedacht, in welche neue Kämpfe Du dadurch sein Herz hineinschleuderst, das sich kaum wird beruhigt haben? Und jetzt, wo er Besonnenheit und Festigkeit im Schlachtenkampf so sehr bedarf!?"

„Mirjam, ich kann nicht anders. Ich habe nie lügen kön-

nen, und ich soll Patrika belügen? Nimmermehr. Wenn sein großes, treues Auge auf mir ruhet, mit all dem unbegrenzten Vertrauen, das er stets in mich gesetzt, und die Lüge wäre auf meinen Lippen — ich würde zusammenbrechen vor diesem Blick, und all der Trug käme doch zu Tage. Und meinst Du, ich wäre im Stande, von Dir, die lebend und blühend vor mir steht, auszusagen, daß Du zu den Todten gehörst und unter dem Rasen schlummerst? Nimmermehr. Und denkst Du endlich, wenn er zu mir tritt und frägt mich: Ich habe Dir das theuerste Gut meines Lebens anvertraut, was hast Du damit gemacht? Warum hast Du es nicht geschützt? Warum ließest Du sie sich aufreiben und untergehen? Denkst Du, daß ich dies aushalten und seine Vorwürfe ertragen könnte, mag er sie nun aussprechen oder nicht? Mirjam, ich kann Beides nicht: ich kann nicht zurückbleiben und kann Patrika nicht die Wahrheit verbergen."

Mirjam schwieg noch immer. Es kämpfte in ihrem Herzen; es bangte ihr vor dem Beginnen Amnon's, und doch wieder ersehnte sie es als ihren heißesten Wunsch.

„Und dann," hob Amnon noch einmal an, „habe ich noch einen Hintergedanken, den ich Dir ehrlich bekennen will. Iddo's heimlicher Plan, Patrika an sich zu ziehen, wird dadurch gründlich zu Schanden. Patrika wird zurückschauern vor solch giftiger Liebe, und die Wohlthaten, die sie ihm gethan, werden dadurch gänzlich aufgehoben. Warum war sie auch in ihrer List so thöricht, in ihrer Schlauheit so kurzsichtig! Konnte sie Dich hinter Schloß und Riegel bergen? Konnte Niemand Dich sehen, der Dich kannte, und der mit Patrika zusammenträfe, um ihm von Dir zu berichten?"

„Und was, denkst Du, wird daraus erfolgen? fragte Mirjam.

„Das ist nicht meine, das ist Patrika's Sache. Er muß

wissen, was er zu thun habe. Und gelt, Mirjam, ich bin nicht so unbewandert in unserm heiligen Gesetze, als daß ich nicht wüßte, was geschrieben steht. Wenn ein Weib ein Gelübde gethan, und an dem Tage, wo der Mann davon hört, erklärt er es für ungültig, so ist es aufgelöst, und das Weib trägt dessen keine Schuld."

Mirjam fuhr auf, und mit einer fast zornigen Geberde streckte sie ihre Arme wie abwehrend gegen Amnon aus. „Nein, Amnon, nein, nein!" rief sie aus, „das ist nicht wahr, das ist nicht recht! Das war kein Gelübde, sondern ein heiliger unverbrüchlicher Eidschwur bei Gott! Das war ein Kauf, durch welchen ich die Freiheit und das Leben meines Patrika erkaufte, und nachdem er beide erhalten, kann ich den Kauf nicht rückgängig machen und den Kaufpreis zurücknehmen. Das wäre ein Meineid, der auf meiner und Patrika's Seele brennen würde für immer und all unser Glück vergiftete. Was auch an uns gesündigt worden, wir müssen es tragen, bis die gnädige Schickung Gottes uns einen Ausweg finden läßt. Geh, Amnon, zieh hin, thue, wie Du nicht anders kannst, und ich werde auf meinen Knieern Gott anflehen Tag und Nacht, euch zu schützen und zu segnen in Kampf und Gefahr und nach seinem heiligen Willen unser Geschick zu leiten, wie es sein Rathschluß ist. Den Sinn meines Patrika und seinen hochherzigen Geist kenne ich zu gut, um nicht zu ahnen, wie er handeln werde!"

Das Antlitz Mirjam's strahlte von der Erhebung ihrer Seele und von ihrer tiefen Begeisterung.

Aber so tröstlich es ihr war, Amnon bei Patrika zu wissen, einen solchen Freund ihm zur Seite und zur Hülfe, wo es galt, und so süß insgeheim der Gedanke, daß Patrika über seine Täuschung nun doch aufgeklärt und sie lebend wissen werde — neue Hoff-

nungen klopften an die Pforte ihres Herzens und begehrten Einlaß — dennoch fiel ihr die Trennung von dem jahrelangen Gefährten, der ihr eine unerhörte Treue unveränderlich gewidmet, sehr schwer, und sie fühlte sich noch einsamer nach seinem Abzuge, noch verlassener.

Amnon eilte mit seinen Begleitern nach dem nördlichen Italien, und hie und da schlossen sich unterwegs Gleichgesinnte ihm an. Bald aber mußten sie sehr vorsichtig zu Werke gehen. Die beiden Consuln Turnus und Florentius hatten, was sich an Truppen in Italien vorfand, zusammengerafft und sich am rechten Ufer des Po dem heranziehenden Heere des Julian entgegengeworfen. Amnon mußte sich daher westlich halten, um die Anhänger des Constantius zu umgehen.

Unterdessen hatten sich wie Bergströme von den Höhen die Heerhaufen Julians von den Alpen über die mailändischen Ebenen ergossen. Sie hielten nach den Befehlen ihres Anführers die strengste Disciplin, und wo sie keinen Widerstand fanden, trat Sicherheit und Ordnung mit ihnen ein. Dagegen war den Soldaten versprochen worden, sobald sie in Rom eingezogen, die Plünderung der Häuser aller derer vornehmen zu dürfen, welche die Macht des Constantius in so schnöder Weise getheilt, und sich noch jetzt als dessen Parteigänger benommen hätten. Die Vorhut des Eupolemos rückte mit außerordentlicher Schnelligkeit gegen den Po vor, um die beiden Consuln möglichst zu überraschen. Furcht und Schrecken waren ihnen vorangeeilt und hatten das Heer der Letzteren, das an sich schon schwächer war, mit Angst erfüllt und alle Zucht in ihm gelockert. Patrika war mit seiner Schaar zuerst an das Ufer des Po gelangt. Ohne sich zu besinnen, setzte er durch eine Fuhrt, die man ihm gezeigt, über, und griff mit Ungestüm den ersten feindlichen Haufen, auf den er stieß, von der Seite an.

Als das Gefecht begann, schickten die beiden Consuln einige tapfere Mannschaft an den Ort des Kampfes, um dadurch Zeit zu gewinnen — ihre persönliche Flucht zu bewerkstelligen. Mit unwiderstehlichem Löwenmuth stürzten sich Patrika und die Männer von Juda, die er führte, auf den Feind, hieben nieder, was sich in den Weg stellte, und jagten den Feind nach einigem Widerstande mit geringem Verluste auf ihrer Seite in die Flucht. Die Flüchtlinge warfen sich auf das wenig geordnete Lager, und da es schon ruchbar geworden, daß die Consuln sich entfernt hätten, war bald die gesammte Truppe auf die Flucht mitgerissen; sie warfen die Waffen von sich und flohen auseinander. Anfangs verfolgte Patrika den fliehenden Feind; bald aber erkennend, daß das aufgelöste Heer des Feindes sich doch nicht wieder zusammenscharen werde, kehrte er zu der Fuhrt zurück, um hier erst die Befehle seines Oberen zu erwarten, an den er einen Boten mit der Siegesnachricht sandte. Hatte es auch keine große Anstrengung gekostet, diesen Sieg zu erlangen, so machte doch der unerschrockene Muth und der unwiderstehliche Ungestüm, welchen Patrika erwiesen, einen sehr günstigen Eindruck auf Julianus, der sein Lob und seinen Dank auszusprechen nicht zurückhielt.

Noch stand Patrika am andern Morgen auf dem Kampfplatze, als Amnon mit seiner Schaar auf ihn traf. Der Freund stellte dem Freunde sich vor das Angesicht, und erschien diesem wie eine Gestalt aus dem Reiche der Geister. Patrika hatte seit dem Unglückstage von Sepphoris durchaus nichts von ihm gehört, und da er bei dem vermeintlichen Tode Mirjam's nicht erwähnt worden, ihn längst untergegangen geglaubt. Als aber der Ausruf: „Patrika, ich bin es, Amnon!“ ihn überzeugte, daß es der lebende Freund sei, der vor ihm stehe, stürzten sie sich Beide in die Arme, und in halb lauten, halb erstickten Ausrufen brach

der Sturm der Gefühle, der Freude und der Trauer, des Entzückens und des Schmerzes hindurch. Doch welche Worte könnten die wechselnden und verschiederartigen Empfindungen schildern, welche Patrika überkamen, als Amnon ihm das ganze Geheimniß enthüllte! In seinen Gedanken wirbelte es, und viele Stunden vergingen, bevor er nur zu einer klaren Auffassung der Dinge kommen konnte. Sagte er sich im ersten Augenblicke: „Ha, das ist die echte Tochter Meschullam's, und wie der Vater den meinigen vernichtete, that es die Tochter mit mir," — so konnte doch seine edle Seele sich nicht lange dem Bewußtsein verschließen, daß Iddo aus Liebe gefehlt, und daß er in ihr die zu ehren habe, welche mit großen Opfern und vieler Klugheit ihn der Freiheit zurückgegeben und wahrscheinlich auch sein Leben erhalten, das ohne ihre Hülfe in dem furchtbaren Kerker verloren gewesen. Bald beherrschte ihn nur ein Gefühl, das Glück, Mirjam unter den Lebenden zu wissen, aber auch eine unsägliche Wehmuth über die schmerzlichen Kämpfe, die das theure Wesen zu durchringen gehabt und noch hatte. „Amnon," rief er endlich aus, „wir haben nur Eines vor uns: auf nach Rom — dort wird sich Alles entscheiden!"

Auf nach Rom! war jetzt auch das Losungswort des ganzen Heeres Julians.

14.

Als das Manifest Julians nach Rom gekommen, entstand im Volke eine sehr lebhafte Aufregung. Fürwahr, das Verlangen nach Freiheit stirbt niemals im Menschen aus. Jahrhunderte des Despotismus können es nicht auslöschen, und der tiefgebeugteste Sklave hebt den Nacken empor, wenn das Wort Freiheit weckend, erhebend, berauschend an sein Ohr schlägt. Aus dem kaiserlichen Manifeste wehte Allen ein Geist der Gerechtigkeit und der Menschenwürde entgegen, daß sie einen Augenblick selbst die religiösen und kirchlichen Streitigkeiten vergaßen und eine begeisterte Sympathie für Julian fühlten. Es kam hiermit zugleich ein Gefühl der Sicherheit, eine Gewißheit des Sieges über Alle, daß die Sache des Constantius verloren war, bevor noch ein Schwertschlag geschehen. Dies zeigte sich auch darin, daß alsbald die Juden nach Rom zurückströmten und kühn die kaum verlassenen Wohnungen wieder einnahmen, ein Beginnen, worin Niemand sie störte. Als nun die ersten Flüchtlinge vom Po nach der Hauptstadt kamen und die Kunde von der gänzlichen Niederlage und Auflösung der Truppen des Constantius in Italien verbreiteten, als die Großen und Beamten, alle Würdenträger und bedeutenden Anhänger des Constantius die Stadt zu verlassen begannen, da erhob sich das Volk von allen Seiten, erklärte sich für Julian und zog in hellen Haufen vor die Paläste und Häuser aller Jener, um ihre Entfernung zu verhindern. Es kam bald Ordnung in

die Sache, und man stellte regelmäßige Wachen auf, so daß Niemand von jenen Verdächtigen sein Haus zu verlassen oder seine Habseligkeiten fortzuschaffen vermochte. Unter diesen befand sich auch Meschullam. Nicht bloß durch seinen Reichthum und seine Stellung zum Hofe, sondern noch mehr durch den Verrath, den er an seinen Glaubensgenossen verübt, so daß er allein von ihnen in Rom verblieben war, und endlich durch seine allgemein bekannte Verbindung mit Constantius, welchem er so große Mittel zu Gebote gestellt, war er in den Vordergrund getreten. Man wollte ihn wie alle, die an den Gewaltthaten des Constantius, an dem Druck, den er, besonders durch unerträgliche Lasten auf das Volk verübt hatte, betheiligt gewesen, und sich vom Schweiße des Volkes bereichert hatten, dem strafenden Richter aufbewahren und sie der gerechten Vergeltung sich nicht entziehen lassen. Natürlich ging dies nicht ohne tumultuarische Auftritte, ohne Beleidigungen, Beschimpfungen, ja dann und wann sogar Thätlichkeiten ab; doch enthielt sich das Volk jeder eigentlichen Mißhandlung, und bewies dabei eine Mäßigung, die seinen Gegnern zu wünschen gewesen wäre.

Meschullam war von dem Augenblicke, wo die üblen Nachrichten eingetroffen, und das Volk an die Pforte seines prächtigen Hauses geklopft, wie gebrochen, kraftlos, ohnmächtig. Er saß in dem verstecktesten Gemache, im dunkelsten Winkel, auf einen Divan gekauert und weinte wie ein Kind, und vermochte nicht die geringste Anordnung zu treffen. War es das Bewußtsein seiner schlechten Handlungen, war es die hoffnungslose Furcht vor der unvermeidlichen Rache, die ihn treffen werde, es überkam den alten Mann wie die Nähe des Endes, das unwiderstehlich über ihn hereingebrochen sei.

Ganz anders Iddo. Man hatte ihr bedeutet, daß ihrer Ent-

fernung nichts im Wege stehe. Aber so wenig sie die Zärtlichkeit ihres Vaters erfahren hatte während ihres ganzen Lebens, wie er es auch gewesen, der sie genöthigt, ihre Jugend an der Seite eines ungeliebten, alternden Gatten zu vertrauern: sie wollte ihn nicht verlassen in seiner Noth. Da die Diener des Hauses größtentheils geflohen waren, übernahm sie alle Sorge für ihren Vater und bediente ihn aufmerksam; sie sprach den Männern des Volkes zu und dies zugleich mit einer Herzhaftigkeit und mit einer Milde, daß sie einen gewissen Einfluß auf sie gewann; sie suchte sie nicht ihrer übernommenen Pflicht untreu zu machen, aber durch Speise, Trank und kleine Geschenke höflicher und wohlwollender zu stimmen. Dann ging sie daran, die wichtigsten Papiere und werthvollsten Gegenstände an geheimen Orten zu verbergen, und durch alles dies dem gebeugten Greise einige Zuversicht einzuflößen. Ob sie in ihrem Herzen ihre Hoffnung auf Patrika gestellt, ob sie mit dem Siege des Julian auch die Erfüllung ihrer geheimen Wünsche erwartete? Sie verrieth sich hierüber nicht, bewährte aber überall Entschlossenheit, Energie und Hingebung.

Schneller noch, als man geglaubt, kamen die Heerhaufen des Julian nach Rom. Sie hatten keinen Widerstand gefunden, und ihr Marsch glich mehr einem Triumph- als einem Kriegszug. Je enthaltsamer, den Befehlen ihrer Oberen getreu, sich diese, Italien fast alle fremden Truppen bis dahin benommen hatten, desto sicherer rechneten sie auf die Erfüllung des ihnen gegebenen Versprechens, daß ihnen die Häuser und Güter der Anhänger des Constantius zur Plünderung überlassen werden. Die einzelnen Truppentheile sollten zu den verschiedenen Thoren Roms einbrechen, jedem derselben war ein besonderes Quartier angewiesen. Die Proscriptionslisten waren von kundiger Hand entworfen und den einzelnen Cohorten übergeben. Sobald daher die Soldaten die Thore

passirt hatten, vertheilten sie sich, um unter Führung ortskundiger Männer auf ihre Beute loszustürzen. Die Paläste und mächtigen Häuser jener Großen waren leicht gefunden; denn nirgends mehr als im damaligen Rom ragten die glanzvollen Wohnungen der Reichen unter den sie umgebenden Hütten der Armen und den bescheidenen Häuschen der kleinen Bürger hervor. Das Toben der Plünderung, das Rasen der aufgeregten Soldateska hallte bald durch die Stadt, und vermischte sich mit dem Geschrei der Betroffenen, welche, aus ihren Verstecken geholt, zur Haft gebracht, oder, wenn sie in ihrer Verzweiflung einigen Widerstand wagten, mißhandelt wurden, und mit dem Hohnlachen des Volkes, das sich an dem Sturze derer weidete, vor denen es so lange sich hatte beugen müssen.

Patrika war bei dem Kaiser während eines großen Kriegsrathes zurückgehalten worden, zu dem auch er berufen war. Es galt die weiteren Operationen zu bestimmen, Unteritalien und Sicilien zu besetzen und nach Griechenland überzugehen, während ein anderes Heer durch Pannonien dringe, um so Constantius von zweien Seiten aus zu begegnen. Der Kaiser wollte erst nach einigen Tagen in Rom eintreffen. Nach Beendigung des Kriegsrathes eilte Patrika zu Pferde seiner Schaar nach, die vorangezogen und holte sie am bestimmten Platze ein. Er setzte nun mit ihr den Marsch bis zur Nähe von Rom fort. Da hielt es ihn aber nicht länger, und er sprengte ihr voran nach Rom hinein. Bevor er die Seinen verließ, raunte er Amnon, der in seiner Abwesenheit befehligte, einige Worte ins Ohr.

Ein heftiger Kampf war in der Brust Patrika's entbrannt. Er wußte, welches Geschick Meschullam erwartete. Sollte er es ruhig über ihn ergehen lassen? Sollte er, soviel an ihm sei, hindernd dazwischen treten? Vor seine Seele trat das Bild sei-

nes von Meschullam in seiner Lebenskraft gebrochenen Vaters, der ihm zugerufen: „Räche Dich nicht, denn Gott wird die Bosheit rächen, die der Treulose geübt;“ vor ihm stand das Bild seiner grausam verwundeten Gattin, die mit unsäglicher Härte von ihm getrennt, von seinem Herzen auf immer losgerissen sein sollte; all die List, all der Trug, all die Bosheit, die von diesem Hause ausgegangen, und so oft seine Jugend und sein Leben vergiftet hatten, gingen an seinem Geiste vorüber, und ergossen eine unsägliche Bitterkeit durch sein Gemüth: „Was geht ihr mich an, unholde Menschen, wenn ihr jetzt den Becher zu leeren habt, den ihr euch selbst gefüllt! Ich will keine Hand an euch legen; ich trage keinen Stein herbei, der auf euer Haupt und auf euren Rücken fallen soll. Möge, was das strafende Geschick bestimmt hat, über euch ergehen. Mein edler Vater sank längstens vor Kummer in die Gruft, die Du, Meschullam, ihm gegraben: so fahre Du nun hinunter in die Deine, ich habe sie Dir nicht bereitet!“

Und warum pocht Dir dennoch, Patrika, das Herz so heftig? Warum hältst Du alle diese Bilder so fest vor Deiner Seele, und suchest sie immer wieder Dir zurückzurufen? Und warum folgst Du dennoch unwillkürlich den Impulsen Deiner Seele, und jagest auf Deinem Rosse voran, immer schneller, immer heftiger?

Er passirt das Thor; er reitet in die Straßen hinein; schon zeiget sich seinem Auge hier und da das Werk der Verwüstung. Paläste weisen die Spuren der Zerstörung, die an ihnen vollbracht worden; die Thüren zerbrochen, die Fenster zerschlagen, zertrümmerte Geräthe; hier und da eine Feuersäule aufsteigend, die bald wieder gelöscht wurde, selbst Blut war geflossen. Patrika schaudert, und lenkt fast unbewußt sein Roß nach der Gegend, wo das Haus Meschullams stand. Er gelangt dahin; er sieht wilde Gestalten ein- und ausströmen, Männer mit Beute beladen davon-

eilen, er hört die Wuthausbrüche des Pöbels, der den Tod des verhaßten Juden verlangt; überall Gefahr und Verderben. Da stürzt er sich vom Pferde, zieht das Schwert, und bricht sich durch die Menge Bahn. Er dringt in das Haus, verfolgt die ihm bekannten Gänge, eilt von Gemach zu Gemach, und gelangt endlich in das Zimmer, in welches Meschullam und Iddo sich geflüchtet, und das jetzt von wüthenden Soldaten erfüllt war. Sie hatten Iddo von ihrem Vater losgerissen und hielten sie in einer Ecke des Gemachs zurück, während Andere dem Meschullam, der regungslos mit starrem Blicke dasaß, die Schwerter auf die Brust setzten, um ihm das Geständniß der Verstecke zu entreißen, in denen seine Reichthümer verborgen lägen. Der gedankenlose Greis vermochte nicht zu antworten, und im nächsten Augenblicke mußte er entseelt zu den Füßen der Wüthenden liegen, die für Trotz nahmen, was Erstarrung des Geistes war. Im Nu war Patrika an seiner Seite, schlug mit seinem Schwerte die gezückten Waffen zurück, drängte die Nächststehenden bei Seite, stellte sich vor den Bedrohten, und rief mit donnernder Stimme: „Zurück, ihr Krieger Julians! Nehmt, was ihr findet, und ihr sollt mehr haben, auf mein Wort! Aber schont das Leben von Greisen und Weibern!“ Einen Augenblick stutzten die Soldaten; sie erkannten den höheren Offizier — bald aber riefen einige Rädelsführer: „Wer Du auch bist, Du hast hier nichts zu befehlen — wir haben die Erlaubniß des Kaisers, alles was hier ist, gehört uns — der Hund hat uns seine Reichthümer versteckt, er soll sie uns herausgeben, oder sein faules Blut muß fließen!“

Sie drangen von Neuem auf den Greis und seinen Beschützer los. Vergebens rief dieser: „Zurück, im Namen des Kaisers, es soll kein Blut vergossen werden!“ Mit Riesenkraft stieß er die Dränger zurück, und ließ sein Schwert unaufhörlich kreisen,

daß die Vorderen zurückwichen. Aber die Hinterstehenden drängten nach vorn, und schrien: „Hauet ihn nieder! Seid keine Memmen, vor Einem werdet ihr euch nicht fürchten!" Und die Schwerter klirrten, und bald dieser, bald jener wurde verwundet, und auch Patrika blutete.... Da rief es plötzlich von den Gängen her: „Patrika! Patrika! drauf und dran, es lebe Patrika!" Und durch aufgesprengte Seitenthüren stürzten Amnon und seine Leute in das Gemach, und hieben mit den flachen Klingen auf die Soldaten ein, daß diese, die Uebermacht erkennend, nach und nach aus dem Gemache flohen und die nächsten Zimmer sich leerten. Amnon's und Patrika's Leute besetzten diese, während draußen Plünderung und Zerstörung nur um so schonungsloser hausten.

Kaum war dies geschehen, Meschullam und Iddo gerettet, als diese zu Patrika, der mit gesenktem Schwerte dastand, eilte, und mit leuchtenden Augen und ausgestrecktem Arme ihm zurief:

„Dank, Patrika, Dank Dir für Deine heldenmüthige Rettung, Dank dem Herrn, der Dich zur rechten Zeit erscheinen ließ!" .... Aber ein eisiger Blick Patrika's war die ganze Erwiderung, die ihr wurde. Sie wich erschrocken zurück. „Was ist das, Patrika? Warum schweigst Du auf den heißen Ausbruch des Dankes für die edle That, die Du an uns geübt?" ....

Patrika steckte jetzt sein Schwert in die Scheide und trat Iddo einige Schritte näher. „Iddo," sprach er ernst und gelassen, „wir sind jetzt quitt. Du hast mich aus dem Kerker befreit, ich habe Dich und Deinen Vater aus den Händen der Soldaten befreit. Ich bin Dir nichts mehr, Du mir nichts mehr schuldig. Und darum nimm dieses Papier zurück, das ich von Dir empfangen habe, und das vielleicht sonst auf der einen oder auf der andern Seite die Rechnung vergrößern könnte." Bei diesen Worten zog er ein Blatt aus seinem Gewande und hielt es Iddo vor die

Augen. Es war jene Bescheinigung von dem Tode Mirjam's. Ein Blick darauf lehrte Iddo, daß ihr Spiel verrathen sei. Sie erbleichte, brach zusammen, und sank auf den Divan zurück. Patrika aber zog das Blatt zurück, zerriß es und warf die Stücke vor die Füße Iddo's.

Nach einer Pause sprach er: „Nun ich das Werk begonnen, muß ich es auch beenden. Ich gehe zum Kaiser, um eure Begnadigung zu erbitten. Ich bin gewiß, er wird sie mir nicht versagen, wenn sie euch auch ein bedeutendes Strafgeld kosten wird."

Er wandte sich zum Ausgang des Zimmers mit raschen Schritten, und wollte es verlassen. Da entrang sich ein furchtbarer Schrei der Brust Iddo's; sie sprang auf, eilte ihm nach, ergriff seinen Arm, und rief: „Patrika, bleib, höre mich!" Er wandte sich um und blieb stehen. „Patrika," fuhr sie fort, „ich kann Deine Verachtung nicht ertragen, Dein Unwille ist mir mehr als Tod. Du weißt jetzt, was mich zu solcher Handlung trieb. Wohlan, Du sollst mich wieder achten lernen; Dein Herz soll mir nicht ganz verschlossen bleiben. Auch ich habe ein Blatt Dir zu übergeben, ein Blatt zu zerreißen. Sieh, hier...." Und mit zitternder Hand zog sie ein Blatt aus ihrem Gewande, hielt es Patrika hin, und zerriß es dann vor seinen Augen in tausend Stücke. Es war der Eidschwur Mirjams, durch welchen sie für das ganze Leben von Patrika getrennt bleiben sollte. „Wie ich dieses Blatt vernichte," sprach Iddo mit dumpfem Tone, „so vernichte ich auch jenen Schwur, und hebe alle Ansprüche auf Dich und Mirjam auf. Möge Gott euch zusammenführen und bei einander erhalten — ich, ich werde mich in Alles finden, was mir noch beschieden ist!"

Patrika hatte staunend das Thun Iddo's gesehen und ihre Worte vernommen. Ein Lächeln unendlichen Glückes zog über

sein Antlitz, das vor Freude leuchtete. Er konnte sich nicht zurückhalten; er umarmte Iddo, preßte sie an seine Brust, drückte mit der Hand ihr Haupt auf seine Schulter. „Habe Dank, Iddo, tausend Dank," rief er mit bebender Stimme, „Du hast überwunden, und reicher, schöner, gesegneter bist Du so, als je zuvor. Jetzt werden wir Deinen Namen mit Freuden und Segnungen nennen, und die Hand auf immer verehren, die mir die Pforte des ewigen Kerkers erschlossen!"

Lange besprachen sie sich mit einander, und beide wurden ruhiger und gefaßter. Patrika brach auf, um von Julian das Wort der Gnade zu erwirken.

15.

Der Rabbi Gideon hatte Bovillae nicht verlassen wollen. Die Liebe und Verehrung, welche er in der zwar unwissenden, aber die heilige Wissenschaft hochschätzenden Gemeinde gefunden, die Entfernung vom Treiben der Welt, von den Eifersüchteleien und Ränken, denen er in Rom begegnet war, bewogen ihn zu dem Entschlusse, hier seine Tage beenden zu wollen, und so weilte auch Mirjam noch daselbst. Amnon eilte sofort dahin, um die leidensvolle Gattin Patrika's von der glücklichen Lösung des auf ihr ruhenden Bannes zu unterrichten und auf die Ankunft ihres Gatten vorzubereiten. Sobald dieser in aller Eile die nöthige Sorge für die ihm anvertraute Schaar abgethan, folgte er dahin mit der Schnelligkeit, welche sein gutes Roß ihm gestattete. Er kommt an, steigt ab, stürzt in das Haus, ein Ausruf des Glückes tönt von den Lippen Beider — sie haben sich wieder, sie umschlingen sich, ihre Herzen schlagen wieder an einander, ihre Blicke versenken sich wieder in einander voll unsäglichen Entzückens.. . Von dem Hofe des Castells zu Sepphoris bis zu dem kleinen Gemach zu Bovillae ein Schritt, ein Zeitraum — aber welchen Inhalts! . . . . O menschliches Herz, wer vermöchte Deine Tiefen zu ermessen und Deine Höhen zu ersteigen durch das Wort? Nur das selbstempfindende Gefühl dringt bis dahin, wo das Heiligthum, das göttliche Heiligthum in Dir beginnt — ja, das Heiligthum, denn den Sturm des Hasses und der Sünde vermögen

wir zu begreifen und zu schildern, nicht aber den Sturm der Liebe, obschon die Töne seines Rauschens reine Harmonie, und die Strahlen ihres Lichtes lauterer Aetherglanz sind. . . .

Julianus hatte seine Verheißung erfüllt. Nach seiner Ankunft in Rom erließ er die in seinem Manifeste versprochenen Dekrete. Ohne der christlichen Kirche in einem wesentlichen Rechte nahe zu treten, setzte er den heidnischen Cultus wieder in seine volle Gleichberechtigung ein, öffnete wieder seine Tempel, stellte seine Altäre wieder her. Nicht minder hob er alle Erlasse des Constantin und des Constantius, welche irgend eine Rechtsbeschränkung der Juden enthielten, wieder auf, und ehrte sie und ihren Glauben durch die Anerkennung als gleichberechtigt im ganzen römischen Reiche. Ja, noch mehr: er veröffentlichte eine Ansprache an die gesammte Judenheit, in welcher er ihr kund that, daß er zu Rom bereits vom Kaiser unterzeichnete Schriftstücke vorgefunden, durch welche sie besondern schweren Abgaben unterworfen werden sollte, die er, Julian, aber selbst wieder vernichtet habe; er hebe ferner ihre Verbannung aus dem Lande ihrer Väter, aus Judäa und Galiläa auf, ein jeder Jude könnte die Grenzen dieser Provinzen wieder betreten und sich nach seinem Belieben daselbst niederlassen. Endlich wollte er auch den zerstörten Tempel zu Jerusalem wieder erbauen, damit daselbst die Opfer wieder gebracht und für sein Wohl und sein Leben der Segen der höchsten Gottheit erfleht werden könnten. Er bestimmte den Baumeister Apylius zu diesem Werke und wies die nöthigen Gelder und Baumaterialien an.

Diese Beweise der kaiserlichen Huld und Gerechtigkeit machten einen begeisternden Eindruck auf die Juden. Sie fühlten eine ungeheure Last von ihren Schultern gefallen, ein Joch auf ihrem Nacken zerbrochen und dessen Stücke auf den Boden geschleudert.

Ihre Dankbarkeit gegen Julian kannte keine Grenzen und Leben und Gut hätten sie willig für ihn geopfert, wenn er es verlangt. Aber weiterhin folgte ihr Enthusiasmus dem Kaiser nicht. Die Absicht, den Tempel von Jerusalem wieder zu erbauen, ließ sie kalt. Zu sehr lebte in ihnen der Glaube, daß der Messias nur aus dem eigenen Schoße ihres Volkes hervorgehen, daß sie von Außen zwar Ruhe und Sicherheit, nicht aber Wiederherstellung und Erhebung erwarten dürften; zu oft hatten bereits ihre bedeutendsten Lehrer sie gewarnt, die Messiaszeit nicht stürmisch herbeiführen, sich nicht mehr gegen die herrschenden Völker auflehnen, sondern das Joch geduldig ertragen zu wollen — als daß sie das Heiligthum auf Zion von der Hand eines heidnischen Kaisers wieder erbaut haben mochten. Die jüdische Jugend strömte freudig zu den Standarten des Kaisers; die jüdischen Reichen boten ihm willig ihre Mittel an; aber die Städte Judäa's und Galiläa's waren zu sehr in Trümmer gefallen, und deren Fluren zu Einöden geworden, als daß sie sich wieder dahin gezogen fühlten; sie ließen geschehen, was der Kaiser that, aber unterstützten sein Unternehmen in Jerusalem nicht.

Galt es doch jetzt auch vor Allem, die noch furchtbare Macht des Constantius zu brechen. Drei Feldherren des Julian waren mit ihren Heeren durch Pannonien nach Thracien eingezogen, und Julian selbst setzte mit einer kleinen, aber überall sich mehrenden Macht nach Hellas über, um so von allen Seiten die dort befindlichen Truppen des Constantius einzuschließen, und in Syrmium, der Lieblingsresidenz des Constantius, zusammenzutreffen.

Auf diesem Feldzuge hatte auch Patrika dem Kaiser versprochen, ihn zu begleiten, und das Schwert nicht eher niederzulegen, als bis die Herrschaft Julians überall siegreich und anerkannt wäre. Nur wenige Tage durfte er daher bei seiner wieder-

gefundenen Gattin weilen, Tage unendlichen Glückes, in denen die Trauer der Erinnerung zu um so höherem Entzücken, zur wahrhaften Weihe ihrer Wiedervereinigung wurde. Mirjam verlangte, daß, um nicht ganz wieder von Patrika getrennt zu sein, sie in einiger Entfernung dem Heere nachfolgen dürfe. Er willigte gern darein, und noch einmal war Amnon bestimmt, der treue Hüter Mirjams zu sein.

Aber der Feldzug war ein gefahrloser. Wie die Geschichte und das Leben so oft zeigen, traf auch hier Schlag auf Schlag den Unglücklichen, der einmal zu sinken begonnen. Die Truppen des Constantius wichen überall, ohne den Kampf aufzunehmen. Er selbst eilte nach Asien, schloß mit dem Perserkönige Sapor einen höchst unvortheilhaften Frieden, um das gegen diesen bestimmte Heer gegen Julian zu führen. Da ereilt ihn die Nachricht, daß seine Gemahlin Eusebia in Byzanz verschieden sei. Ihn selbst ergreift ein heftiges Fieber; aber er gönnt sich keine Rast, sondern treibt seine Begleiter immer heftiger vorwärts. In seinem Gemüthe tobt ein leidenschaftlicher Sturm. Die Wuth über die erlittenen Nachtheile, die Furcht, nun endlich dennoch einem Gegner gänzlich zu unterliegen, wechseln mit den Vorwürfen, die er sich machte, durch die Begünstigung des Arianismus einen Riß durch die Christenheit bewirkt zu haben, der ihn selbst der besten Kräfte beraubte, der weder durch Blut ausgefüllt, noch durch trockene Formeln zugedeckt werden konnte, und noch viele Jahrhunderte das Fundament der christlichen Kirche erschüttern würde. Bald rast er gegen sich selbst, und verwünscht das Andenken seiner Gemahlin, daß er, durch ihre Vorstellungen bewogen, Julian aus dem Kerker entlassen nnd zum Cäsar erhoben habe; bald wieder treten die Schatten seiner von ihm gemordeten Verwandten, der hingeopferten Glieder der kaiserlichen Familie vor ihn hin, und weis-

sagen ihm höhnend den nahen Untergang. So kommt er bis nach dem Städtchen Mopsucrene an den Grenzen von Cilicien an dem Fuße des Taurus. Hier überwältigt ihn das Fieber, und er muß verweilen. Bald liegt er bewußtlos, von wilden Phantasien beherrscht, sein schwacher Körper von Fieberfrost durchschüttelt. Er unterliegt, und zwei Tage später hatte Julians Gegner den letzten Seufzer ausgehaucht.

Der Krieg war zu Ende. Allerorten huldigte man Julian als Augustus, als dem einzigen Imperator des ganzen römischen Reiches. Er verlegte seine Heere in die Winterquartiere, um im nächsten Frühjahre sie gegen die Perser zu führen, und entließ die Hülfstruppen, die sich ihm zugesellt hatten. Er bereiste jetzt die Provinzen des Reiches, um überall den Rechtszustand, wie er ihn auffaßte, herzustellen. Niemand wagte, sich ihm zu widersetzen, und Unzählige segneten seine feste und doch so milde Hand. Auch Patrika durfte die Waffen niederlegen.

So fanden sich denn' die beiden Gatten für immer wieder vereint, und unter dem Sonnenscheine dieses Glückes erlangte Mirjam bald ihre Jugendkraft und Frische wieder, und die Leiden der Vergangenheit schwebten ihr nur noch wie ein böser Traum vor, aus dem ihr ein seliges Erwachen geworden. Als die Beiden noch in Byzanz weilten, erhielten sie ein Schreiben Iddo's, das Patrika den Tod ihres Vaters mittheilte. Er hatte sich von dem schweren Schlage, der ihn getroffen, nicht wieder erholt; das Licht seines Lebens erlosch allmählich; vor seinem Tode jedoch forderte er von Iddo, daß sie nach seinem Scheiden Patrika möglichst den Schaden ersetze, den er dessen Vater zugefügt. Iddo mußte es ihm geloben, und dieses Versprechen schien die Unruhe und Beängstigung seiner Seele vor den nahenden Schatten des Todes zu mildern. Seine Hinterlassenschaft zeigte sich trotz aller Verluste

und der großen Strafsumme, die er hatte bezahlen müssen, noch über alle Erwartung groß, und es gereichte Iddo zu aufrichtigem Vergnügen, die Sünde ihres Vaters, so weit es möglich, wieder gut zu machen. Um jedes Bedenken Patrika's im Voraus zu entfernen, zog sie die Summen ab, die sie für seine Befreiung aus dem Gefängniß hatte verausgaben müssen. So stand denn auch Patrika nicht an, das Gut seines Vaters zurückzunehmen, und es schaffte seinem Herzen sogar eine tiefe Befriedigung, den Segen seines Vaters gerade jetzt zu verspüren, wo die Mittel, die aus dem Ruin seines Vermögens gerettet worden, zu Ende zu gehen droheten. Iddo hatte sich dem regen Leben der Welt wieder zugewandt, sie blieb unverheirathet, und erst in einem höheren Alter zog sie sich zurück, um in der Uebung wohlthätiger Werke ihr Leben zu schließen.

Patrika und Mirjam wußten, was sie zu thun hatten. Sie kehrten nach Asien zurück, um zum letzten Male die Stätten zu besuchen, wo sie gelebt, gekämpft und gelitten, und die Gauen des Landes ihrer Väter noch einmal zu durchwandern. Es war eine traurige Pilgerschaft durch das öde Land und die zertrümmerten Städte; aber ihr Herz verlangte danach. Sie sahen das zwar verschonte, aber völlig heruntergekommene Tiberias am blauen See, von den immer grünen Gärten umgeben und mit den heißsprudelnden Quellen gesegnet. Aber fremde Bewohner, voll Haß gegen die Nachkommen Juda's, hatten sich darin heimisch gemacht. Mühsam drangen sie auf dem Wege, den Amnon einst gebahnt, als er Mirjam aus dem unterirdischen Gange rettete, zur Höhe von Sepphoris durch die Trümmerwüste hinan, und betraten noch einmal den Hof des zerfallenen Castells, wo die einstige Bitterkeit der Trennung durch das süße Glück der Wiedervereinigung gehoben ward. Weiter konnten sie aber in die Stadt nicht kommen;

überall starrten ihnen die Ruinen entgegen, und jeder Schritt bot nicht bloß Schwierigkeiten, sondern auch Gefahr. Alle Versuche, die von Einzelnen gemacht worden, den Trümmern Etwas abzugewinnen, waren vergeblich gewesen; jetzt war die einst so blühende Stadt gänzlich verlassen, und das Schweigen, das auf ihr ruhete, wurde allein durch das Krachen der bald hier, bald dort tiefer einstürzenden Trümmer und in der Nacht durch das Geheul der Schakale, die sich hier eingenistet, unterbrochen. Thränen standen selbst in den Augen des starken Mannes, als sie für immer Abschied nahmen von der geliebten und geheiligten Stätte.

Sie setzten ihre Pilgerschaft nach Süden fort, und gelangten zu dem zertrümmerten Jerusalem. Drei Jahrhunderte waren bereits über diesen, der Menschheit geheiligten Platz dahingegangen, seitdem der römische Soldat die Brandfackel durch das goldene Fenster des Tempels geschleudert. Allerdings war von der innern Stadt ein ziemlicher Theil längst wieder angebaut und von Abkömmlingen aller Nationen bewohnt. Doch bis jetzt hatten nur wenige Söhne Israels von der Erlaubniß des Kaisers Julianus, Jerusalem wieder betreten und bewohnen zu dürfen, Gebrauch gemacht, fromme Männer und Frauen, die dahin kamen, um auf den Trümmern des Heiligthums zu beten und den Staub ihres Leibes mit dem geheiligten Staube Zions zu vermählen. Indeß war vom Alypius nach den Befehlen des Kaisers der Anfang zum Wiederaufbau des Tempels gemacht worden. Julian wollte seinen Namen auch an diesem Bauwerke verewigen, und hatte die größten Summen dafür angewiesen und den Statthaltern von Syrien und Palästina befohlen, alle erforderlichen Materialien in reichlichem Maße zu liefern. Aber die Juden unterstützten ihn nicht; es zeigte sich nirgends ein Eifer, nirgends eine Begeisterung für diesen Gedanken. Der Tempel, nicht von der Hand des Messias

gebaut, Jerusalem, von andern Völkern mit andern Tempeln und Altären bewohnt waren für sie Bilder ohne Inhalt, Körper ohne Seele. So traf Patrika Jerusalem. Schauer der Wehmuth, schmerzliche Trauer im Herzen, den Blick in die Trostlosigkeit einer weiten Zukunft der Verödung gewendet, bis dereinst die Herrlichkeit des Herrn in die Hallen des wiedererstandenen Zions einziehen werde, verrichtete er mit seiner Gattin die andächtigen Gebete, die ihren Seelen entquollen.

Als Patrika eines Tages gen Abend von den Mauerresten des Tempels, wo er einsam gebetet, nach dem Hause ging, in welches er mit Mirjam eingekehrt — da huschte eine dunkle, verhüllte Gestalt an ihm vorüber. Die Schatten der Dämmerung hatten sich schon über die engen Straßen der Stadt gebreitet, so daß er den vorübereilenden Mann nicht erkennen konnte — aber diese lange, hagere Gestalt mit vorwärtsgebeugter Haltung, diese stechenden Augen aus dem schief geneigten Haupte warfen eine Ahnung, eine erschreckende, eine den Sturm in seinem Herzen aufregende Ahnung in seine Seele. Er blieb stehen, und sah ihr nach. „Wie? war dies nicht .... nicht — Joseph der Abtrünnige? ....“ Aber schneller als er diese Worte gesprochen, war die Erscheinung verschwunden, als hätte die Nacht sie verschlungen, der sie entstiegen. Leicht machte er sich glauben, daß sein Auge sich geirrt, daß seine geschäftige Phantasie aus den dunkeln Tiefen heraufbeschworen, was für immer darin begraben sein sollte. Aber er war es doch.... Die Arbeiter des Apylius waren bereits daran gegangen, von dem Tempelplatze die Trümmer hinwegzuschaffen und die gewölbten Gänge im Fundamente wieder zu öffnen, indem sie angefangen die Stein- und Schutthaufen aus denselben hinweg zu räumen. Aber wenn auch die Juden selbst dem Werke des Kaisers gleichgültig zusahen, so lebten

unter ihren Gegnern doch Tausende, welche dessen Ausführung mit Haß und Entsetzen erfüllte. Zu bestimmt war ausgesprochen worden, daß dieser Tempel aus seinen Trümmern sich niemals wieder erheben werde — was sollte aus diesen Weissagungen werden, wenn er nun dennoch aus seiner Asche erstände?!

In Niemandem aber stand der Entschluß fester, sich diesem zu widersetzen, als in der Seele Josephs des Abtrünnigen. Längst war er bei seinem Beschützer in Rom in Mißachtung gefallen, da keines der von ihm angegebenen Mittel sich bewährt, keiner der von ihm entworfenen Pläne sich verwirklicht hatte. Seine unbändige Seele knirschte darüber voll Wuth, und sein Entschluß stand fest, durch eine That das verlorene Ansehen wieder zu gewinnen oder darüber unterzugehen. Als die Befehle Julians ergangen waren, den Tempel wieder zu erbauen, blitzte es in ihm auf, welche diese That sein müsse. Er eilte nach Jerusalem; er beobachtete mit fieberhafter Hitze jeden Schritt, der geschah; seine geschäftige Phantasie brütete über die Mittel, Alles zu hintertreiben, und — er kannte die Menschen seiner Zeit zu gut. Er bereitete Alles vor. Bei der genauen Kenntniß der Oertlichkeiten, die er sich verschafft hatte, und bei der sorgfältigen Prüfung, der er Alles unterzog, war es ihm gelungen, in das Labyrinth der unterirdischen Gänge einzudringen. Er häufte hier eine Masse zündbarer Stoffe, Schwefel und Zunder aller Art auf, und schaffte sie zwischen die Trümmerstücke hinein. In der Nacht vor dem Tage, wo die Arbeiter die Schutthaufen aus den Gängen zu räumen beginnen wollten — es war derselbe Abend, an welchem Patrika ihn an sich vorüber eilen gesehen — versenkte er sich in die Höhlen, und brachte die Nacht daselbst zu. Kaum hatten die Arbeiter die ersten Trümmer fortgeschafft, als er mit einer Fackel all den aufgehäuften Zündstoff anzündete. Ein lautes Krachen

und Zischen hallte durch die Gänge, die Flammen schlugen auf und zündeten auch die bösen Wetter, die sich in den lang verschlossenen Gängen gebildet hatten, wie Donner rollte es, und die Feuerzungen fuhren den Arbeitern entgegen, ergriffen einige von ihnen und tödteten sie. Mit lautem Wehegeschrei entflohen die Uebrigen, denen sich Rauchwolken und lodernde Flammen nachwälzten. . . . Der Plan war gelungen. Niemand getraute sich wieder Hand anzulegen. Dem abergläubischen Sinne der damaligen Menschen waren es Flammen von Gott gesendet, Boten des göttlichen Willens, daß der Tempel für jetzt nicht wieder erbaut werde. Selbst Applius schreckte zurück, und berichtete dem Kaiser darüber. Und Joseph? Sein Werk war vollbracht, aber es hatte ihn selbst zum Tode getroffen. Die Flammen, die er gezündet, waren schneller, als sein flüchtiger Fuß, der dem Brande sich entziehen wollte; sie ergriffen seine Gewänder, der Schwefelrauch betäubte ihn — er strauchelte — er war verloren . . . . seine verkohlten Gebeine liegen unter dem Schutte von Zion begraben.

Patrika erlebte dies Alles in Jerusalem noch mit. In unklarer Gedankenverbindung mochten sich in den geheimen Tiefen seiner Seele der Schatten des Abtrünnigen, der an ihm vorübergeeilt, mit den Flammen aus den unterirdischen Gängen, mit der Beseitigung des Tempelbaues sich verknüpfen — wenigstens war es ihm, als ob mit diesem Tage auch das tückische Treiben des Bösewichts aus der arabischen Wüste auf immer verschwunden sei. Er verließ mit Mirjam den heiligen, aber entheiligten Boden seiner Väter.

Wohin aber waren jetzt eure Schritte gelenkt, Mirjam und Patrika? Wohin ging schon von Byzanz aus euer Denken und Sinnen? . . . . Nach Osten — dorthin, wo der Chaboras seine grünen Wellen mit den blauen des Euphrat vermischt; dorthin,

wo Karchemisch sich an den Ufern beider Ströme hinstreckt; dorthin, wo hinter dem Häuschen der Euphratvorstadt am Ende des Gartens ein kleiner Grabhügel sich wölbt. . . . Vergißt ein Mutterherz des Kindes, auch wenn es unter dem Rasen der Erde ruht? Patrika hatte es nie gesehen, auch nicht einen Augenblick auf seinem Arme getragen, aber seine Seele verlangte danach, den Resten des kleinen Körpers einmal nahe, so nahe zu sein, wie die Scheidewand, die zwischen Leben und Tod steht, es gestattet. So zog Mirjam zum dritten Male durch die schreckensvolle Wüste; aber ihren Patrika zur Seite und das Grab ihres Kindes vor Augen, waren für sie alle Beschwerden, alle Mühsale leicht zu ertragen. Sie gelangten glücklich dahin, wohin ihr Sehnen gegangen, und standen endlich an dem wohlerhaltenen kleinen Hügel, von Myrthenbüschen umschattet, von den Wogen des Euphrat umrauscht, vom klingenden Gesang der Nachtigall umtönt. Hier lagen sich die Gatten in den Armen, und die Thränen ihres Schmerzes vereinigten sich in heiliger Weihe. Das drunten schlief, sollte ihr einziges Kind bleiben und das Geschlecht der Patrika's erlöschen.

Das kleine Haus ging wieder in den Besitz Patrika's über, und Frieden und süßes Glück wohnten darin. Bald auch kam Amnon ihnen nach. Mit den Mitteln, die Patrika ihm bot, begann er sein Handwerk von Neuem zu üben, führte ein braves Weib heim, und sah sich nach Jahren von zahlreicher Familie umgeben und bei einem arbeitsvollen Leben in genügendem Erwerb und Besitz.

Doch nur wenige Jahre sollte Patrika diese ungestörte Ruhe genießen. In Machuza, dem damaligen Hauptsitze der jüdischen Weisheit im Osten, war Rabah, der ruhmreichste Meister der heiligen Wissenschaft, gestorben. Kein ihm ähnlicher Nachfolger be-

stieg seinen Sitz. R. Isaak, ein Greis, hatte mehr durch seine Vergangenheit als durch die Leistungen, deren er noch fähig war, Anspruch auf diese Würde. Zugleich war durch eine römische Belagerung der Stadt große Bedrängniß bereitet worden. Da sandten die Einwohner von Machuza zu Patrika, ihn zu bitten, das Amt ihres Vorstehers zu übernehmen. Sie beriefen sich auf seine Liebe zu seinem Volke, auf seinen Eifer für seinen Glauben, auf seine Pflichttreue, beiden eine Stütze zu sein, wo sie derer bedurften. Patrika trennte sich ungern von der ihm lieb gewordenen neuen Heimath, trat ungern aus der süßen Zurückgezogenheit in den Kampf des menschlichen Lebens zurück. Aber er fühlte, daß es seine Pflicht sei, dem Rufe zu folgen, und Mirjam, in welcher sich ihr Patriarchenblut regte, stimmte ihm bei. Sie siedelten nach Machuza über, und es eröffnete sich hier für Patrika eine lange, ruhmreiche Laufbahn. Mit seinem Wissen und scharfen Geiste unterstützte er die Meister der Lehrschule, daß diese bald wieder in ihrem vorigen Glanze strahlte; mit seiner Thatkraft vertrat er seine Glaubensgenossen bei den persischen Fürsten, und durch die Achtung, die er ihnen einflößte, wußte er das Wohl seiner Nation zu fördern. Spät sank er ins Grab, dahin ihm Mirjam nach wenigen Monden folgte. Sein Andenken erhielt sich lange Zeit bei seinem dankbaren Volke, und erlosch selbst nicht in der Nacht der Jahrhunderte.

Dem Kaiser Julian war nur eine kurze Regierung beschieden. Nach zwei Jahren schon traf ihn in einem siegreichen Treffen gegen die Perser am Tigris ein tödtlicher Pfeil. Die oft so düster brennende Fackel der Geschichte vermochte es nicht zu erhellen, ob der Pfeil von einem persischen Bogen oder von der Sehne eines Verräthers gekommen. Er war nicht der letzte Held für Glaubensfreiheit, über dessen Gruft dieselbe Frage sich erhob.

Seine Geschichte wurde zumeist von seinen Feinden niedergeschrieben, und dies so wie die kurze Zeit seiner Regierung verhinderte ihn, den Namen zu erlangen, den er durch seinen Geist, seinen Charakter und seine Thatkraft wohl verdient hätte, den Namen eines der Großen im Menschengeschlechte. Aber der Hauch seines Geistes durchwehte noch die nächste Folgezeit, und war insonders für die Juden von unmeßbarem Segen. Seine Nachfolger, mitten in den Kampf zwischen den Arianern und Katholiken hineingestellt, konnten nicht so schnell den Weg der Unduldsamkeit und Bedrückung wieder betreten, und noch der dritte derselben, Valentinian, erließ ein Toleranzedikt, das ausdrücklich die freie Uebung jeder Religion ohne irgend eine Benachtheiligung der bürgerlichen Rechte sicherte. Erst nach und nach begannen die Ausschließungen von Neuem, und fast eines Jahrhunderts bedurfte es, bis die Dekrete des Constantius nochmals publicirt und endlich verwirklicht wurden. Bis dahin hatten sich auch die Juden allmählich gewöhnt, dieses schwere Joch ruhig zu tragen, und was sie am Beginne dieser Zeit zum größten Theile erdrückt hätte, konnte sie nunmehr in ihrer Treue und Anhänglichkeit für ihren Glauben nicht wankend machen. Dunkle Schatten lagerten sich über den Gemeinden im Abendlande; aber desto heller strahlte das Licht für sie im Morgenlande, wo die großen Lehrhäuser der babylonischen Juden und die Duldsamkeit der persischen Herrscher ihnen die Leuchte des Glaubens und des friedlichen Glückes nicht erlöschen ließen. Da, als der Orient abermals zu sinken und von neuen Stürmen heimgesucht zu werden begann, wurde auf einem einsamen Schiffe die Fackel über den Ocean nach Westen getragen, und der Geist, der nie ruhende, der stets schaffende, weckte ein neues Leben in den Juden des Abendlandes. In Spa-

nien, Gallien und Deutschland erstanden neue Heerde des jüdischen Geistes und des jüdischen Lebens.

Erhabener Weltgeist, der Du in der Geschichte Deiner Menschheit eben so wie in Deiner Schöpfung lebst und wirkest, wie wundersam sind die Gewebe, die Deine Vorsehung aus zahllosen einzelnen Fäden zusammenwebet, und welche in erhabener Zeichnung und mit hellen Farben Deine Weisheit und Deine Liebe klar und erkennbar wiedergeben!

Bonn, Druck von Carl Georgi.



